



Beantworte meine Frage, oder ich schiesse Dich nieder!

Rinaldo Rinaldini

der

Räuber-Hauptmann.

Eine
romantische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts
vollständig in sechs Theilen.

Zweiter Band,

enthält den vierten bis sechsten Theil.

Mit einem Kupfer.

Vierte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.

Stuttgart:
Druck und Verlag von Fr. Henne.
1845.

Rinaldo Rinaldini.

Vierter Theil.

Omnia finito sunt cohibenda modo.

V. OPSOPAEUS.

Zehntes Buch.

Wunderbar gerettet und geborgen
Hat das Glück zu neuer Noth
Den Verfolgten, dem der Morgen
Jeden Tages neues Unglück droht.

Tobend heulte die entfesselte Schaar der Winde, donnernd brachen sich die empörten Wellen am Felsengestade, flammende Blitze durchschnitten die finstre Wolkennacht; Himmel und Erde waren in Aufruhr.

Betend lag Onorio in der Kapelle; stöhnend ruhte Rinaldo auf seinem Lager.

Unfern Maltha liegt die kleine unbewohnte Insel Lampidosa, meerumgürtet, traurig und einsam, aber ihr sicherer Hafen gewährt den Schiffenden Aufenthalt und Schutz, wenn wüthende Stürme sie verfolgen. Mitten auf diesem Eilande steht eine kleine Kapelle, geweiht der heiligen Jungfrau. Kein Schiffer, sey er Christ oder Muhameds Verehrer, vergißt es, für gewährten Schutz in der Kapelle, als ein dankbares Opfer, Proviant oder Munition niederzulegen. Wer davon etwas zur Zeit der Noth bedarf, legt Geld dafür hin, und jährlich kommen Galeeren von Maltha, die dieses gemünzte Opfer nach Trapani in Sizilien zu unserer lieben Frau führen.

In der lieben Frauen-Kapelle auf Lampidosa lag Onorio betend vor dem Altare der Hochgebenedeiten.

Rauschend entströmte der Regen den geborstenen Wolken: stärker rollte der Donner; es erbebte die Erde.

Onorio erhob sein Gesicht, streckte seine Arme gegen das Bildniß der heiligen Jungfrau, und sang mit sanfter Stimme:

Du, o Geberin des Guten!
Quelle der Barmherzigkeit!
Gib uns Menschen deinen Frieden,
Schenk uns einst die Seligkeit!

Zähme die empörten Fluthen,
Zeige deine Allgewalt,
Gib auch du dem Meere Frieden,
Sichre unsern Aufenthalt!

Lächle gleich dem Morgensterne,
Der dem müden Wandrer lacht,
Zeige deine hohe Gnade,
Zeige deine hohe Macht!

Ein flammender Blitzstrahl durchzischte die Kapelle, ein heftiger Donnerschlag folgte. Es erbebte die Kapelle, an einander schlugen die geweihten Ampeln, und das Bild der heiligen Jungfrau schien sich zu bewegen.

Onorio sprang auf und eilte in die Klause zu Rinaldo.

Wie aber kam dieser auf die Insel Lampidosa? — Das wollen wir so eben erzählen.

„Mich führt nach Neapel; — sagte der Alte von Fronteja, ruhig und mit fester Stimme; — Ich gehöre vor des Königs Gericht; dort werde ich mich zu rechtfertigen wissen.“

Sichtbar erbebte der Schwarze; mit starren Blicken sah der Offizier dem Alten ins ruhige Auge. Staunen fesselte die Wache.

Außer sich, stürzte Dianora herbei. „O mein Rinaldo!“ — schrie sie, warf sich auf den Blutenden, be-

deckte seinen Mund mit unzähligen Küssen, und küßte zurück in's Leben seinen fliehenden Geist. — Er athmete.

„Er lebt! — schrie sie: — Er lebt!" und schloß ihn fest in ihre Arme.

Einer leicht zu erklärenden Bewegung des Schwarzen kam der Offizier zuvor. Er wendete sich winkend zur Wache, und blutend wurde Rinaldo Dianorens Armen entrissen. — Jammernd sank Dianora in Violantens Arme.

Der Alte folgte dem Verwundeten und den Soldaten. — Rinaldo wurde verbunden. — Alle bestiegen eine Barke. — Zu entkommen versuchte auf dem Wege nach dem Hafen der Schwarze; er wurde gefesselt.

„Wir führen — sagte der Offizier zu seinen Leuten; — große Beute und wichtige Gemeimnisse nach Sizilien. Die Entwickelung sonderbarer Verbindungen umschließt diese Barke. Glücklich bringe uns der Himmel über's Meer in den Hafen!"

Die Anker wurden gelichtet, gespannt wurden die Segel, man griff zu den Rudern, das Fahrzeug entfloh dem Hafen.

Geheimnißvolle Stille herrschte auf dem Schiffe; hell glänzten Mond und Sterne am blauen Himmel; sanft umspühlten die dunkeln Wellen die Barke, laut knarrten die bewegten Ruder durch die Stille der Nacht.

„Ein Schiff! ein Schiff!" — lief der Ruf von Munde zu Munde.

Schnell getrieben vom frischen Süd-Ost eilte das Schiff herbei. Man rief die Barke an, sich zu ergeben. Die Besatzung griff zu den Waffen. — Geöffnet waren die Schießlöcher des feindlichen Schiffs; der silberne Mond blitzte von den grünen Flaggen.

„Tuneser! — schrie der Offizier; — Wir sind zu schwach! Wir sind verloren!“

Schon blitzte des Feindes Geschütz, der Donner rollte über die Wellen. Was half Widerstand? Die Barke wurde genommen. Cinthio, Luigino und ihre Leute, in türkische Tracht gekleidet, sprangen über; die Soldaten wurden niedergehauen. Nach Sizilien kam keiner zurück; wieder sah keiner das liebliche Vaterland.

Der Alte umarmte seine Freunde, sie ihn, und alle jauchzten:

„Alles ist wohl gelungen!“

Vor Lampidosa gingen sie vor Anker. Hier wurde Rinaldo ausgesetzt und Onorio's Pflege übergeben. — Das Schiff stach in die See.

Ungefähr hundert Schritte von der Kapelle auf Lampidosa lagen drei kleine Einsiedeleien, die vor vielen Jahren von drei Eremiten, einem Christen, einem Griechen, und einem Muhamedaner, mit sonderbarer Einigkeit bewohnt worden waren. Sie starben, und begruben einander neben ihre Klausen. Der Christ überlebte seine Freunde. Ihn fand ein türkischer Meerräuber auf seinem Lager entschlafen, las seine und seiner Gefährten Geschichten, die er hinterlassen hatte, und ließ ihn zur Ruhe bringen. Die Nachrichten blieben zurück, so wie die einfachen Meublen ein Inventarium der Klausen.

So fand es Onorio, als er nach Lampidosa kam. Hier wollte er sein Leben beschließen, Gott und heiligen Betrachtungen geweiht. Er kannte den Alten von Fronteja, dieser kannte ihn, wie die Folge dieser Geschichte lehren wird, und ihm übergab man den Verwundeten so lange, bis es nöthig seyn würde, ihn wieder abzuholen.

Schon war Rinaldo ganz außer Lebensgefahr, als der fürchterliche Sturm das kleine Eiland erschütterte.

„O! — seufzte er; allenthalben hin folgt der Zorn des Himmels dem Verbrecher! Wo könnte er ihn nicht finden?!"

Sanft antwortete Onorio:

„Allenthalben. — — Der Sturm ist schrecklich! So lange ich auch schon dieses einsame Eiland bewohne, hörte ich noch nie einen solchen Sturm. Wehe denen, die dieses Wetter jetzt auf dem Meere trifft! — Es folgt allen, die jetzt die Wogen durchschneiden, so fromm und makellos sie auch immer seyn mögen. Ueberall flammen die Blitze des strafenden Himmels, der auch seine Sonne scheinen läßt über Böse und Gute. — Wer reines Herzens ist und ein gutes Gewissen hat, sieht jedem Blitzstrahle ruhig entgegen."

Rinaldo seufzte. — Onorio sprach weiter.

„In dieser Einsamkeit, wo wir allein sind." —

„Der Mensch — fiel rasch Rinaldo ein! ist nie allein. Sein Herz ist bei ihm."

Onorio schwieg; Rinaldo fuhr fort:

„O! dieses Herz! — Wie schwer trage ich an dieser leichten Last! Sie wird mich noch zu Boden drücken."

Abbrechend sagte Onorio:

„Meine Ampeln in der Kapelle brauchen Oel!" — nahm den Oelkrug und ging in die Kapelle.

Ueber Nacht legte sich endlich der Sturm, und als am Morgen die Sonne lachte, lief ein Schiff in den Hafen und warf die Anker aus.

Der Alte von Fronteja trat in die Klause. Heiter war sein Blick, sanft war die Sprache seines Mundes. Er sprach:

„Grüße Euch Gott, meine Freunde! und gebe uns al-

len Heil und Glück. Der Sturm ist vorüber, die Sonne lacht, und glücklich liegt mein Schiff im sichern Hafen."

„Bist du — fragte Rinaldo; eben so sicher, als dein Schiff?"

„Unsicher, — lächelte der Alte; — bin ich nie."

„Du hast viel Glück! — rief Rinaldo aus. — Doch bedenke, daß das Glück wankelmüthig ist. Zwar faßt es wohl, doch sich fassen läßt es selten."

„Verstehst du es, mit dem Glück umzugehen? — Stelle dich diesem wankelmüthigen Glück als eine Kugel dar, welche es hinrollen kann, wohin es will, an der aber nirgends ein Fleck ist, an welchem du festzuhalten bist. Will das Glück sich zu dir setzen, wohl! so reiche ihm die Hand; breitet es seine Flügel aus, davon zu fliegen, so gib ihm seine Geschenke zurück und laß es fliegen. — Du weißt ja, wie Weiber sind, und ich glaube, du kennst sie!

„Weiber — begann Onorio; — sind doppelte Menschen, und ein einfacher Mensch ist gewöhnlich schon nicht viel werth!"

Der Alte lächelte Onorio an und fuhr fort:

„Das Glück ist auch ein Weib. Des Weibes Launen müssen dich ergötzen, dürfen dich aber nie betrüben. — Es gibt Menschen, die sich für glücklich halten, weil sie sich weise dünken, halte du dich für weise, wenn du dich glücklich fühlst."

„Das werde ich nie können!" — seufzte Rinaldo.

„Der Mensch — antwortete der Alte bedächtlich; — kann alles, was er will. — — Ich bin gekommen, dich zu fragen, mein Freund! willst du hier auf diesem Eiland bleiben, oder fühlst du Verlangen und Muth genug, wieder in die Welt zu gehen? — Nur ein wenig Trotz weniger, und du wirst unter den Menschen dich ganz wohl

befinden. Trotz schickt sich nicht in die menschliche Gesellschaft; die Menschen ertragen ihn nicht. Entweder man erwidert deinen Trotz, — dabei gewinnst du nichts, — oder man flieht dich; — und dabei gewinnst du noch weit weniger. Ich kenne Welt und Menschen. Höre mich an, aus mir spricht die Erfahrung. Ich will dir ein Geheimniß anvertrauen, und dadurch entdecke ich dir das Geheimniß aller klugen Menschen, die in der Welt bedeutend worden sind und es noch werden. Nenne das, was ich dir sage, Philosophie des Lebens, und handle nach dem, was du von mir hörst. — — Die Pflichten der menschlichen Gesellschaft sind nur ein unaufhörlich fortgesetzter Tauschhandel. Laß dich auf nichts ein, ohne zu erwarten, daß es dir Vortheil bringe. Deinen Verstand, deine Einsichten, deinen Diensteifer und deine Gefälligkeiten, alles lege im Handel an. Thue deinem Nebenmenschen keinen Schaden, achte sie, wenn du mußt; diene ihnen; wenn du kannst; laß ihnen ihre Ansprüche, und entschuldige ihre Schwachheiten. Sie sind nicht undankbar: Deine Auslage wird dir immer mit beträchtlichen Zinsen wieder erstattet werden.“ —

„Unter diesen Menschen aber — fiel Rinaldo ein; — werden auch Freunde seyn, und die Freundschaft fordert doch wohl“ —

„Die Freundschaft — fiel der Alte ihm schnell in die Rede; — betrachte stets als das schönste und als das gefährlichste Geschenk des Himmels. Ihre Süßigkeit ist entzückend, ihre Unbeständigkeit ist entsetzlich. Und wie willst du, daß ein Weiser der Gefahr eines Verlustes sich aussetze, dessen Bitterkeit sein ganzes übriges Leben vergiften kann? — Trifft deinen Freund ein Unfall, und du

hast keine Hülfsmittel dafür, so erspare dir den Schmerz, ihn leiden zu sehen.“

Rinaldo sah ihn an und sagte:

„Du hast nicht gehandelt, wie du sprichst; wenigstens gegen mich nicht!“

„Du bist mir mehr als Freund.“

„Mehr? Mehr als Freund? — Ich, dir? — Und was? — Was bin ich dir?“

Onorio sah den Alten bedenklich an; dieser schwieg. — Rinaldo wiederholte die Frage:

„Was bin ich dir?“

„Ich liebe dich, — antwortete der Alte; — wie ein Vater seinen Sohn liebt. So will es mein Herz, so will es die allgewaltige Sympathie, die zwischen Menschen waltet.“

Nach einer starken Pause fragte Rinaldo:

„Warst du, seit wir uns nicht sahen, wieder in Sizilien?“

Zufrieden lächelnd, antwortete der Alte:

„Ich war in meinen lieben Gefilden von Fronteja. — Man hat dort übel gehauset. Die Pfaffen haben meine Jünger vor ihr Tribunal gezogen und sind schlimm mit ihnen umgegangen. Die meisten stecken in Klöstern, zu kirchlicher Buße verdammt, und einige sind sogar auf der Folter gestorben.“

„Gerechter Gott!“

„Man wollte ihnen das Geständniß des Heidenthums auspressen. — Bei Gott! es ging den Meinigen, wie es ehemals in Frankreich den unschuldigen Tempelherren ging; aber ich war nicht zur Rolle eines Molai zu bringen! — — Uebrigens, glaubt man in Sizilien, die Barke mit mir und dir und der königlichen Wache sey entweder untergangen, oder von einem Meerräuber in den Grund gebohrt worden.“

Nach einer Pause fuhr der Alte lächelnd weiter fort:

„Meine ganze Krata Repoa, alle dazu gehörige Dekorationen und Bücher befinden sich im heiligen Inquisitions-Gericht; als Studium wahrlich nicht! — Ich las zu Palermo und zu Messina gedruckte, öffentlich angeschlagene Aufhebung des Preises auf deinen Kopf; — hier ist ein Exemplar! — weil Rinaldini von den Wellen verschlungen worden sey. — Doch werden vermuthlich bald neue Preise ausgesetzt werden, denn Cinthio und Luigino, an der Spitze eines starken Korps, treiben es in Sizilien ein wenig arg."

„Wie? — Cinthio? Luigino?" —

„Was du thatst, bleibt gegen das, was diese thun, nur Spielwerk."

„Wohl mir! — — Wie steht's um das Unternehmen auf Korsika?"

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben."

„Wo lebt Dianora?"

„Geh' in die Welt; du wirst sie finden."

„Und was treibst du jetzt?"

„Handel. — Als Kaufmann durchschiffe ich die Meere, und werde reich."

Noch sprachen sie, als zwei Kanonenschüsse fielen, und die Ankunft eines Schiffs verkündigten. — Onorio und der Alte verließen die Klause. — Bald kamen sie zurück, und der Alte sagte:

„Rinaldo! ein sizilianisches Schiff ist angekommen, es hat im Sturm gelitten, man will es ausbessern. Der Kapitain spricht davon, einige Tage hier zu verweilen. Mein Schiff geht in die See. — Willst du mit mir gehen?"

Onorio fiel ihm um den Hals und stammelte:

„Folge deinem Freunde! Laß mich allein hier ruhig sterben."

„Ich fühle, was du sagen willst! — sagte Rinaldo wehmüthig. — Ja! du sollst ruhig sterben. Lebe wohl! — O! Onorio! wie sehr drückt die Last deiner freundlichen Bitte mich nieder! — Ich fühle, was ich bin, was ich dir und allen Menschen seyn muß. — Fort in die Welt! Fort aus der Welt, zu meinen Räubern! — Alter! — Ich folge dir.

Der Morgen war schön. Das Schiff durchschnitt die See. — Rinaldo stand auf dem Verdeck, überflog mit suchenden Blicken das Meer, und rief endlich seufzend aus:

„O! es ist ein schöner Morgen!“

Der Alte fiel sogleich ein:

„Ein schöner Morgen! Er lächelt dir und mir, und uns allen! — Was der Mensch an den Tageszeiten Schönes genießen kann, genießt er des Morgens und des Abends beim Kommen und Scheiden des Tages. — So ist es auch mit dem Menschen. Sein Morgen und sein Abend lernt ihn uns kennen und schätzen. Im Kommen und Scheiden kennt er keine Verstellung. In der Mitte seines Lebens nur wirft die Zeit ihm trügerische Schleier über. — „Unser Abend sey heiter!“ Ein schöner Wunsch! Gott gebe uns allen seine Erfüllung!“

Als die Wellen das schwankende Schiff in die See trugen, flimmerten nur wenige Sterne noch am Himmel. — Auch diese verschwanden. — Schon brachen die ersten Strahlen des Tages durch des Himmels bläulichen Schleier; die Nacht zog gegen Westen sich zurück, und die flüchtigen Schatten folgten ihr nach.

In Osten wurde der Himmel immer röther. Leuchtende Strahlen durchschossen die reine Luft, und überzogen das bläuliche Gewölbe mit purpurnen Streifen.

Rinaldo stand, in sich selbst verloren, noch auf dem Verdeck; er hörte nicht die Rede des Alten, und blickte gen Himmel mit feuchten Augen. Sein Gefühl war ein stummes Morgengebet. — Ihn beobachtend, stand der Alte neben ihm.

Stärker wurde die Erhellung, lichter wurden die Farben. — O! welch ein herrliches Schauspiel öffnete sich den Blicken. Tausend goldene Strahlenflammen fuhren von einem einzigen Mittelpunkt aus und zertheilten sich in der Luft. — Ganz Osten stand in Feuer.

„Rinaldo! siehst du das?“ — fragte rasch der Alte.

„Ich sehe und fühle;“ — antwortete er.

Jetzt trat die Sonne hervor. Ihre strahlende Scheibe schwebte über dem Horizont. Einen Augenblick schien sie noch auf dem Meere, wie auf einem Throne zu ruhen, — und nun stand sie da in all ihrer Klarheit und Pracht, die glänzende Königin des Himmels. — Wie prächtig sie sich über das Wasser erhob! Wie vielfach aus den Wellen ihr glänzendes Bild zurückstrahlte! — Da stand sie nun, die leuchtende Sphäre, die mit ihrer Klarheit die Welt erfüllt, umgeben mit flammender Pracht!

Von einem unwillkührlichen Gefühl ergriffen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, stürzte Rinaldo auf die Knie, erhob die Hände und stammelte:

„Großes Licht des Himmels! wie oft sahst du den Räuber auf blutbespritzten Pfaden, wie oft drang dein Blick in seine, menschlichen Augen verborgene Winkel! — O! blicke in mein Herz, und sieh, was ich leide!“

Rasch riß der Alte ihn auf und sagte:

„Sieh, Freund! schon vermagst du es nicht mehr, ohne Fernrohr Lampidosa zu erblicken. Die Insel liegt hinter uns. So entschwinden die Thaten der Menschen mit dem

eiligen Laufe der Zeit; so entschwindet das Andenken an Gutes und Böses!"

Die Schiffsglocke läutete zum Frühstück. — Die Matrosen verbreiteten sich auf dem Verdeck, und der Kapitain des Schiffs, dessen Namenstag gefeiert werden sollte, gab Wein zum Besten. Ein hundertstimmiges Lebehob tönte ihm zu Ehren in die Lüfte, und einige Guitarren, Triangel und Geigen kamen zum Vorschein. Es wurden Lieder angestimmt, und endlich sang die ganze Gesellschaft.

Romanze.

In des Waldes finstern Gründen
Und in Höhlen tief versteckt,
Ruht der Räuber allerkühnster,
Bis ihn seine Rosa weckt.

„Rinaldini! — ruft sie schmeichelnd; —
Rinaldini! wache auf!
Deine Leute sind schon munter,
Längst ging schon die Sonne auf."

Und er öffnet seine Augen,
Lächelt ihr den Morgengruß.
Sie sinkt sanft in seine Arme,
Sie erwidert seinen Kuß.

Draußen bellen laut die Hunde,
Alles fluthet hin und her,
Jeder rüstet sich zum Streite,
Ladet doppelt sein Gewehr.

Und der Hauptmann schön gerüstet,
Tritt nun mitten unter sie.
„Guten Morgen, Kameraden!
Sagt, was gibt's denn schon so früh?"

„Unsre Feinde sind gerüstet,
Ziehen gegen uns heran.“
„Nun, wohlan! sie sollen sehen,
Ob der Waldsohn fechten kann.

Laßt uns fallen oder siegen!“
Alle rufen: „Wohl, es sey!“
Und es tönen Berg' und Wälder
Rund herum vom Feldgeschrei.

Seht sie fechten, seht sie streiten!
Jetzt verdoppelt sich ihr Muth;
Aber, ach! sie müssen weichen,
Nur vergebens strömt ihr Blut.

Rinaldini, eingeschlossen,
Haut sich, muthig kämpfend, durch.
Und erreicht im finstern Walde
Eine alte Felsenburg.

Zwischen hohen, düstern Mauern
Lächelt ihm der Liebe Glück,
Es erheitert seine Seele
Dianorens Zauberblick.

Rinaldini! lieber Räuber!
Raubst den Weibern Herz und Ruh.
Ach! wie schrecklich in dem Kampfe,
Wie verliebt im Schloß bist du!

„Jetzt ist's aus mit ihm! — sagte der Kapitain. — Bei'm Teufel! das war ein Kerl! von dem man noch lange singen und sagen wird.“

„Ja wohl!“ — lächelte der Alte.

Der Kapitain fuhr fort:

„Er hatte es, so zu sagen, verdammt weit gebracht! — Wenn nur mehr Ehre dabei gewesen wär'! — Man hätte ihn begnadigen sollen, und er würde dem Staate gewiß mit dem Degen in der Faust gute Dienste geleistet haben. — Jetzt ist er wohl schon längst, wer weiß in welchem Haifisch-Magen, über die Grenze geschifft."

Alle lachten, und Rinaldo — mußte natürlich auch mit lachen.

Bald kam's wieder zu einem Wettgesang. Ein Mädchen und ein junger Matrose traten auf und sangen zur Musik:

Er.

Geh nicht in die Berge,
Rinaldo wohnt dort;
Er plündert, beraubt dich,
Und schleppt dich mit fort.

Sie.

Ich geh' in die Berge,
Rinaldo wohnt dort;
Er kennt mich, er liebt mich;
Ich zieh' mit ihm fort!

Er.

Ha Rosa! du Röslein
In Wälder versteckt,
Hat auch dich die Liebe
Im Freien geneckt?

Sie.

Es neckt mich die Liebe
Im Feld und im Wald. —
Dort glänzen Gewehre;
Wir wandern nun bald!

Langsam schlich sich Rinaldo von dem Verdeck fort in die Kajüte. Je lauter draußen der Lärm wurde, desto beklommener hörte er das Getöse an. — Tausend Entwürfe und Entschließungen durchkreuzten seine Seele: welchen konnte er fassen? Er mußte alles auf den Zufall ankommen lassen, aber diesen aufs beste zu benutzen, war sein ernster Wille, sein fester Entschluß.

Schon hatten sie Sizilien im Rücken, als auf einmal ganz unerwartet der Wind nach Südost umsprang. Wüthend warf er das Schiff hin und her durch die tobenden Wellen, die sich Bergen gleich dem krachenden Kiele entgegenwarfen. — Die Nacht brach an, und die dickste Finsterniß umlagerte das Schiff. Nichts war zu sehen, als der Schaum der wüthenden Wogen, die das Schiff so ungestüm umherschleuderten, daß auch die Kühnsten zaghaft wurden.

Rinaldo lag ruhig auf dem Lager, fürchtete nichts, und sah gelassen dem Tode entgegen. Er blieb allein; auch der Alte kam nicht zu ihm.

Duftige Nebel sanken hernieder; das Brausen des Windes glich dem stärksten Donner des Geschützes. Im Schiffe ertönten Angstgeschrei und Klagen. — Aengstlich harrte man des anbrechenden Tages. — Nach Mitternacht stieß das Schiff auf eine Klippe; es borst und sank.

Ein schreckliches Wehklagen erfüllte die Lüfte. — Rinaldo, der bisher ruhig den Tod erwartete, ergriff einen Balken; eine Welle schleuderte ihn in's Meer, eine zweite warf ihn an's Land, wo er, matt und entkräftet, dem anbrechenden Tage entgegensah.

Der Sturm legte sich. Es wurde Tag. Rinaldo lag unter einem Baume. Die Gegend wurde heller. Er blickte um sich, und sah einen Fischer, der nach dem Ufer ging. Diesem klagte er sein Unglück, und der ehrliche Mann führte ihn in seine Hütte, wo er ihn, so gut er es geben konnte, mit Speise und Trank erquickte.

Bald wurde der benachbarte Pfarrer herbeigerufen; dieser fragte den Schiffbrüchigen aus, und erhielt eine Geschichtserzählung von Rinaldo, die einer ganz gewöhnlichen Erzählung glich. Er war ein Kaufmann aus Ankona, hatte Schiffbruch gelitten, und war in demselben um seine Habseligkeiten und Papiere gekommen. „Und wo bin ich?“ fragte er.

Der Pfarrer gab zur Antwort:

„Dieses Eiland, auf welchem ihr euch befindet, heißt Alicudi, hat etwa fünfzehn Miglien im Umkreis, ernährt gegen achthundert Bewohner, ist eine der Liparischen Inseln, und liegt acht und vierzig Miglien von Lipari entfernt, wohin ihr aber noch heute kommen könnt, weil eine Barke dorthin segelt und Wein holt.“

Dieser Gelegenheit bediente sich Rinaldo, ließ sich nach Lipari führen, und kehrte in dem Hospizio bei den Bernhardiner-Mönchen ein, die Reisende, weil es dort keine Gasthöfe gibt, beherbergen.

„Wie? — sprach Rinaldo bei sich selbst; — wenn du hier dich in das Gewand der frommen Einfalt und Verborgenheit hülltest? wenn du bliebst unter diesen Mönchen?“

Mit diesem Selbstgespräch, das er im Freien hielt, nahte er sich einem kleinen Landhause, das sehr romantisch mitten in einem Blumengarten lag. — Er ging auf dasselbe zu, dachte sich in seine Einsamkeit nach Pantaleria zurück, und seufzte:

„Dort war ich glücklich, und durfte es nicht bleiben! —

Ach, Dianora! — O! ihr goldenen Tage meiner Ruh und meines Glücks! warum entfloht ihr so schnell?"

Da vernahm er Gesang, der aus den nahen Büschen ihm entgegen tönte. Er lauschte und hörte:

Einsam wandl' ich hier und weine,
Nur mein Gram begleitet mich!
Nicht im Sonn' und Mondenscheine
Find' ich Ruh, ach! Ruh für mich!

Die Stimme kam näher. Aus den Büschen trat die Sängerin, und Rinaldo fuhr zurück. Sie schrie laut auf, als sie ihn erblickte, lehnte sich zitternd gegen einen Baum, und stammelte mit bebender Stimme:

„Armer Geist! was quält dich? was bringt deine irdische Gestalt mir vor die Augen?"

Er. Kein Geist! kein Geist! — Ich bin es selbst; bin wirklich hier.

Sie. Kein Geist? Kein Traum? Kein Blendwerk?

Er. Nicht Geist, nicht Traum, kein Blendwerk! — Ich lebe! ich sehe dich! dich, die ich über alles liebe. Ich fasse deine Hand —

Sie. Du lebst?

Er. Ich lebe und bin dein!

Er sprach's, und schloß sie in seine Arme. Ihre zitternden Hände falteten sich auf seinem Rücken, und ihre Lippen stammelten:

„Gelobt sey Gott und die heilige Jungfrau! ich habe dich wieder, geliebter Unglücklicher! — Und du bist mein!"

„Dein! — dein, auf ewig!"

Ich kann sie nicht schildern diese Scene des glücklichen, unvermutheten Wiederfindens. Rinaldo umschlang entzückt seine geliebte Dianora und eilte mit ihr in ihre Wohnung.

„O Rinaldo! — rief Dianora aus; — und du entgingst dem Tode? — Ich wähnte der Gerechtigkeit dich übergeben, öffentlich und mit Schande gemordet! Ich verließ Pantaleria, und floh in die Einsamkeit dieses stillen Eilandes. Hier beweinte ich dich, und hier wollte ich mein Leben beschließen. Violanta, meine treue Gefährtin und Freundin, ist nach Sizilien gegangen, meine Angelegenheiten dort zu besorgen, aber dennoch bin ich hier nicht allein, und die glückliche Scene des Wiedersehens soll frohe Zeugen haben!"

„Ist noch jemand hier, der mich kennt?" fragte Rinaldo.

„Ein Wesen ist noch hier, das dich nicht kennt, und dennoch ist es dir so nahe verwandt!"

Sie ging, kam bald zurück, und trug ein jähriges Knäbchen auf ihrem Arme ihm entgegen.

„Mein Kind!" — schrie Rinaldo, und schloß es küssend mit der Mutter in seine Arme.

„Dein Kind! — Es lächelt dir entgegen. Es lallt den Namen Vater."

„Die Stimme des Blutes! — O! süßer Vater-Name! O Weib! o Kind! — Jetzt bin ich glücklich!"

„Bist du das?" — fragte eine rauhe Stimme hinter ihm. Er drehte sich herum und trat erschrocken zurück. — Dianora sank mit einem lauten Schrei das Schreckens auf's Sopha. — Mitten im Zimmer stand, in die bekannte Kleidung des Schreckens gehüllt, der korsische Kapitain in der Tracht der Schwarzen und lächelte höhnisch die Betroffenen an.

„Kennst du mich?" — fragte er.

Rinaldo schöpfte Athem, faßte sich und sprach:

„Ich kenne dich, wie du mich kennst. Was willst du von mir? — Unsere Rechnung ist abgethan; ich habe nichts mit dir zu thun."

„Nichts?“

„Ich schenkte dir das Leben, als es in meiner Gewalt war.“

„Ich hatte längst zuvor das deinige dir geschenkt.“

„So sind wir dennoch quitt.“

„Die Rechnung wird neu. — Du kennst doch diese Tracht, in der ich dir mich zeige? — Ich bin jetzt nicht mehr mein; ich gehöre denen an, die mich sendeten.“

„Was wollen sie von mir? Warum schleichen sie mir allenthalben hin nach?“

„Sie thun, was dein Gewissen thut.“

„Gott richte mich, nicht sie, nicht du, selbst der Sünder einer, wohl noch größer, als ich.“

„Du rechtfertigest dich selbst? — das darf nicht seyn!“

„Furie, die mich quält, wie einst die Erinnen folgten auf allen seinen Schritten dem fluchbeladenen Orest! — Weiche! — Wenn du mich auch in den Höhlen des Raubes aufsuchtest, so solltest du doch die friedliche Hütte vorvorübergehen, an die der Engel des Friedens sein hohes Zeichen schrieb. Was hat der Würgeengel hier zu thun? — Ich bin nicht mehr, was ich war. Ich bin zurückgetreten aus dem weiten Kreise meines ehemaligen Wirkens, und will hier leben im engen Zirkel stiller Häuslichkeit.“

„Willst du?“

„Hier ist mein Weib, mein Kind. Diese haben nichts Böses gethan. — Unschuldig lächelt der Knabe den Feind seines Vaters an. Kömmst du auch zum Verderben der Unschuld?“

„Ich hänge nicht von mir selbst ab.“

„Aber steht nicht mein Verderben bei dir? — Du mordest in mir den Gatten und Vater. Sind diese Namen dir nicht heilig?“

Kalt antwortete der Kapitain:

„Heilig sind mir jetzt nur die Befehle meiner Obern."

„Wollen diese meinen Tod? — Gut dann! so morde man mich hier unter den Augen meiner Frau und meines Kindes. Aber morden müßt ihr mich, und mein Leben werde ich theuer verkaufen. — Du bist der Erste, der fällt."

Schnell riß er ein paar Pistolen von der Wand und vertrat dem Kapitain den Ausgang aus dem Zimmer.

„Was beginnst du?" — fragte dieser bestürzt.

„Ich fechte für mein Eigenthum. Habt ihr den Räuberhauptmann wieder in mir aufgesucht, so sollt ihr ihn auch finden. Daß Rinaldini zu fechten weiß, wißt ihr; ihr sollt erfahren, daß ich der noch bin, den ihr sucht."

Der Kapitain suchte sich zu fassen, und begann nach einer kleinen Pause:

„Daß ich nicht für mich selbst handle, weißt du. Die Noth brachte mich in Dienste anderer. Für diese habe ich Pflichten. — Was gibst du mir? Womit belohnst du mein Schweigen?"

„Mich hintergehst du nicht! — schrie Rinaldo. — Deine glatten Worte gibt dir die Noth ein. Ich lasse dich gehen, und ich bin verhaftet. Du suchst mir jetzo zu entkommen. Das kann nicht seyn! — Die Klugheit dringt mir einen Mord ab; Gott verzeihe ihn mir! Ich morde nur zu meiner Lebenssicherheit. Es kann nicht anders seyn! Ich rette mich, mein Weib, mein Kind. Gott sey deiner Seele gnädig!"

„Rinaldo! — Um Gotteswillen! — Höre! — Nur noch ein Wort!"

„Was hast du noch zu sagen?"

„Laß mich beten, und morde mich im Gebet."

Rinaldo blickte ihm forschend in die Augen. Der Kapitain fiel vor ihm nieder und faltete die Hände.

Draußen erhob sich ein Geräusch. Die Thür ging auf. Wache trat in's Zimmer.

Der Kapitain sprang auf. Der Offizier redete ihn ganz trotzig an:

„Elender, vermummter Verräther!“

Gelassen erwiderte der Kapitain:

„Gott hat euch mir zum Retter gesendet!“

Der Offizier sah ihn fragend an; er fuhr fort:

„Mein Leben konnte nicht mehr gerettet werden; es stand in der Hand eines Mannes, der mich vernichten mußte, um nicht der Justiz in die Hände zu fallen.“

„Was soll das sagen?“ fragte der Offizier ernsthaft.

Der Kapitain sprach weiter:

„Wohin ihr mich auch führen mögt, wie mein Schicksal auch entschieden werden mag, so verdiene ich doch eine Belohnung des Staates, wenn ich der Landes-Regierung, was hiermit geschieht, einen Mann überliefere, auf dessen Kopf sie schon längst hohe Preise setzte, der stets ihren Preisen und Nachforschungen entging, den sie todt glaubt, der aber noch hier steht, lebt, und Rinaldini heißt.“

„Wie?“ — fragte der Offizier heftig.

Elender Bösewicht! — schrie Rinaldini; willst du deiner Strafe durch ein neues Verbrechen entgehen? Welche Frechheit! Willst du dich durch die schändlichste Verläumdung, mit der schamlosesten Lüge retten?“

Der Kapitain wollte sprechen; Dianora sprang auf:

„Dieser ist mein Gemahl, und daß ich die Gräfin Martagno bin, weiß der Statthalter, der auch meinen Gemahl kennt. Dieser schwarze Bösewicht, dessen Erdichtungen —“

„Signora! fiel der Offizier ein; — daß dieser Vermummte ein Nichtswürdiger ist, wissen wir, und er wird

den Lohn erhalten, der ihm und seiner ganzen Brüderschaft gehört; dennoch aber bin ich verbunden, auf seine Angabe Euern Gemahl zu ersuchen, mir zum Statthalter zu folgen. Ich kenne ihn nicht, — und muß meiner Pflicht gehorchen."

„So folge!" sagte Dianora mit einem bedeutenden Blick.

Der Kapitain wollte sprechen; der Offizier ließ ihn binden und sagte:

„Was du sagen willst, kannst du vor Gericht sagen. Ich bin dein Richter nicht. — Wache! führt ihn fort! — Dieser Herr folgt mir zum Statthalter."

Rinaldo umarmte Dianoren, die ihm etwas sagen wollte, welches der Offizier höflich verbat. Sie gab ihm sprechende Blicke, die Rinaldo dennoch aber nicht recht entziffern konnte, und er folgte dem Offizier in die Stadt.

Hier führte ihn dieser auf die Wache, und ging zum Statthalter, wo er Dianoren fand. Der Statthalter lächelte nach des Offiziers Rapport:

„Sonderbar! Wie weit geht doch die Bosheit der Schwarzen!"

Gleich darauf setzte er hinzu:

„Man verfährt in Sizilien und in allen Staaten unsers Königs aufs schärfste gegen alle Mitglieder eines Bundes, dessen Absichten man kennt, der die Staatsverfassung des Reichs vernichten und eine allgemeine Rebellion erregen wollte. Ein allgemeiner Urthelsspruch hat alle Theilnehmer an dieser Verschwörung schon gerichtet. Der Schwarze, der sich nach Lipari schlich und sein schändliches Gewand überwarf, ehrliche Menschen zu schrecken, der sich erkühnte, verwegen sich selbst so kennbar zu machen, soll dem Schwerte der Gerechtigkeit nicht entrinnen.

— Auf unserm friedlichen Eiland soll die Sache kein Aufsehen machen. Die Bewohner brauchen eine Sache gar nicht kennen zu lernen, die sie nicht kennen; ihre stillen Gemüther soll so etwas weder bewegen, noch entflammen. Ich werde dafür sorgen. Stille und Verborgenheit sind hier heilsam. — — Der Gemahl dieser Dame kömmt zu mir."

Rinaldo kam zu dem Statthalter. Er trat in's Zimmer, bebte zurück, drückte die gefalteten Hände vor die Stirn, sah in der Person des Statthalters den ihm und uns bekannten Prinz della Roccella, und warf sich vor ihm nieder. Mit bebenden Lippen stammelte er: „O mein Prinz!"

Der Prinz ging auf ihn zu:

„Mann! — Sehe ich auch hier dich wieder? — — Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, wie sehr deine Gegenwart mich in Verlegenheit setzt? Fühle das selbst."

„O! ich fühle es! — Ich bitte nicht für mich, ich bitte nur für Weib und Kind! — Stets großmüthig war mein Prinz!" —

„Mein Schicksal quält mich durch dich."

Er ging im Zimmer auf und nieder. Rinaldo erhob sich, wankte an ein Sopha und stützte sich mit gesenktem Blick mit beiden Händen auf dasselbe. — Endlich begann der Prinz nach einer langen Pause:

„Nach langem Ueberlegen und Streiten zwischen Pflicht und Wohlwollen kann ich mich zu weiter nichts entschließen, als deine Flucht dir zu erleichtern. Du wirst aber fühlen, daß das für dich sehr viel gethan ist."

„Alles — alles, was nur die Großmuth des Edelsten thun kann!"

„Ich kann und darf nicht mehr für dich thun!"

„Mich vernichtet diese Güte!"

„Eine englische Fregatte liegt segelfertig in dem Hafen, diese wird dich aufnehmen. — Für Reisegeld ist gesorgt. In meiner Verwaltung sind 1000 Stück Dukaten, die deinem Freunde, dem Alten von Fronteja, gehören —“

„Ach! ihn verschlang das Meer. — Hätte es doch mich verschlungen!“

„Reise glücklich!“

„Und Dianora?“

„Sie kann nicht mit Dir gehen. Sie ist das sich selbst, sie ist es ihrem Kinde schuldig. Fühlst du das?“

„O! ich Unglücklicher! — Ach Dianora! — Mein Kind — Mein armes Kind!“ —

„Es soll das meinige seyn. — Welche Erziehung, welche Ansprüche auf Glück und Fortkommen in der Welt könntest du dem Kinde geben? Du, der du geächtet, verfolgt, der du ein Mann bist, dessen Name schon ein Verbrechen ist? Welche Hoffnung könnte unter deiner Wartung und Pflege dem zarten Sprößling blühen, ein Baum zu werden, der seine Aeste frei emporstrecken könnte in die Lüfte? Ewig würde der Sohn nur das Kind eines Räubers bleiben. — Diese Schmach will ich von ihm nehmen. Ich erkläre ihn für meinen Sohn?

„Prinz!“ —

„Ich gebe ihm einen Namen, der durch kein Verbrechen befleckt ist, und so erhalte ich ihm seine mütterlichen Güter. Er wachse heran, unbefangen zum Jüngling, er werde ein Mann, sey geehrt, und erfahre nie, wer sein Vater war.“

Ein Thränenstrom entstürzte Rinaldo's Augen; er jammerte laut:

„Grausames Geschick! — O mein Sohn! mein Sohn! Wo wird dein Vater endlich noch das Ziel seiner mühseligen, kummervollen Pilgerschaft finden?“ —

„Laß ihm — fiel der Prinz ein; — dein Grab ohne Erröthen sehen, und er kann glücklich seyn."

„O warum mußten Dianorens Küsse mich wieder zurück in's Leben rufen!"

„Es ist geschehen. — Unser Wissen, Wirken und Wollen, unsere Kräfte sind menschlich. Ueber uns waltet eine höhere Macht. Wir können nicht widerstreben. Was sie beschlossen hat, geschieht."

„Und Dianora bleibt hier?"

„Das — wissen wir selbst noch nicht."

„Ich darf sie nicht wieder sehen?"

„Erspare dir und ihr den Abschied. — Sie leidet viel. — Willst du die Leiden vermehren, die sie quälen?"

Ein Diener trat ein, brachte einen Brief und verließ das Zimmer. — Der Prinz las und sagte:

„Der englische Kapitain will absegeln. Er dringt auf die Ankunft des Reisenden, den ich ihm zuschicken will; dieser bist du. Eile in den Hafen. Verliere keine Zeit, sie ist kostbar, und jede Zögerung bringt dir Gefahr. Hier ist Geld, dein Reisepaß — Gott sey mit dir! sein heiliger Engel geleite dich! — Reise glücklich!"

Er entfernte sich schnell. — Rinaldo blickte schluchzend ihm nach, wurde abgeholt und in den Hafen geführt. — Er ging zu Schiffe. Die Anker wurden gelichtet; das Schiff stach in die See.

„O Dianora! o mein Sohn! jammerte Rinaldo; — diese rollenden Wellen tragen mich von euch hinweg; vielleicht sehe ich euch nie wieder! — Der ärmste Handarbeiter darf so glücklich seyn, am Busen seines Weibes zu ruhen. Er schaukelt sein Kind auf seinem Fuße, und liebevoll umschlingt sein Weib seinen Nacken. Er vergißt seine

beschränkte Lage, sein Unglück, sich selbst und die Welt, umschlungen mit Banden ehelicher Freuden und Liebe. — Und ich, Unglücklicher! muß mein Weib verlassen, muß meinem Kinde von Fremden einen andern Namen erbetteln, damit es seinen Namen nicht am Rabensteine erblickt! — O! mein Weib! — O! mein Sohn! mein Sohn! Schenke der Himmel dir zwiefach den Frieden und die Ruhe, die dein unglücklicher Vater entbehren muß; er, der dir das Leben gab, und dem du dafür nicht danken darfst. —. — Wenn der Name Deines Vaters genannt wird, wirst du, mit andern Menschen zugleich, deinen Abscheu nicht verbergen können, und wirst nicht wissen, daß es dein Vater ist, den du verabscheust. — Wohl dir! — — Guter Gott! schenke meinem Sohne deine Gnade, laß ihn ein guter Mensch werden, und ich habe der Welt in ihm gegeben, was ich ihr selbst nicht in mir gab. — In die Flamme mit dem Baume, der so schlechte Früchte trug! ein anderer nehme seinen Platz ein. — — Ich weiche meinem Sohne!"

Das Schiff lief in den Hafen zu Melazzo ein. — Rinaldo stand auf dem Verdeck des Schiffs, überschaute die reichen Felder, die um die Stadt herliegen, letzte sich an dem Anblick der fruchtbaren Hügel, die sich amphytheatralisch nach den fernen Gebirgen erheben, und versank ganz in den Genuß des süßen Schauens. — Er wurde von dem Kapitain angeredet, und bestieg mit ihm das Boot, das ihn an's Land brachte. Hier nahm er Abschied von dem Kapitain, und suchte eine Wohnung, die er auch, sehr bequem, bald fand.

Im Stillen überließ er sich seinen Betrachtungen und machte Plane. Täglich besuchte er die Kirche, hörte eine

Messe, und vertrieb sich dann zu Hause die Zeit mit Lektüre und bei der Guitarre.

Eben war er in Gedanken bei Dianoren. Er spielte und sang:

O! was spricht so laut zum Herzen,
Glücklich werden kannst du nicht?
Selbst mein Glück will ich verscherzen,
Wenn dies nicht die Wahrheit spricht!

Wiege Liebe mich in Schlummer,
Daß die Wahrheit wachend flieht!
Daß mein Auge nicht voll Kummer
In der Wahrheit Spiegel sieht!

Täusche mich mit süßen Träumen,
Täusche mich mit sanftem Blick,
Laß mich keinen Traum versäumen,
Rufe Wahrheit mir zurück!

Wiege mich mit sanften Worten,
Fern vom Blick der Wahrheit ein,
Oeffne die geschmückten Pforten,
Laß die goldnen Träume ein.

Luftig rauschet ihr Gefieder
Ueber meine Schläfe hin,
Bilder wanken auf und nieder,
Und erfüllen Herz und Sinn.

O! wie sanft die holden Bilder
Allgemach vorüberziehn,
Mild und sanft, und immer milder,
Wiederkommend selbst im Fliehn!

Decke Liebe deinen Schleier
Ueber diese Bilderwelt!
Immer wird die Aussicht freier,
Immer schöner wird das Feld!

In dem Haine will ich wallen,
Wo den Mohn die Liebe streut,
Wo mit sanftem Wohlgefallen
Liebe jedes Herz erfreut!

„Ja! — rief er aus; trennen können uns Menschen und Verhältnisse, aber hindern können sie uns doch nicht, stets bei einander zu seyn!“

Es wurde an die Thür geklopft, sie ging auf, und ein Franziskanermönch trat in's Zimmer, der sich selbst mit folgenden Worten einführte:

„Gott sey mit Euch, edler Herr! Ich bin der Pater Amaro, aus dem Orden des heiligen Franziskus.“

„Was bringt Euch zu mir?“ — fragte Rinaldo.

„Mein Herz, — war des Paters Antwort; — welches das Eurige sucht.“

„Ich verstehe Euch nicht.“

„Laßt Euch mit einer Explikation dienen! — Ich mache mir ein Geschäft daraus, bei guten und mitleidigen Seelen Almosen einzusammeln; nicht um damit mich oder mein Kloster zu bereichern, — denn was zu unserm schmalen Unterhalt gehört, sammeln unsere Terminirer ein, — sondern um damit Nothleidende zu unterstützen, denen Verhältnisse, Stand oder Krankheiten nicht erlauben, selbst Almosen zu begehren. — Die Noth, edler Herr! ist da am größten, wo sie am verschwiegensten, wo sie am heimlichsten drückt! — Bei diesem meinem wohlthätigen Geschäfte nun, welches ich durch Gottes Beistand schon ei-

nige Jahre mit sonderlichem Segen treibe, habe ich mir nach und nach Bemerkungen abstrahirt, welche ich aufgezeichnet, dem hinterlassen werde, der mein Nachfolger seyn wird. — Unter diesen ist auch die Bemerkung, daß Fremde sich weit wohlthätiger finden lassen, als Einheimische. Deßhalb wende ich mich an Euch. Das ist es, was mein Herz an das Eurige sendet und was es bei dem Eurigen sucht. — Irre ich mich nicht in den Gesichtszügen, die Euch Gott geschenkt hat, so wird mein Gang zu euch gesegnet seyn."

Rinaldo drückte dem humanen Almosensammler 10 Dukaten in die Hand und sagte:

„Ihr habt Recht, Herr Pater! Die heimlichste und verschwiegenste Noth ist immer die größte."

Der Pater dankte im Namen der Nothleidenden sehr verbindlich, und gerührt drückte Rinaldo ihm die Hand herzlich. Freundlich rief ihm dieser zu:

„Nicht zu stark! nicht zu stark! Ihr zerdrückt mir sonst etwas Kostbares, das ich hier in der Hand habe."

Rinaldo. Etwas Kostbares? — Und das ist?

P. Amaro. Es ist ein Portrait.

Rinaldo. Das Bild eines Heiligen?

P. Amaro. Nein! — Es ist das Bild — eines Frauenzimmers.

Rinaldo sah ihn lächelnd, verwunderungsvoll an, und fragte:

„Das Bild eines Frauenzimmers? Und in Euern Händen?"

Gelassen und freundlich antwortete der Pater:

„Warum nicht? — Ich habe auf meiner Zelle eine artige Sammlung von Bildnissen, — Ihr könnt sie sehen! — unter denen sich viele weibliche befinden."

Rinaldo sah ihn fragend an, er aber fuhr fort:

„Laßt Euch mit einer Explikation dienen! Meine Gemäldesammlung ist eine Gallerie von Armenwohlthätern. Die mir am willigsten und am meisten geben, denen falle auch endlich ich mit einer Bitte für mich selbst beschwerlich: Ich bitte um ihre Portraits. Diese hänge ich dann in meiner einsamen Zelle in zierlicher Ordnung auf, und unterhalte mich mit ihnen, wenn ich von menschlicher Gesellschaft entfernt bin. Ich bin wirklich in guter Gesellschaft, ich bin unter Menschen, darf ich dann mit Gewißheit sagen.“

„Gewiß, Herr Pater! — Auch Ihr seyd ein Mensch, und ich, — bin in guter Gesellschaft!“

„Die guten Werke, mein Herr! geben eine hohe Menschlichkeit, und das sey unser Stolz voll Demuth.“

„Und das Portrait in Eurer Hand?“ —

„Ist das Portrait einer vortrefflichen Armenwohlthäterin; es soll in meine Gemäldesammlung kommen.“

Er zeigte es, und Rinaldo fragte betroffen:

„Wie nennt sich diese Dame?“

„Violanta de Noli.“

„Ja! so heißt sie.“

„Kennt Ihr sie?“

„Ich kenne sie. — Lebt sie jetzt hier in Melazzo?“

„Seit 14 Tagen. Sie wartet auf ein Schiff, und wird nach Lipari gehen.“

„Bringt mich zu ihr!“

„Ich will Euch ihre Wohnung zeigen.“

Rinaldo griff eilig nach Hut und Degen und folgte dem Pater.

Eilftes Buch.

Gesehn, gefunden und verloren,
Aus einem schönen Traum erwacht!
Der Wechsel hat sich dir verschworen;
Ob er dich wohl auch glücklich macht?

Erschrocken bebte Violanta zurück, als Rinaldo in ihr Zimmer trat, ängstlich schlug sie ein Kreuz, und über ihre bebenden Lippen konnte sich kein Wort drängen.

„Freundin! — begann Rinaldo; — Sehen wir uns doch wieder?“

Violanta kam nach und nach zu sich, und endlich fragte sie stammelnd:

„Ihr lebt?“

„Ich lebe, um zu meinem Unglück Dianoren zu finden —“

„Sie?“

„Die ich wieder verlassen mußte.“

Ist es möglich? Ihr saht sie? Ihr seyd dem Tode entronnen? — Ihr habt Dianoren gesehen, gefunden? — Wo?“

„Auf Lipari.“

Er erzählte ihr, was wir wissen. Ihre Verwunderung stieg und die Unterhaltung wurde herzlicher. — Violanta wartete, wie sie sagte und wie Rinaldo durch den Pater schon wußte, auf ein Schiff, das sie nach Lipari bringen sollte. — Jetzt fragte sie:

„Und was wollt Ihr thun?“

„Ich wende mich — antwortete Rinaldo; — mit der herzlichsten Bitte meines Lebens an Euch, an die Freundin, die ich einst aus finsterer Kerkernacht ins Licht des Lebens zog!“ —

Ich errathe diese Bitte;“ — seufzte Violanta.

„Folgt mir Dianora, so blüht mir das Glück meines Lebens.“

„Wo?“

„Ich bin fest entschlossen, mein Leben daran zu wagen, meine vergrabenen Schätze aufzusuchen, und —“

„Und dann?“ —

„Nach Spanien zu gehen, wohl weiter, dorthin, auf jene glückliche Inseln, wo ein ewiger Lenz den frohen Bewohnern lacht. Dort, Violanta, wollen wir in stiller, verträglicher Einsamkeit leben, dort wollen wir froh und glücklich seyn!“

„Das war auch unser Wunsch auf Pantaleria! — Das Glück erfüllte ihn nicht.“

„Vielleicht lächelt es uns günstiger in entfernteren Zonen!“

Noch sprachen sie weiter, und Violanta versprach ihm endlich, alles anzuwenden, Dianoren zu bereden, — wenn es einer Ueberredung bedürfe, — dem Rufe der Liebe zu folgen. Melazzo sollte der Ort der Versammlung bleiben, und um einen Mittelsmann zu haben, der dieß und jenes besorgte, durch dessen Hände die Briefe gingen, ohne daß er selbst wüßte, wozu er seine Hand biete, wurde der Pater Amaro erlesen, auf glückliche Rechnung für seine Nothleidenden und seine Portrait-Sammlung, der hülfreiche Vierte zwischen Dreien zu seyn. — Beide wollten die Sache gehörig überlegen, und diesen Abend sollten bei einem frugalen Mahl, wozu Violanta ihren Gast bat, alle Punkte festgesetzt und die nöthigsten Bedingungen, Erklärungen ꝛc. bestimmt werden.

Rinaldo ging eben aus Violantens Wohnung, als dieser gegenüber aus einem Weinhause einige betrunkene Matrosen auf ihn zutaumelten. Er trat auf die Seite,

sie vorüber zu lassen, als der eine stehen blieb und mit großen Augen ihn angaffte.

„Strafe mich Gott! — schrie er endlich; — wenn ich lüge. Kameraden! seht diesen Mann hier an, und ihr seht, hole mich der Teufel! den verrufenen Rinaldini vor euch, wie er leibt und lebt.“

Rasch trat Rinaldo auf ihn zu, ergriff seine Hand, drückte sie bedeutend und fragte:

„Hast du den Mann, den du eben nanntest, gekannt?“

„Ja, bei'm Teufel! ich habe ihn gekannt;“ — sagte jener trotzig, vielleicht ohne die Bedeutung des Händedrucks zu errathen, oder auch, um sich nicht irre machen lassen zu wollen.

„Was? — schrie einer seiner Gesellen; — du hättest den berühmten Rinaldini gekannt? Berühme dich nicht solcher Dinge! Der Wein lügt aus dir.“

„Kamerad! stammelte jener; — der Wein lügt nicht. Der Wein spricht die Wahrheit.“

Lächelnd sagte Rinaldo:

„Geh nach Hause und schlafe deinen Rausch aus!“

„Was? — schrie der Schreier; — ich hätte einen Rausch? — Ich? — Mord und Wetter! brüllen will ich wie eine Gerichtsposaune, schreien will ich, daß die ganze Stadt es hören soll. So wie ihr ausseht, so sah er aus, der vermaledeite Räuber-Sultan Rinaldini!“

Bald gab es ein Zusammentreten der Vorübergehenden; es mischten sich endlich Sbirren unter die Umstehenden und fragten: Was es gebe?

„Einen Trunkenbold gibt es hier!“ — sagte der Pater Amaro, der eben herbei trat, Rinaldo bei der Hand nahm, ihn in's Kloster führte und die Pforte schließen ließ.

Die Sbirren begnügten sich nicht mit des Paters unerbetener Antwort, sie examinirten den Schreier stärker, und führten ihn endlich, als er bei seiner Aussage blieb, vor den Polizeirichter.

Der Pater Amaro führte den Geretteten durch den Klosterhof in den Kloster-Garten schweigend bis an die hintere Pforte desselben. Hier nahm er ihn bei der Hand und sagte:

„Eine Liebe ist der andern werth, ein Dienst des andern. — Ihr kennt mich nicht mehr. Gram und Kummer haben mich entstellt, aber ich kenne Euch noch. — Jetzt führe ich euch aus diesem Garten in jenes Weinberghaus. Dort seht ihr mich in kurzer Zeit wieder, und dort — sollt Ihr mich auch wieder kennen lernen.“

Rinaldo wollte Erklärungen, der Pater ließ sich auf nichts ein.

„Wir sehen uns bald wieder!“ — war seine Antwort, und so brachte er ihn in das Weinberghaus, dessen Thür er hinter ihm verschloß, als er ihn verließ.

Rinaldo schwebte in bangen Erwartungen. Er fürchtete Verrath und Entdeckungen. Seinen Dolch steckte er sich zur Hand, und ein Blättchen Gift, welches er unter seinem Finger-Ringe führte, hob er hervor, es im äußersten Nothfalle zu gebrauchen. — Aengstlich klopfte sein Herz; er erwartete und fürchtete des geheimnißvollen Paters Zurückkunft. — Bekannter wurden ihm nach langem Nachdenken seine Gesichtszüge, dennoch aber konnte er sich seines Namens und seiner Bekanntschaft nicht so, wie er es wünschte, erinnern. — Er zog die Uhr beinahe von Minute zu Minute, und die schnell enteilenden Sekunden wurden ihm zu Stunden.

Endlich vernahm er Fußtritte. Die Thür ging auf, und Pater Amaro, ein Päckchen unterm Arme, trat ein. — Freudig fiel Rinaldo ihm um den Hals und fragte ängstlich:

„Seyd Ihr endlich da?“

Der Pater faßte seine Hand und sagte:

„Wie so sonderbar! Ich mußte Euch retten, Euch — der Ihr einst, wie Ihr meintet, mein Glück mir in die Hand gabt; mein Glück, das mein Unglück wurde; — wenn es ein Unglück ist, in diesem Kleide, wenn auch nicht glücklich, dennoch ruhig zu seyn!“

Rinaldo staunte den Sprechenden fragend an. — Dieser fuhr nach einer kleinen Pause also fort:

„Einst sahen wir uns, als die Nothwendigkeit Euch zu der Entdeckung zwang, zu sagen, welchem Manne man Eure Hülfe verdankte auf dem Schlosse des Barons Denongo“ —

„Ha! — Jetzt erkenne ich Euch wieder; — schrie Rinaldo. — Ihr seyd der Sekretair des Barons Denongo, der damals glückliche Liebhaber der schönen Laura!“

„Der bin ich.“

Hundert Fragen schwebten auf Rinaldo's Lippen, allen kam Amaro zuvor.

„Ich war — sagte er; — der Glückliche, den damals Laura liebte. — Eurer Großmuth verdankte ich es, daß der Baron mir die Hand seiner Tochter versprach; aber, schlau genug, setzte er dem Ziele unsrer Wünsche einen Zeitraum von drei Jahren entgegen. Er kannte Weiber-Herzen! — Laura liebte mich. Die Zeit, die böse Räuberin der Zärtlichkeit! raubte mir ihre Liebe, oder — wenigstens ihre Hand. Sie gab die Hand, die mir gehörte, dem Grafen Lintini. Sie floh mich, meine Vorwürfe; der

Vater bot mir Geld. „Ihr seyd beide wortbrüchig!“ sagte ich, nahm kein Geld und ging nach Melazzo zu meinem Bruder, der Prior des Klosters ist, in welchem ich mich als Mönch befinde. — Dieß ist meine Geschichte, und daß ich Euch kenne, wißt Ihr. — Ich erkannte Euch sogleich, als ich Euch zum Erstenmal sah, und wunderte mich der Kühnheit Eures unverstellten Gesichts. — Allgemein werdet Ihr todt geglaubt, und ich — rette Euch jetzt, denn schon ist Lärm in der Stadt und Session bei dem Polizei-Gericht. Vermuthlich werde ich selbst vorgefordert werden. Diese Kutte läßt mich aber nichts fürchten, und ich bin ruhig. Ich erfülle jetzt die Pflichten der Dankbarkeit.“

„Edler Mann!“ — stammelte Rinaldo.

Der Pater legte das mitgebrachte Päckchen auseinander und sagte:

„Hier sind Kleidungsstücke, und ich schaffe Euch, so gut es gehen will, zum Franziskaner um. — Die Kapuze über den Kopf, diese falsche Nase in's Gesicht, Farbe auf die Backen, dieser falsche Bart um's Kinn, und ihr könnt getrost weiter wandern.“

Rinaldo fiel ihm um den Hals und stammelte Worte des Dankes. Der Pater half ihn ankleiden, nahm Aufträge an Violanten an, die er pünktlich zu bestellen versprach, gab ihm den Segen, zeigte ihm den Weg nach Achi zu in die Gebirge, und der metamorphosirte Freund wanderte seufzend von dannen.

Kaum hatte er die Anhöhe erstiegen, als von dem Kästell zu Melazzo ein Kanonenschuß fiel; das Signal, die Thore zu sperren.

„Guter Amaro!“ — seufzte Rinoldo, und eilte weiter.

Bei einem einsamen Bauerngute wurde er, als Franziskaner versteht sich, um Gotteswillen gespeist und getränkt; ja, er erhielt auch noch Proviant mit auf den Weg. Damit wanderte er getrost weiter, und als er gegen Abend eine vom Wege etwas entlegene Kapelle der sieben Schmerzen nahe bei einer Quelle fand, entschloß er sich, hinter derselben zu übernachten.

Als er erwachte und seine Morgenandacht verrichtet hatte, ging er weiter. Schon hatte er Achi im Rücken und näherte sich dem Gebirgspasse, als er ganz unvermuthet Gesellschaft bekam. — Von der Seite her kamen ein ehrwürdiger Kapuziner und ein Harfenmädchen zu ihm. „Wir beide — sagte der Kupuziner nach den gewöhnlichen Begrüßungen; — wandern selbander; Ich ihr zum Schutz, Sie mir zur Aufheiterung, so, wie uns das Ungefähr zusammenführte. — Nun aber, tres faciunt collegium! — Musik ist die Freude der Menschen und Heiligen, und eine Harfe ist das Instrument, auf welchem selbst König David sich die Grillen vertrieb."

Rinaldo fragte, wohin die Wanderschaft gehe, und erfuhr, das Mädchen wolle über Galati nach Skaletta, der Pater aber gab Pezzolo als das Ziel seiner Reise an.

Da es eben Mittag wurde, wurde Platz bei einem Brunnen vor einem Pappelhaine genommen. Der Kapuziner öffnete seinen Brodsack und theilte mit, was er hatte. Der Brunnen lieferte den Tischtrunk.

„Nun Annetta! sagte der Pater; spiele uns etwas."

Annetta ergriff die Harfe, spielte und sang dazu:

Um des Menschen Wiege wanken
Freud' und Leid mit gleichem Schritt,
Sind die Amme seiner Tage,
Wandeln durch sein Leben mit.

Hüpft die Freude ihm zur Rechten,
Schwebt zur Linken ihm das Leid,
Bis sich beide selbst verlieren
In dem Ocean der Zeit.

Der Pater faltete die Hände und seufzte. Rinaldo wollte sprechen, als Annetta präludirte. Sie spielte und sang:

Letze dich am Duft der Rosen,
Eh' sie welken und verblühn,
Laß der Liebe holde Blumen
Ungenossen nicht verglühn.
Freude senkt im Rosenschimmer
Sich auf die beblumte Flur;
Folge ihrem Freudenrufe,
Folge ihrer sanften Spur!

Rosa stand vor Rinaldo's Sinnen. Er sah sie mit der Guitarre, singend in Wüsten und Einöden an seiner Seite sitzen, er hörte ihre Stimme, dachte sich in vergangene Zeiten und verlor sich in Betrachtungen. — Der Pater hatte sein Haupt gesenkt und entschlummerte. Annetta klimmerte auf der Harfe. — Rinaldo kam endlich zu sich, und es entspann sich zwischen den Wachenden ein Gespräch.

Rinaldo. Du kömmst wohl aus Melazzo?

Annetta. Ich komme aus Rametta.

Rinaldo. Wanderst du stets allein umher?

Annetta. Mein ältester Bruder begleitete mich. Er spielt eine schöne Geige. In Messina hat er sich bei einer Kapelle engagiren lassen. Nun gehe ich in meinen Geburtsort nach Skaletta zurück, und will meinen jüngern Bruder, der die Flöte spielt, bereden, mit mir zu gehen.

Rinaldo. Trägt dein Spielen dir etwas ein?

Annetta. Ach ja! — Ich ernähre Vater und Mutter, die arm, alt und gebrechlich sind.

Rinaldo. Das ist brav!

Annetta. Die Eltern haben mich ja auch ernährt, da ich noch nichts verdienen konnte.

Jetzt erwachte der Pater. Sogleich wurde aufgebrochen und weiter gewandert.

Die Sonne sank, die Schatten wurden länger, rundherum wurde alles still; nur die geschäftigen Abendfliegen summten noch über's Feld; da erreichten sie ein einsames Wirthshaus. Hier nahmen sie Nachtquartier.

Der Tag brach an. Die Waller erwachten. Der Pater stimmte einen Morgengesang an, Rinaldo fiel ein, und Annetta akkompagnirte mit der Harfe. — Die Wirthin war sehr erbaut von diesem Gesange, und bat sich noch einen zweiten aus, womit, wie sie sagte, die Zeche bezahlt seyn sollte. Ihr Wunsch wurde ihr sogleich gewährt, und sie trug sogar, dankbar, noch einen Krug Wein auf.

„Gott segne dich, du frommes Weib! die du die Wanderer labest und erquickst, und schenke dir für diesen irdischen, den du uns so freundlich gibst, dereinst den Wein der himmlischen Freude!“ — sagte der Pater.

„Piu tardi che pro essere!“ — seufzte die Wirthin mit gebrochenen, gen Himmel erhobenen Augen.

Rinaldo sah in diese gebrochenen Augen und drückte ihr die Hand.

„Ach! sagte die Wirthin; wenn es euch doch gefallen wollte, auch diesen Mittag noch bei mir zu verweilen. Mein Mann ist nach Messina gegangen, ich erwarte seine Zurückkunft erst in einigen Tagen, und ich bin gar nicht gern

allein. Wenn nun solche fromme Männer bei mir bleiben wollten, so würde ich in sehr erwünschter Gesellschaft seyn."

„Meine Stunden, liebe Frau! sind gezählt; — antwortete der Pater. — Man erwartet meine Ankunft sehnlich zu Pezzolo."

„Was mich betrifft, — sagte Annetta; — so blieb ich gern hier, wenn es in Gesellschaft geschehen könnte, einen Tag auszuruhen, denn ich bin sehr müde."

„Und Ihr, Herr Pater?" — fragte die Wirthin, indem sie sich gegen den Pseudopater Rinaldo wendete.

„Ich bleibe hier; — antwortete dieser.

„Das ist mir sehr lieb! — sagte die Wirthin, und eilte in die Küche.

„Mir auch!" setzte Annetta hinzu.

„Wenn dem so ist, — sagte der Pater bedächtlich; und da ich einmal an Reisegesellschaft gewöhnt bin, so bleibe ich auch mit hier, und morgen, so Gott will! wandern wir weiter"

Annetta ergriff sogleich die Harfe, spielte und sang:

Der Himmel streut Blumen
Auf dornichten Pfad;
Der Himmel streut Dornen
Auf blumichten Pfad.
Es welken die Blumen;
Die Dornen zerstreut
Ein freundliches Lüftchen
Der heilenden Zeit.

„Was mich betrifft, — sagte Annetta; — so halte ich es mit der Gegenwart."

„Die Gegenwart, — erwiderte Rinaldo; — verschlingt das Vergangene. Der Sturm geht vorüber, und helle

Sonnenblicke erheitern das erschütterte Herz. — Der Mensch ist der Welt geboren; er lebt mit der Zeit. Die Freude mache ihn nie übermüthig; Leiden dürfen ihn nicht zaghaft machen. Der Nacht folgt Tag. Morgenröthe und Abendröthe glänzen an einem Horizont."

Annetta sah ihn aufmerksam an und sagte:

Euch möchte ich predigen hören, Herr Pater!"

„Ich auch;" — sagte die Wirthin, die eben herzutrat.

Annetta fuhr fort:

„Wollt Ihr uns nicht etwas vorpredigen?"

„Wollt Ihr?" — wiederholte die Wirthin.

Der Kapuziner schüttelte den Kopf, und Rinaldo bat sich einige Stunden Bedenkzeit aus.

Indessen kamen einige Maulthiertreiber und hielten mit ihren beladenen Thieren in dem Wirthshause an. Der Pater kam sogleich mit ihnen in's Gespräch und erzählte einige Wundergeschichten, die von den Maulthiertreibern und Annetten mit offenen Ohren empfangen wurden. — Rinaldo sah sich in dem Hause um, und wurde von der Wirthin eingeladen, ihren Weinvorrath im Keller zu besehen. Sie öffnete freigebig die Schätze dieses Vorraths, und der fromme Gast ließ es sich wohl schmecken.

„Ich bin, sagte die Wirthin; der Geistlichkeit von Jugend auf ganz besonders gewogen gewesen, und ich wär' sogar selbst gern eine Nonne geworden, blos des geistlichen Umgangs wegen, aber — es hat nicht seyn sollen."

Rinaldo tröstete sie deßhalb, und die Wirthin ließ sich recht gern trösten. Ihre Lebhaftigkeit nahm zu, und je weniger sie sprach, je lebhafter wurde sie.

Indessen wurde es über der Erde auch lebhafter. — Die Maulthiertreiber wollten weiter ziehen, und schrien nach

der Wirthin, ihre Zeche zu bezahlen. Sie mußte den Keller verlassen. Rinaldo folgte ihr und die Gäste zogen von dannen.

Kaum waren sie fort, als drei Bewaffnete eintraten und Wein forderten. Rinaldo musterte die Angekommenen und erinnerte sich an die Zeiten, wo er mit Kerln dieses Schlags täglichen Umgang pflog. — Er zog die Wirthin auf die Seite und fragte: Ob sie diese Gäste kenne?

„Herr Pater! Was denkt Ihr von mir und meinem Wirthshause? — antwortete die Wirthin. — Ich kenne die Leute so wenig, als mich der Pabst kennt. — Seit einigen Tagen murmelt man von einer Räuberbande, die im Gebirge hausen soll, vielleicht gehören gar diese saubern Gäste dazu."

„Eine Räuberbande?" — fragte Rinaldo.

„Ja! so sagt man;" — fiel die Wirthin ein.

Die Bewaffneten wendeten sich an den Kapuziner. Der eine fragte:

„Was gibts Neues?"

„Neuigkeiten — antwortete der Pater; — interessiren blos Weltleute; ich weiß keine."

„Man spricht von Räubern in der Gegend."

„Meine Armuth fürchtet sie nicht."

Indessen war die Wirthin in die Stube getreten; ihr folgte Rinaldo.

„Ei, Frau Wirthin! — fing der Sprecher der Bewaffneten an; — Ihr seyd ja recht geistlich von beiden Seiten beschlagen! Mitten drinnen sitzt ihr in der geistlichen Umgebung, wie eine Rose zwischen Dornen."

„Ei! wie spaßhaft! — lächelte die Wirthin, und warf einen scherzhaft sprechenden Blick auf den Pseudo-Pater Rinaldo. — Der Sprecher fragte weiter:

„Hat dies Wirthshaus geräumige Stallung?"

„O ja! — erwiderte die Wirthin; — wenn die Dragoner hier exerziren, stallen wir oft 30 bis 40 Pferde."

„Viel Gelaß für Menschen?"

„Ziemlich. — Habe ich etwa Besuch zu erwarten?"

„Vielleicht diese Nacht noch."

„Mein Gott! — Aber doch wohl —"

„Was?"

„Ich meine nur — Weil ich nicht weiß —"

Indem sprengten drei Dragoner in den Hof. — Schnell saßen sie ab, und zwei davon traten in die Stube.

„Was befehlen die Herren?" — fragte die Wirthin.

„Die Frau Wirthin — war die Antwort; — gibt uns ein Glas Wein, und diese Gesellschaft zeigt ihre Päße vor."

Annetta griff sogleich nach ihrem Passe, und eben das that auch der Kapuziner, der sein Missiv hervorzog. Die Dragoner faßten die Bewaffneten in die Augen. Der Sprecher schien ohne Verlegenheit zu seyn. —

„Wir sind reisende Jäger — sagte er; — wollen nach Melazzo und wollen uns dort unter das Feldjäger-Korps anwerben lassen. Vorher waren wir als Grenzschützen in Diensten des Prinzen von Polikostro, und hier sind unsre ehrlichen Abschiede, die man allenthalben als Päße anerkannt hat."

Die Dragoner sahen die Papiere durch und gaben sie wieder zurück. Der eine redete:

„Es ist in Melazzo ein verteufelter Streich passirt."

Der Grenzschütz. Wie so?

Dragoner. Da ist auf einmal der Teufelskerl Rinaldini wieder sichtbar geworden.

Grenzschütz. Was? — Rinaldini? —

Dragoner. Wie ich sage.

Kapuziner. Rinaldini? —

Wirthin. Der soll ja aber schon längst todt seyn.

Grenzschütz. Er ist ertrunken, wie man allgemein sagt.

Kapuziner. Die Regierung hat ja die Nachricht von seinem Tode öffentlich ausrufen, gedruckt anschlagen und bekannt machen lassen.

Grenzschütz. Ich habe es selbst zu Messina gelesen.

Annetta. Ich auch.

Kapuziner. Ich gleichfalls.

Rinaldo. Ich nicht weniger.

Wirthin. Alle Reisende haben es bei uns erzählt.

Dragoner. Das kann alles nichts helfen! — Er lebt, und ist in Melazzo beinahe erwischt worden. Er hat sich in's Franziskaner-Kloster salvirt, und ist entkommen.

Kapuziner. Gott sey bei uns!

Dragoner. Zu Melazzo ist eine Untersuchung. Es sind einige Personen arretirt worden; sogar ein Franziskaner, sagt man.

Rinaldo. Das muß geschehen seyn, als ich Melazzo verlassen hatte. Mir sind das lauter Neuigkeiten. — Vielleicht beruht aber die Sache auf einem Irrthum. Ich wenigstens glaube steif und fest, daß Rinaldini nicht mehr unter den Lebendigen ist, denn — laßt euch erzählen! der fromme P. Domeniko, ein Mann, der schon hienieden selig ist, hat die Seele Rinaldini's im Fegefeuer erblickt, wohin sein geistliches Auge gar oft sieht. Dort hat der Bösewicht gewinselt, geklagt, und um Seelenmessen gebeten. Ich habe deren selbst dreie, auf Befehl der Obern, für den Missethäter lesen müssen, **secundum faciem sanctorum**, aus christlicher Liebe und Erbarmung.

Grenzschütz. Das ist christlich und fein!

Wirthin. Hat es aber der Bösewicht auch verdient?

Rinaldo. Sind wir nicht alle sündige Menschen? — Gott mag richten!

Dragoner. Herr Pater! ihr habt gewiß das Geschäft, die armen Sünder in hohe Gegenden zu begleiten?

Rinaldo. O ja!

Dragoner. Das hört man gleich an euern Reden. Ich habe dergleichen Worte schon oft bei Exekutionen gehört.

Indem sprengten abermals sechs Dragoner in den Hof.

„Wißt ihr auch — schrie der Wachtmeister, als er in die Stube trat; — daß das Dörfchen Noretto in Flammen steht?“

Wirthin. Noretto? — Ach Gott! — In Flammen?

Wachtmeister. Von Räubern angesteckt.

Wirthin. Von Räubern?

Wachtmeister. Es hat seine Richtigkeit. — Rinaldini, der Teufelsbraten, lebt, ist entwischt, steht an der Spitze einer Bande, haust in den Gebirgen von Achi, sengt und brennt.

Wirthin. O! der schlechte Kerl!

Kapuziner. Den Gott züchtigen und verdammen möge!

Annetta. Der seinen Lohn gewiß noch bekommen wird!

Kapuziner. Der schlechterdings dem Galgen nicht entrinnen will und darf.

Wirthin. O! der schlechte Mensch!

Wachtmeister. Sind hier die Päße aufgezeigt?

Dragoner. Es ist alles in seiner Ordnung, wie es sich gehört.

Wachtmeister. Sitzt auf, Bursche! Es wird gestreift!

Die Dragoner verließen die Stube und das Wirthshaus.

Rinaldo stand vor der äußern Thür des Wirthshauses, als der sogenannte Grenzschütz auf ihn zukam, ihm die Hand und ein Goldstück hinein drückte. Rinaldo sah ihn verwunderungsvoll an:

„Was soll das?"

„Zu Seelenmessen für Rinaldini."

„Dein Name?"

„Morletto."

„Dein Gewerbe?"

Morletto schwieg. Rinaldo wiederholte die Frage: Morletto schwieg. Rinaldo nahm ihn bei der Hand.

„Du gehörst zu der Gesellschaft im Gebirge!"

„Herr Pater!" —

„Du gehörst zu der Gesellschaft im Gebirge! — Ich weiß es." —

„Seyd ihr —"

„Kommandirt euch Cinthio oder Luigino?"

„Herr Pater!" —

„Kommandirt euch Cinthio oder Luigino? — Ohne Zurückhaltung!"

„Ich weiß nicht, wie ihr —"

„Ohne Furcht, ohne Zurückhaltung!" —

„Nun dann, in's Henkers Namen! — Ja! ich stehe unter Cinthio's Kommando."

„Gut! — Nimm dein Goldstück zurück. Die Seelenmessen lese ich gratis, und deinem Hauptmann Cinthio gib diesen kleinen Siegelring. Er kennt ihn, er weiß, wer ihm den Ring schickt. — Gott befohlen, wackerer Grenzschütz!"

Rinaldo entfernte sich schnell. Er saß jetzt im Garten. — Die Grenzschützen hatten das Wirthshaus verlassen,

und Rinaldo vertiefte sich in mancherlei Spekulationen und Gedanken. — Der Kapuziner umwandelte das Haus, Annetta klimperte auf der Harfe, und die Wirthin hatte Küchengeschäfte.

Unruhig wanderte Rinaldo endlich über die Gartengrenze. Ihn empfing eine schöne Wiese. Mitten auf derselben, unter hohen Pappeln, stand eine kleine Kapelle. Er nahte sich derselben. Ein Frauenzimmer lag betend vor dem Altar. Er trat einige Schritte zurück, und als sie sich zum Aufstehen bewegte, wandelte er vorüber. — Sie verließ die Kapelle; er drehte sich und kam ihr entgegen. Sie neigte sich ganz unbefangen gegen ihn, und erschrocken erkannte Rinaldo in ihr — eine Längstbekannte.

Sie wollte vorüber gehen; Rinaldo redete sie an und lobte sie ob ihrer Andacht.

„Ach! Herr Pater! — sagte sie; — ich bin eine schlimme Sünderin! und eine Unglückliche zugleich!“

„Viel auf einmal, schöne Frau!“

„Ja wohl!“

„Ein Fremder darf nicht so kühn seyn, sich in euer Vertrauen eindringen zu wollen, aber fragen möchte ich doch: wen ich vor mir zu sehen das Glück habe?“

„Ich bin die Gräfin Lentini.“

Nun wissen die Leser aus der Erzählung des guten Portraitsammlers, des P. Amaro in Melazzo, daß diese Gräfin Lentini eben jene Laura Denongo war, die Rinaldini schon längst kannte.

Sie sprach weiter, und nöthigte den gleichfalls gesprächigen Pater höflich, auf ihrem nahegelegenen Schlosse einzukehren.

„Mein Gemahl — setzte sie hinzu; — ist schon seit drei Tagen abwesend. Er kommandirt als Obrister die Trup-

pen des Königs, die gegen eine starke Räuberbande ausgerückt sind, die unsägliches Unglück über die ganze Gegend umher verbreitet."

Davon erzählte sie einige Thatsachen; schweigend begleitete Rinaldo die Erzählerin. Sie kamen an das Schloß. Rinaldo folgte der Einladung.

In dem Schlosse befand sich Leonore, die Schwester des Grafen Lentini, ein Mädchen in der schönsten Blüthe ihrer Jahre, schlank und schön gewachsen, gefühlvoll, und mit einem paar sehr feurig sprechender Augen, die sich in den lieblichsten Kreisen sanfter Anmuth drehten. Dieser Schönheit stand der verkappte Pater eben nicht gar anmuthig entgegen, und wurde muthwillig lächelnd von ihr willkommen geheißen.

„Verwünschte Larve!" — seufzte Rinaldo bei sich selbst, und sprach nicht ohne Verlegenheit mit dem Fräulein, die das Gespräch sehr bald endigte.

Laura saß nachdenkend am Fenster und blickte in die freie Gegend. Rinaldo sprach von ihrem Gemahl; ihre Antworten begleiteten Seufzer.

Ein Bote brachte einen Brief von dem Grafen, der seiner Gemahlin schrieb: er habe das Lager der Räuber umschlossen, und man erwarte stündlich ein Gefecht, weil dem Anschein nach die Eingeschlossenen entschlossen wären, sich hartnäckig zu vertheidigen.

Das Gespräch fiel nun ganz natürlich auf die Räuber.

„Es scheint, — sagte Rinaldo; — der Mann, der die Räuber anführt, ist noch einer aus Rinaldini's Schule."

Laura. Ob er aber auch so großmüthig ist, als Rinaldini es war!

Rinaldo. Großmüthig?

Laura. Gewiß, das war er!

Rinaldo. Habt ihr ihn gekannt?

Laura. Ich habe.

Rinaldo. Ihr?

Laura. Ich kann es nicht läugnen, werde es auch nie läugnen. Was ich seiner Großmuth verdankte, sollt ihr hören.

Sie erzählte ihm die Geschichte der Ueberrumpelung ihres Schlosses, die wir kennen, schilderte seine großmüthige Aufopferung, und wußte nicht, wem sie dieselbe erzählte. Ihre Erzählung beschloß sie mit Thränen. — Jetzt war Rinaldo auf dem Punkte, sich zu entdecken, aber er dachte einen Augenblick nach und hielt seine Entdeckung zurück. Ziemlich keck aber fragte er, ohne Einleitung:

„Seyd ihr nicht glücklich vermählt?"

Laura schlug die Augen nieder und seufzte:

„Ich habe einen guten Menschen hintergangen, dem mein Herz, dem meine Hand gehörte; ich habe ihn in's Unglück, zur Verzweifelung, ach! vielleicht habe ich ihn in den Tod getrieben!"

Ein Thränenenstrom endigte ihre Rede.

Rinaldo ergriff ihre Hand und sagte:

„Er lebt!"

„Er lebt?" — schrie sie laut auf.

„Er lebt und liebt euch noch."

„Er liebt mich noch? — Kennt ihr ihn?" —

„Ich kenne ihn und weiß um eure Geschichte. Ich erfuhr sie von ihm selbst."

„Wo lebt er?"

„Zu Melazzo."

„Wie geht es ihm?"

„Er kann euch nie vergessen.“

„Womit — Ach Gott! errathet diese Frage!“ —

„Ich errathe sie. — Er hat keinen Mangel.“

„Gelobt sey Gott!“

„Er trägt das Ordensgewand des heiligen Franziskus; jetzt Pater Amaro genannt.“

„Amaro! — Ach Amaro!“ —

Rinaldo wollte sprechen, als Leonore in's Zimmer trat.

„Ich habe mir, — sagte sie, von meinem Bruder ausgebeten, gefesselt mir den wilden Räuberhauptmann Cinthio zu zeigen; das hat er mir versprochen. — Was, in aller Welt! hätte ich nicht darum gegeben, hätte ich so den kühnen Rinaldini zu meinen Füßen sehen können!“

„Wie grausam ihr seyd!“ — rief Rinaldo, nicht ohne Bewegung aus.

„Das bin ich gewiß nicht! — lächelte das Fräulein; — aber das Eigene und Einzige dieser Begebenheit macht, daß ich ihre Erfüllung wünschte. Doch da es nun einmal Rinaldini nicht seyn kann, so soll es wenigstens sein Nachfolger Cinthio seyn.“

Rinaldo lächelte, und wollte eben antworten, als Laura bemerkte, ein Mädchen mit einer Harfe komme außer Athem über den Schloßhof gesprungen. — Es war, wie Rinaldo sogleich vermuthete, Annetta. — Sie bat um Schutz.

„Was hast du vor? — Was gibt es?“ fragte Leonore.

„Ach! antwortete Annetta keuchend; — das nächstgelegene Wirthshaus haben Räuber überfallen. Sie suchen euch, Herr Pater!“

„Mich? — fragte Rinaldo bestürzt. — Mich suchen Räuber? — Mich? — Was wollen sie von mir?“

„Ich weiß es nicht. — Wo ist der Franziskaner, schrieen

sie, dem dieser Ring gehört? Dabei zeigten sie einen Ring vor und beschrieben euch sehr deutlich."

Laura. Was ist das mit dem Ringe?

Rinaldo. Ich weiß es nicht. — Zwar vermisse ich seit einigen Tagen einen mir sehr werthen Ring, aber — wie sollten Räuber —

Annetta. Man suchte euch im ganzen Hause, und ich entfloh.

Laura. Sonderbar!

Leonore. Nun werden sie euch auch hier bei uns suchen.

Annetta. Gewiß!

Laura. Was ist zu thun?

Leonore. Kann der Verlust des Ringes euch Nutzen oder Schaden bringen?

Rinaldo. Schaden.

Leonore. So flieht!

Rinaldo. Ich fliehen? — Was hat ein Franziskaner zu fürchten?

Leonore. Von Räubern? — Alles, so gut wie jeder Mensch.

Rinaldo. Und wenn ich nun gehe, euch hier ohne männlichen Beistand allein lasse? — Das kann ich nicht! — Dieses Gewand ist heilig. — Ich setze meinen Kopf daran, die Räuber sollen hier, wo ich bin, keine Gewaltthätigkeit ausüben.

Laura. Herr Pater! was ihr sagt — der Ton, die Stimme, womit ihr das sagt — macht mich noch weit verlegener, als ich es schon bin.

Rinaldo. Ohne Verlegenheit! — Wir sind außer Gefahr.

Leonore. Durch euer Gewand, Herr Pater! bei

Gott nicht! — Wenn ihr nicht etwa Bekannte, gute Freunde unter den Räubern habt —

Rinaldo. Ich? —

Leonore. Vergebt! — Ohne diesen Umstand kann ich nicht glauben, daß wir außer Gefahr sind; ihr selbst könnt es nicht seyn. — Also flieht! — Wir thun am besten, wir packen ein und erwarten den Besuch hier nicht. — Da noch dazu mein Bruder gegen die Räuber kommandirt, so wird sicher ihre Rache schrecklich seyn!

Rinaldo. Seyd ruhig! seyd unbesorgt!

Laura. Herr Pater, täuscht uns nicht mit falschen Hoffnungen! — Ich habe einst das Unglück erlebt, daß meines Vaters Schloß von Räubern überfallen wurde, und weiß es noch gar zu wohl, wie uns damals allen zu Muthe war.

Rinaldo. Ich auch!

Laura. Ihr? — Herr Pater! Ihr? — Was sagt ihr? — Wenn ich — Um aller Heiligen willen! laßt mich keine Wahrheit ahnen.

Leonore. Schwester! was willst du sagen? Welche Wahrheit —

Laura. O! was kann, was will ich sagen! — Auf unsre Rettung laßt uns denken!

Rinaldo. Ihr bleibt hier und fürchtet nichts. — Ich will doch sehen —

Leonore. Weiter, Herr Pater! — Was wollt ihr sehen? Glaubt ihr —?

Rinaldo. Ich habe nichts zu glauben!

Leonore. Herr Pater!

Rinaldo. Ich spreche von Gewißheit.

Leonore. Herr Pater! —

Rinaldo. Ich kann euch, mich, — ich will und kann uns alle schützen!

Leonore. Durch ein Wunder? — Denn wodurch sonst?

Rinaldo. Durch mich selbst.

Laura. Allmächtiger Gott! soll ich —

Rinaldo. Ihr sollt erwarten, was geschieht, sollt ohne Furcht seyn und nichts ahnen!

Laura. Mann! — ich schwöre —

Rinaldo. Keine Schwüre! — Ruhig! ruhig! —

Leonore. Ich kann mir nicht erklären —

Rinaldo. Wozu Erklärung? — Jetzt, wie immer, macht euch nur der Glaube selig. Ich aber, — weiß, was ich sage, stehe für alles, was ich verspreche, mit Leib und Leben! — Seyd ihr mit dieser Erklärung zufrieden? — Seyd ihr beruhigt? — Oder soll ich euch Zeichen und Wunder sehen lassen, ehe es noch nöthig, — ja! sogar ehe es nur heilsam ist? — Laßt Tausende gegen dieses Schloß anziehen, laßt sie den Franziskaner suchen, — sie sollen ihn finden! — Bei Gott! sie sollen ihn finden. — Fliehen wird er nicht. — Hier stehe ich. Euch deckt meine Hand, und die Gräfin Lentini soll mich — — Nein! weiter nicht! — Kein Wort, keine Sylbe, keine Versprechungen weiter! — Aber eurer Flucht widersetze ich mich durchaus. Ihr sollt hier bleiben — um zu sehen —

Leonore. Daß ihr ein Franziskaner seyd? —

Rinaldo. O! mein Fräulein! —

Leonore. Oder seyd ihr vielleicht der heilige Franziskus selbst? — — Schwester! — Eilig! — laßt uns einpacken!

Laura. Schwester! — Wenn ich —

Rinaldo. Packt ein.

Leonore. Wie? — Auf einmal gebt ihr uns einen Rath, den wir —

Rinaldo. Ich gebe euch keinen Rath mehr. — Thut, was ihr wollt.

Ein Bedienter stürzte in's Zimmer und meldete, der Thurmwächter sehe Flammen, und einen Zug, der sich dem Schlosse nähere.

Annetta. Heilige Jungfrau!

Leonore. Sie kommen!

Bedienter. Es brennt allenthalben.

Laura. Großer Gott!

Bedienter. Von Sesinetta her ertönt die Sturmglocke.

Rinaldo. Laßt sie ertönen! — Fort! — Zieht die Zugbrücke auf! — Wir erwarten die Kommenden, wer sie auch seyn mögen.

Der Bediente eilte davon. Laura verbarg ihr Gesicht in's Schnupftuch; Leonore sah den Pater verlegen an; er ging hastig im Zimmer auf und nieder; Annetta stand zitternd in einem Winkel. — Rinaldo sprach:

„Ihr habt das Wort eines Mannes und glaubt ihm nicht; ihr wollt fliehen, und habt keine Kraft zum Fliehen; ihr wollt meinen Worten nicht trauen, weil diese Mönchskutte euch das Vertrauen raubt; — aber ich will diese Kutte von mir werfen und euch beweisen —"

Indem sprengte ein Reitknecht in den Hof. Laura schrie:

„Giorgio! — Der Reitknecht meines Gemahls!"

„Kommt er?" — fragte Leonore hastig, und riß die Zimmerthür auf.

„Giorgio!" — rief Laura.

„Giorgio! Wo ist dein Herr, mein Bruder?" — fragte Leonore.

Giorgio stürzte athemlos die Treppe herauf, durch den Saal in's Zimmer.

„Ach! gnädige Gräfin! stammelte er! — Ich bin — Ach! heiliger Gennaro! kaum kann ich es sagen —“

Laura. Um des Himmels willen! — Was ist es? — Was hast du zu sagen?

Leonore. Rede! — Wo ist —

Laura. Mein Gemahl —

Leonore. Dein Herr?

Laura. Wo ist er?

Giorgio. Er ist — Verzeiht! — O! daß ich es sagen muß! — Aber —

Leonore. Ohne Umschweife!

Giorgio. Mein Herr — der Herr Graf — ihr Herr Gemahl — ihr Herr Bruder — ist — Ach! — Er ist in der Gewalt der Räuber!

Leonore. Er? —

Laura. Mein Gemahl? —

Giorgio. Bei'm Rekognoszirен haben sie ihn gefangen genommen. Hier sind einige Zeilen von ihm. — Der Räuberhauptmann gab mir die Erlaubniß, dieses Briefchen hieher zu bringen. — Hier ist es.

Laura las:

„Liebe Laura!

Ich bin in Gefangenschaft gerathen. Giorgio wird dir sagen, wie es zugegangen ist. — Der kühne Cinthio erlaubt mir, dir dies zu schreiben, und mißbraucht die Gewalt nicht, die der Zufall ihm über mich gegeben hat. — Sende mir sogleich, oder wenigstens sobald als es dir möglich ist, 3000 Stück Dukaten. Dieses ist der Preis, der auf meiner Freiheit steht; je eher du das Geld sendest, desto eher siehst du wieder deinen Gemahl

Loisio Lentini.

Laura faltete, als sie den Brief gelesen hatte, die Hände und sah gen Himmel. Leonore hieß Giorgio gehen und warf sich auf ein Sopha. — Rinaldo ging rascher noch als zuvor im Zimmer auf und ab.

Laura. Ich? — 3000 Stück Dukaten? — Schwester! — Ach! — Schwester! 3000 Stück Dukaten!

Leonore. Der König muß den Bruder auslösen!

Laura. Aber ehe das geschieht? —

Rinaldo. Ihr habt kein Geld? — Könnt kein Geld schaffen? — Meine Gräfin! Ich glaubte, die Tochter, das einzige Kind, die Erbin des reichen Barons Denongo müßte — könnte nie um 3000 Dukaten verlegen seyn!

Laura. Ach! — Mein Gemahl — braucht viel Geld.

Leonore. Schwester! —

Laura. Warum soll ich mich verstellen? — Wir können ohne große Aufopferungen, ohne langen Zeitverlust diese Summe nicht herbeischaffen.

Rinaldo. So muß — Wie heißt der Räuberhauptmann, in dessen Gewalt euer Gemahl sich befindet? —

Laura. Cinthio.

Rinaldo. Cinthio? — — Er muß warten. — Vielleicht wird Cinthio indessen geschlagen, und dann ist der Graf ohnehin frei. — Zwar wird er — doch es kann —

Leonore. Was wolltet Ihr sagen?

Rinaldo. Das wär' denn freilich wohl nur der Fall, wenn alles verloren wär'! —

Leonore. Welcher Fall? —

Rinaldo. Es sind freilich Räuber, aber —

Leonore. Nun? —

Rinaldo. Sie machen es nun einmal nicht anders!

Leonore. Was thun sie?

Rinaldo. Es geschieht wohl auch nur im äußersten Nothfall, aber — dann —

Leonore. Dann? —

Rinaldo. Wenn sie alles, sich selbst verloren sehen, ermorden sie ihre Gefangenen.

Leonore. Großer Gott! —

Rasch sprang Laura auf und ging bedeutend und voll Entschlossenheit im Zimmer auf und nieder, wendete sich dann gegen Rinaldo und fragte:

„Herr Pater! Wißt ihr meinen Gemahl zu retten?“

Rinaldo. Ich? — Ach! heiliger Franziskus! Wir dürfen ja keinen Carlino, geschweige denn Gold bei uns führen. Und — 3000 Stück Dukaten! — Wie könnt ihr so viel baares Geld bei allen Franziskaner-Klöstern des ganzen Königreichs, geschweige denn bei einem armen, einzelnen Franziskaner-Mönche suchen?

Laura. Herr Pater! — Ihr könnt uns retten.

Rinaldo. Beschützen kann ich euch, aber — euern Gemahl, — den mag Pater Amaro retten.

Laura. Diese Antwort — habe ich verdient!

Leonore. Wie soll ich —

Rinaldo. Vom Sollen ist nicht die Rede, aber das will ich euch sagen, was ihr könnt. — Ihr könnt euern Bruder retten.

Leonore. Ich? —

Rinaldo. Ihr allein.

Leonore. Mit Gelde?

Rinaldo. Habt ihr 3000 Stück Dukaten?

Leonore. Keinen Spott, Herr Pater!

Rinaldo. Ich spotte nicht! — Habt ihr auch das Gold nicht, so habt ihr dennoch Macht und Gewalt genug, euern Bruder zu retten.

Leonore. Ich habe euch nichts mehr zu antworten!

Rinaldo. Ihr nehmt — ich weiß nicht was, — übel, aber das soll mich dennoch nicht abhalten — — Fräulein! ihr sollt mich kennen lernen.

Laura. O! ich fürchte —

Rinaldo. Fürchtet nichts! — Seht, da kömmt schon die Nachricht, daß die Zugbrücke des Schlosses aufgezogen ist.

Ein Bedienter brachte wirklich diese Nachricht.

Rinaldo. Habt ihr Waffen?

Bedienter. Acht Flinten, zwei Büchsen, einige Paare Pistolen, und viele Säbel sind im Schlosse.

Rinaldo. Kanonen?

Bedienter. Haben wir nicht.

Rinaldo. Schlimm! — Wie viel Köpfe?

Bedienter. Den lahmen Gärtner, den blinden Stallmeister, und den alten Kastellan mit eingerechnet, sind wir unserer acht Männer im Schlosse.

Rinaldo. Wenig genug!

Bedienter. Ja wohl!

Rinaldo. Dennoch wollen wir nicht verzagen, und sollten auch Hunderte kommen.

Bedienter. Aber — Herr Pater! wenn ihr bedenkt —

Rinaldo. Ich habe alles bedacht. Bewaffnet euch, haltet Wache und seyd ohne Sorgen. — Jetzt wollen wir Musterung halten, und uns ein wenig umsehen, wie es außerhalb dem Schlosse aussieht.

Er ging; der Bediente folgte ihm.

Er bestieg die Warte, besah die Mauern, und vertheilte die Posten. Der kleinen Besatzung flößte er Muth ein.

Als er auf die Gallerie zurück vom Rekognosziren kam, trat Laura ihm entgegen.

„Ich habe, — sagte sie; — alles wohl überlegt und bedacht, ich kann mich in euch nicht irren. — Ja! ich weiß, wer ihr seyd.“

„Ihr wißt es?“ — fragte Rinaldo lächelnd.

„Ihr selbst habt euch verrathen. So spracht ihr auch einst auf meines Vaters Schlosse in gleicher Gefahr. — Und dieser Ton der Stimme! — O! ich kann ihn nie vergessen! Ihr habt euer Gesicht verunstaltet. Diese Farben können mich nicht hintergehen! Was könnte ich nicht fürchten, kennte ich euch nicht, wüßte ich nicht, daß ihr eure Gewalt nie mißbrauchtet. Ich wage es daher, euch zu bitten, nehmt euch meiner an, und gebt meinem unglücklichen Gemahl die Freiheit wieder!“

„Ich? — Er ist in Cinthio's Gewalt.“

„Macht ihn frei!“

„Wie käm' ich zu 3000 Stück Dukaten?“

„Euer gebietendes Wort —“

„Danach fragt kein Cinthio.“

„Wie? Habt ihr uns nicht versprochen, uns und dieses Schloß zu retten?“

„Euch und dieses Schloß zu retten, habe ich versprochen, aber nicht euern Gemahl auszulösen.“

Laura trat ihm näher, ergriff seine Hand und sagte:

„Es war eine Zeit, in der ich einen gewissen Ritter de la Cintra zu Messina kannte. Dieser Ritter —“

„Weiter!“

„Kein Wort weiter!“

Sie schlug, als sie das sagte, die Augen nieder. — Endlich, nach einer langen Pause, fuhr sie fort:

„Dieser Ritter ist für mich todt, und mein Gemahl — ist nicht von mir zu retten.“

Schnell erhob sie ihre Blicke, drückte mit Wärme ihm die Hand und sagte:

„Wir sind in deiner Gewalt!“

Rinaldo konnte sich nicht mehr verstellen, mit einem festen Blick fragte er:

„Will Laura in meiner Gewalt freiwillig seyn?“

„Sie will.“

„So sage ich ihr: sie hat sich nicht in mir geirrt. Sie kennt mich. — Ja! Laura, ich bin —“

„Du bist Rinaldini!“

„Der bin ich.“

Das Horn des Wächters auf der Warte ertönte. Die Glocke erklang. Die Bewohner des Schlosses stürzten erschrocken herbei. Alle versammelten sich auf dem großen Saale.

Laura sagte, dennoch mit bebender Stimme:

„Nun fürchte ich nichts!“

Zwölftes Buch.

Der Nebel flieht! Nun schaust du wieder
Hinaus in das bedrohte Land.
Was schlägt des Kühnen Hoffnung nieder?
Reicht sie dem Waller nicht die Hand?

Drei Bewaffnete verlangten in's Schloß gelassen zu werden. Rinaldo gab Befehl, sie einzulassen. Sie kamen auf den Saal, und wurden in ein Zimmer geführt, in welchem sich Rinaldo allein befand. — Sie traten ein und blieben schweigend vor ihm stehen.

„Was — fragte Rinaldo! führt die Herren zu uns?"

„Vielleicht — antwortete der eine der Bewaffneten; — ist leichter gefunden, als wir es glaubten, was wir suchen."

„Hier?"

„Hier. — Uns so nahe, wie möglich."

„Wie so?"

„Wir suchen einen Franziskaner —"

„So?"

„Der wenigstens als ein Franziskaner aussieht und dem dieser Ring gehört."

„Wer sucht den Gesuchten?"

„Der, dem der Franziskaner diesen Ring geschickt hat. Cinthio nennt sich der Suchende. — Und der, den wir suchen — — Herr Pater! Cinthio hat keine Dummköpfe abgesendet. Wir gelten etwas bei ihm, und zwei von uns — Nun? Herr Pater! wollt ihr denn euern Lodoviko nicht mehr kennen?"

Rinaldo trat rasch auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und sagte:

„Willkommen, Lodoviko!"

„O! schrie dieser; — wär' doch unser Cinthio hier!"

Es wurde Wein aufgetragen.

„Hier ist Wein! jauchzte Lodoviko. — Noch zwei Dinge, und ich erkenne meinen Hauptmann ganz wieder; ein Mädchen und eine Guitarre.“

„Auch diese sind im Schlosse zu haben;“ — lächelte Rinaldo.

Nach geleerten Flaschen zogen Lodoviko und seine Gesellen ab, und nahmen Rinaldo's Begehren an Cinthio mit.

Gegen Abend kam Lodoviko zurück, gab ein Pakt an Rinaldo ab, und den folgenden Morgen trat dieser nicht mehr als Franziskaner, sondern so elegant, als einer der galantesten Männer Siziliens gekleidet, in seiner wahren Gestalt, mit ungefärbtem Gesicht, in's gewöhnliche Gesellschaftszimmer.

Leonore sprang verwunderungsvoll vom Stuhle auf, und seufzend und erröthend schlug Laura die Augen nieder.

Leonore. Was ist das? — Herr Pater! welche Verwandlung?

Rinaldo. Die Kutte hatte mich verwandelt. Jetzt, schönes Fräulein! sieht mich euer holdes Augenpaar, so wie ich wirklich bin.

Leonore. Schwester!

Rinaldo. Leonore wünschte gestern sich, den kühnen Rinaldini zu ihren Füßen zu sehen. Ihr Wunsch ist erfüllt. Er liegt hier vor ihr und küßte ihre sanfte Hand!

Leonore. Rinaldini?

Laura. Er selbst.

Leonore. Ewiger Himmel! — Was soll ich sagen? — Wie kömmt sie einem Traume so nahe diese Wirklichkeit! — Rinaldini hier? Der Todtgeglaubte lebend, und zu meinen Füßen? — Steht auf! steht auf! Das Schrecken soll

nicht vor mir liegen. Es hat mich ergriffen, und meine Verlegenheit, meine Aengstlichkeit wächst mit jeder Sekunde.

Rinaldo. Nicht ängstlich, nicht verlegen. — Wir sprechen uns, als gute Freunde, jetzt — vielleicht zum letztenmal. Ueberall hin verfolgt mich mein unglückliches Schicksal. Ich lebe noch, — mir selbst zur Qual und zum Verderben. Für mich blühen in der Welt keine Blumen des Glücks mehr. Zurück will ich in meine Höhlen wandern, dort — winken meines Lebens Herrlichkeiten. Es ist kein Glück, der Mann zu seyn, der ich bin!

Laura. Beklagenswerther Mann!

Rinaldo. Lebt wohl!

Leonore. Verlassen wollt ihr uns?

Rinaldo. Darf ich hier bleiben? Mich sucht ein böses Schicksal allenthalben auf, und nur dort lebt es ruhig mit mir, wo Mord und Schrecken sich um meine Höhlen lagern. — In diesen Höhlen darf ich, will ich an Euch denken. Und hört ihr, vielleicht bald, Rinaldo ist gefallen! so schenkt mir eine Thräne, und wünscht mir Glück, daß ich gefallen bin.

Leonore. O Gott! und Rinaldini konnte ein Räuber werden?

Rinaldo. Wär' ich es nicht gewesen, ich würde nicht so sprechen, wie ich sprechen muß! — Lebt wohl!

Laura. Und mein Gemahl? —

Rinaldo. Ein zweites Rinaldinisches Stückchen werde euch, damit ihr, damit die Welt mich kennen lernt: Euer Gemahl ist frei.

Leonore. Mein Bruder?

Laura. Frei?

Rinaldo. Meine Ankunft bei Cinthio gibt ihm die

Freiheit. Ich gebe euch mein Wort. Man weiß, daß ich mein Wort nicht breche.

Leonore. Großmüthiger Mann! Und ihr geht zu Räubern zurück?

Rinaldo. Es bleibt mir keine Wahl.

Leonore. Grausames Geschick!

Rinaldo. Es fordert sein Opfer. Ich selbst gebe es ihm.

Lodoviko sprengte in den Schloßhof mit einem ledigen, gesattelten, schönen Pferde. — Rinaldo ergriff Leonorens Hand; er drückte sie mit einem tiefen Seufzer. Laura nahm seine Linke. Thränen standen in aller Augen. — Er machte schnell sich los, wollte seine Arme öffnen, ließ sie sinken und eilte aus dem Zimmer.

„Zu Rosse! Zu Rosse! — rief er Lodoviko zu, warf sich aufs Roß, und jagte schnell zum Schlosse hinaus davon; ihm nach Lodoviko.

„Ist es doch — sagte Lodoviko, als endlich Rinaldo sein ermattetes Pferd anhielt; — als wollten wir die ewige Ruhe erreiten, so jagen wir darauf los! Die armen Pferde haben es empfunden! — Hauptmann! Mir kam es vor, als flögen euch ein paar schöne Augensterne nach, voran und zur Seite. Ein Zwillingsschein, so wie die Schiffenden ihn sehen! Nur scheinen diese Sterne immer eher vom Hafen entfernt, als demselben nahe zu seyn!“

Rinaldo, ohne sich auf Lodoviko's Bemerkungen einzulassen, sagte:

„Wie es scheint, Lodoviko! bist du immer noch eben so wie sonst, bei guter Laune.“

„So lange es nur angehen will, — erwiederte dieser; — werde ich dabei bleiben. Gute Laune ist eine herr-

liche Freundin, eine scharmante Gebieterin, kurz, das liebenswürdigste Weib aller Weiber in der Welt; und ich wechsle nicht gern. Was ich habe, behalte ich, so lange es mich behält. Geht mir es denn mit unserm Gewerbe anders, als mit der guten Laune? — Ich habe beiher schon mit mancherlei mich beschäftiget, aber, das weiß der Himmel! das alte Wesen zieht mich doch immer wieder an sich, und mir gefällt's nirgends, als da, wo es mir doch, — nicht gefallen sollte, wär's auch nur um meines Leibes willen."

„Um deines Leibes willen?"

„Nun? — Ich möchte ihn doch gern bei mir behalten. — Wie viele meiner Kameraden müssen ihre Leiber nicht auf Rädern und an dreibeinigten Obelisken zusammensuchen! — Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß man sich an etwas gewöhnen kann, das doch nie als Gewohnheit respektirt wird."

Rinaldo schwieg. Langsam ritten sie weiter. — Gegen Mittag waren sie einem Dorfe nahe, auf welches zugeritten werden sollte. Lodoviko bat, rechts, feldein, nach dem Forste zu, zu reiten.

„Dort, sagte er; — treffen wir Leute von uns an, und im Dorfe liegen Soldaten."

Kaum hatte er dies gesagt, als querfeldein eine Reiter-Patrouille auf sie zusprengte.

„Alle Wetter! schrie Lodoviko; — da kommen Dragoner!"

„Ruhig! — sagte Rinaldo; — ich will schon mit den Dragonern fertig werden."

Lodoviko murmelte etwas in den Bart, und die Dragoner hielten an. Rinaldo ritt auf sie zu, grüßte und wollte vorüber, als der Wachtmeister ihm ein:

„Haltet an!" entgegen rief.

„Was gibt es?“ — fragte Rinaldo.

Wachtmeister. Es gibt hier herum mancherlei, was es nicht geben sollte.

Rinaldo. Wie so?

Wachtmeister. Umsonst patrouilliren wir nicht herum.

Rinaldo. Das läßt sich denken!

Wachtmeister. Vor allen Dingen die Pässe aufgezeigt!

Rinaldo. Ich?

Wachtmeister. Beide.

Rinaldo. Ich und mein Diener?

Wachtmeister. Beide; wie gesagt!

Rinaldo. Und wenn wir keine haben?

Wachtmeister. Zum Offizier in's Quartier!

Rinaldo. Auch das nicht!

Wachtmeister. Was?

Rinaldo. Ihr, drei Mann, wir, zwei.

Wachtmeister. Nun? Da meint der Herr doch nicht etwa gar —

Rinaldo. Was ich meine, davon kann nicht die Rede seyn, sondern davon, was ich will.

Wachtmeister. So? — Und was will denn der Herr?

Rinaldo. Daß man mich ungestört meines Wegs reiten lassen soll. — Wofür hält der Herr Wachtmeister mich? Bin ich ihm verdächtig?

Wachtmeister. Meine Ordre lautet: Wer keinen Paß hat, wird angehalten und zum kommandirenden Offizier gebracht.

Rinaldo. Wär' es denn nicht möglich, daß ein verdächtiger Mensch dennoch einen Paß vorzeigen könnte, indeß ein ehrlicher Mann keinen hätte?

Wachtmeister. Das wär' gar wohl möglich; aber — meine Ordre ist klar und deutlich, und der Soldat kann und darf nicht distinguiren; er parirt, befolgt seine Ordre, und bekümmert sich um weiter nichts.

Rinaldo. Liegt Graf Lintini in jenem Dorfe?

Wachtmeister. Ach Gott! Unser braver Graf Lintini ist in des elementischen Cinthio's Händen. — Das ganze Korps wird jetzt von seinem Nachfolger, dem Obristen Tornano, kommandirt. — Der Cinthio ist ein verfluchter Kerl!

Rinaldo. Und Rinaldini ist auch wieder auf dem Platze.

Wachtmeister. Rinaldini? — Wo käm' denn der her?

Rinaldo. Ueber's Meer.

Wachtmeister. Da müßte der Teufel drinnen sitzen! — Das kann ich nicht glauben.

Rinaldo. Auf's Wort! — Hier, — sieht der Herr Wachtmeister? — ist eine seiner gewöhnlichen Sicherheitskarten: Viaggio seguro Rinaldini. — Er soll dergleichen auch wohl sogar feindlichen Patrouillen geben, wenn er eben dazu aufgelegt ist.

Der Wachtmeister sah ihn mit großen Augen an, und brach endlich aus:

„Wie? — Was? — Patrouillen? Soldaten? Sicherheitskarten? Da müßte ja das Wetter drein schlagen! — Wenn z. B. das mir geschäh' —"

„Könnte das nicht seyn?" — fragte Rinaldo.

„Nein! — schrie der Wachtmeister. — Ich würde mich eher niederhauen lassen, als daß ich eine solche Erbarmungskarte annähm'. Dies könnte nie der Fall seyn!"

„Er ist es! — Will der Herr Wachtmeister die Karte behalten?"

„Wie? — Was?“

„Ich bin Rinaldini.“

„Ja! — schrie einer von den Dragonern, indem er ihm zusprengte; — du bist mein großer Hauptmann Rinaldini! Unter dir habe ich in Kalabrien gedient, und mit Leib und Seele eile ich dir wieder zu! — Ah! wer einmal von einem solchen Manne, wie du einer bist, kommandirt wurde, der läßt sich nicht mehr von einem Wachtmeister kommandiren, wenn er seinen alten Chef wieder findet.“

„Willkommen Ttolomeo! — sagte Rinaldo; — ich kenne dich wohl noch. Du hast mit mir bei S. Lucito gefochten, und bei Lunaro warst du auch mit. — Willkommen!“

Der Wachtmeister wußte nicht, was er thun sollte. Rinaldo rief ihm zu:

„Behalte die Karte, sie könnte euch vielleicht gute Dienste thun. In wenig Minuten wird jenes Dorf von meinen Leuten allarmirt werden.“

Damit ritt er davon. Ttolomeo und Lodoviko folgten ihm. — Der Wachtmeister, außer sich, griff nach den Pistolen. Lodoviko schoß, ehe er gespannt hatte, und der Wachtmeister war verwundet.

„Mord und Wetter! — sagte Lodoviko; — Hauptmann! du hast eine Gegenwart des Geistes, die dir ganz allein eigen ist. Das kann Cinthio nicht! — Glück hast du auch, wie keiner es hat, das ist nicht zu läugnen, aber die Augenblicke kannst du fassen, wie keiner sie faßt! Das ist es eben, was dich so groß macht!“

„Ja! bei'm Teufel! — fiel Ttolomeo ein; — für einen solchen Mann läßt man sich mit Vergnügen todtschlagen!“

„Viva Rinaldini!“ — schrie Lodoviko.

„Aber — fuhr Ttolomeo fort; — Cinthio wird sehr in's Gedränge kommen. Morgen rücken 600 Mann Soldaten und 800 Mann Miliz gegen ihn an. — Er muß Wind davon haben, denn diesen Morgen hat er sich eilig in die Berge zurückgezogen. — Und wie wollen wir nun zu ihm kommen?"

„Ttolomeo! — sagte Rinaldo; — du mußt uns von jetzt an als eine Salvegarde gelten. — Ich bin ein Reisender; dich hat man mir zur Sicherheit mitgegeben; so sagst du, wenn wir wieder auf eine Patrouille stoßen sollten, und bleibst in deinem Dragoner-Ornat."

„Sieh! lispelte — Lodoviko Ttolomeo zu; — so weiß ein kluger Kopf jeden Umstand für sich und zu seinem Vortheil zu benutzen."

Der Forst wurde erreicht. Lodoviko suchte ein ihm bekanntes Plätzchen auf, und scharrte versteckten Proviant und Wein aus der Erde.

„Daß Cinthio — sagte er; — hier nicht einmal einen Vorposten zurückgelassen hat, das ist ein Beweis, daß er sich sehr weit zurückgezogen haben muß und daß er Wind von dem General-Angriffe hat. Sicher ist er über den Orango gegangen, und zieht sich in seine haltbarsten Plätze, in die Berge bei Rocella und S. Domenicho, zurück. Dort haben wir einmal lange gesteckt, bis uns der Mangel an Proviant endlich aus den Löchern trieb. Damals wurden aber uns die Köpfe tüchtig gewaschen, und ich bekam auch einen Zirkumfler, der mir lange genug besalbt, beölt und beschmiert wurde."

Rinaldo sann nach. Endlich sagte er:

„Gehen wir auf Rocella oder S. Dominicho zu, so sind

wir in Gefahr, der Miliz in die Hände zu gerathen. Rücken die Soldaten vor, so wird's uns im Rücken leer, und rückwärts gehen wir dann sicherer als vorwärts. Dennoch möchte ich gern mit Cinthio sprechen, ihn zur Loslassung des Grafen Lentini zu bewegen. Doch sehe ich auch ein, daß er jetzt, da er im Gedränge ist, ihn als Geissel recht wohl wird brauchen können. — Ich weiß also noch nicht recht, wozu ich mich entschließen soll."

„Hauptmann! — begann Ttolomeo; — ich will dir einen Vorschlag thun."

„Laß ihn hören!"

„Wie wär's, wenn du mich an Cinthio mit mündlichen Aufträgen abschicktest; denn etwas Schriftliches von dir bei mir zu haben, das möchte wohl nicht gut seyn. — Ich gelte für eine Ordonnanz, und so komme ich sicher durch die Milizen. Die Gräfin Lentini will ihren Gemahl auslösen, sie handelt, und schickt mich an Cinthio. Mit dieser Lüge komme ich bis zu ihm."

„Dein Vorschlag läßt sich hören! Er ist gut, klug, und wahrscheinlich ist es, daß du deinen Zweck erreichst."

Darüber wurde mehr gesprochen. Ttolomeo wurde genau instruirt und machte sich auf den Weg. — Rinaldo nahm Lodoviko's Rath an, im Walde zu übernachten.

„Wir haben in diesem Forste eine unterirdische Höhle, sagte er; — die oft, wenn die Noth groß war, unserer zwölf bis sechzehn Mann aufgenommen hat. Freilich logirten wir ein wenig enge, aber dennoch sicher."

„Diese Höhle, — fiel Rinaldo ein; — laß uns aufsuchen!"

Sie nahmen die Pferde bei den Zügeln und wanderten auf die Höhle zu.

Lodoviko trat auf die verborgene Feder der mit Rasen belegten Fallthür der Höhle. Sie gab nicht nach.

„Wetter! — rief er aus; — die Feder gibt nicht nach. Es sind Menschen in der Höhle. — Es müssen welche von den Unsrigen seyn.“

Er legte sich auf die Erde, drückte das Ohr fest an den Boden und sagte:

„Ja, ja! In der Höhle stecken Menschen.“

Darauf legte er sich an eine Fichte, zog den Dolch, und gab das klingende Waldsignal auf eine unter der Bande verabredete Art.

Die Fallthür wurde gelüftet und eine Stimme fragte heraus:

„Wo wird getanzt, gekocht und getrunken?“

Lodoviko antwortete schnell:

„Wir tanzen auf dem Schlosse, kochen auf dem Kirchplatze, und trinken im Kämmerlein bei der Mutter Eva.“

Dies waren Fragen und Antworten, an denen man sich erkannte.

Die Fallthür hob sich, und eine Stimme rief:

„Willkommen, Lodoviko!“

„Wie, zum Teufel! — fragte dieser; — kommt ihr denn in die Spelunke, da Cinthio sich zurückgezogen hat? Wer steckt denn drunten?“

„Wir sind, — war die Antwort; — verwundet zurückgeblieben. Klaudiano und ich. Dazu haben wir noch die beiden Mädchen Loretta und Melissa bei uns, die mit wunden Füßen den Retirirenden nicht schnell genug folgen konnten.“

„Gut! — fiel Lodoviko ein. — So finden wir noch Platz.“

„Wie viel Köpfe?“

„Zwei Menschen- und zwei Pferdeköpfe. — Es haben einmal vier Rosse mit unten gesteckt.“

„Wer ist bei dir?“

„Cinthio's bester Freund."

Die Thür wurde gehoben, die Pferde wurden den schräg hinablaufenden Weg hinuntergeführt, und die Ritter folgten.

Alle hatten nun in der Höhle ihre bestimmten Plätze, und die Höhlenbewohner erfuhren, wer unter ihnen war. Staunend schwiegen sie und küßten dem vornehmen Gaste die Hände. Er streckte sich auf das beste vorhandene Lager, und — machte Grillen. Alle schwiegen. — Er unterbrach diese Stille:

„Mädchen! — Ihr habt Guitarren, wie ich sehe, spielt und singt mir etwas vor."

Die Mädchen ergriffen die Guitarren, spielten und sangen:

Wechselgesang.

Loretta.

Wenn die Vöglein traulich scherzen
In dem neu begrünten Hain,
Steigt es mir so froh zu Herzen,
Wünsch' ein Vöglein ich zu seyn!

Melissa.

Wenn die frohen Lämmer spielen
In dem bunten Wiesenklee,
Wünsch' ich, so wie sie, zu fühlen,
Wird mir's ach! so wohl, so weh!

Loretta.

O! wer sagt mir, was ich fühle?
Was mich froh und glücklich macht?

Melissa.

Das sind, Liebe! die Gefühle
Deiner sanften Zaubermacht.

Beide.

Ja! das ist es, was ich fühle,
Was mich froh und traurig macht.
Es sind, Liebe! die Gefühle
Deiner sanften Zaubermacht.

„O! ihr armen Mädchen! sagte Rinaldo. — Werdet ihr je wirklich fühlen, wie glücklich Liebe macht? In Höhlen und Wälder versteckt, zieht nie euch der Liebe sanfte Zaubermacht an das freundliche Tageslicht. — Wo seyd ihr geboren?

Melissa. Ich bin in Kalabrien in einer Höhle geboren worden.

Loretta. Ich in Sizilien im Walde. Wir wurden beide in diesem Höhlenleben geboren, unter den Leuten, bei denen wir leben.

Rinaldo. Und es gefällt euch unter ihnen?

Loretta. O ja!

Rinaldo. Dann freilich darf ich euch nicht beklagen!

Loretta. War denn Rosa auch zu beklagen, als sie bei ihrem Rinaldo in Höhlen und Forsten liebevoll weilte?

Rinaldo. Rosa war ein gutes Mädchen! Ich beweinte ihren Tod, aber um ihr Leben konnte ich sie nie beneiden.

Loretta. Liebte sie nicht?

Rinaldo. Ist die Liebende beneidenswerth?

Loretta. Sie ist glücklich.

Rinaldo. Bist du es?

Loretta. Ich war es.

Rinaldo. Und dein Glück hat dich verlassen?

Loretta. Mein Geliebter fiel vor sechs Wochen in die Hände der Miliz, und —

Rinaldo. — hängt jetzt?

Loretta. Vermuthlich, denn er war ein sehr verwe-

gener Bursch und hatte schon manchem Soldaten den Rest gegeben. O! er war ein rechter Kerl!

Rinaldo. Du verdienst die Braut eines Räubers zu seyn!

Loretta. Rosa war doch glücklicher als ich, denn sie wurde von dem berühmtesten aller Räuber geliebt.

Rinaldo. Du bist ruhmsüchtig?

Loretta. Warum sollte ich es nicht seyn? Da ich glaubte, Rinaldini sey todt, wünschte ich mir immer von Cinthio geliebt zu werden, nun aber habe ich diesen Wunsch aufgegeben.

Rinaldo. Und wünschest, von mir geliebt zu werden?

Loretta. Darf ich nicht wünschen, was Rosa, was, wie man erzählt, Dianora, Olimpia und andere Weiber wünschten?

Rinaldo. Deine Aufrichtigkeit gefällt mir!

Loretta. Sie ist das Beste an mir.

Rinaldo. Und Melissa?

Loretta. Denkt, darauf wette ich, eben so wie ich denke. — aber — sie hat noch keinen Liebeshandel gehabt, so viel man weiß.

Lodoviko. Ihr Stündlein wird schon auch noch schlagen!

Rinaldo. Ich beklage euch, ihr guten Mädchen! euch fiel ein so zweideutiges Loos des Glücks, daß selbst die Erfüllung eurer Wünsche schwerlich ein Glück zu nennen ist.

Loretta. Man sagt, — verzeihe mir, Hauptmann! es noch zu sagen; — du seyst immer ein wenig gar zu düster gewesen, unzufrieden mit deiner Lage und mißmuthig.

Rinaldo. Wer könnte auch in Höhlen fröhlich seyn?

Loretta. Ich bin es oft gewesen.

Melissa. Ich habe blos der Nothwendigkeit nachgegeben, und habe gedacht, wie es ist, willst du es nehmen, weil du es so nehmen mußt.

Rinaldo. Bei euch steht's dennoch, eurer jetzigen Lage aus dem Wege zu gehen; und dazu wollte ich euch rathen. Denn gesetzt, ihr fallt der Gerechtigkeit in die Hände, so seyd ihr verloren, ohne etwas gethan zu haben. Genug, daß sie euch in einer Gesellschaft antrifft, die in schlechtem Kredit steht. — Ich biete euch die Hände, euerm Unglück zu entgehen. Ein Brief von mir an die Gräfinnen Lentini soll euch in Dienste bringen, und dann — könnt ihr doch wenigstens ruhig und über der Erde schlafen.

Klaudiano, der indessen einen Gang vor die Höhle gemacht hatte, kam jetzt zurück und meldete, er habe Pferde wiehern und viele Menschen sprechen hören. Sicher werde der Forst durchstreift. — Sogleich wurden starke Balken unter die Fallthür gerammelt, und die Gewehre wurden untersucht.

Gegen Abend schlich Lodoviko sich in's Freie und brachte eine gefundene Brieftasche mit. Man fand eine Militär-Ordre darin, gegen S. Dominicho vorzurücken.

„Nun halte dich gut, braver Cinthio! — rief Lodoviko aus; — und wehre dich männlich!

Gegen Morgen rekognoszirte Lodoviko, indem Rinaldo den beiden Mädchen einen Brief an die Gräfinnen schrieb. — Als Lodoviko zurückkam, wurde der Abzug aus der Höhle beschlossen. Rinaldo beschenkte die Mädchen, und ritt mit Lodoviko davon.

Im freien Felde wurde an einer Quelle, unter Pappeln, Mittag gehalten. Rinaldo warf sich von einer Seite auf die andere, und wurde endlich laut.

„Lodoviko! — sagte er; — ich habe mancherlei hin und her überlegt und meine Lage auf alle Seiten gewendet.

Eine gute Seite will durchaus nicht zum Vorschein kommen."

„Bei mir auch nicht!"

„Endlich — habe ich beschlossen, es darauf ankommen zu lassen, ob uns das Glück wieder in die Welt und durch die Welt helfen will."

„Vielleicht! — Das Glück ist eine Donna, und mit den Weibern ist es euch ja immer gut gegangen. Laßt sehen, was Donna Fortuna für uns thun wird, und laßt hören, was ihr zu thun beschlossen habt. Wollen wir wieder in die Welt, nun gut! hier ist ein kleiner Vorrath von falschen Bärten und Nasen. Wie so manchen wird ein honestamentum faciei dieser Art angedreht oder von ihm andern angesetzt, und er geht seines Weges. Non cuique datum est, habere nasum! Wir haben welche. — In der Gesichtsmalerei habe ich etwas gethan. Ein paar Striche, und der Mund sitzt mir krumm in der Larve; einige Punkte, und ein Auge steht hoch, das andere tief. Ich kann mich alt und jung malen, trotz dem geübtesten Schauspieler! — Wie soll es also werden?"

„Wir gehen nach Palermo."

„Gut! — In dem dortigen Gedränge verlieren wir uns leicht. Die Schutzpatronin von Palermo, die heilige Rosalie, ist ja auch eine Dame, und die Rosalien, — sind euch nicht ungünstig. Dieser Umstand scheint mir schon von guter Vorbedeutung zu seyn, und er bleibe es! — Also, frisch nach Palermo!

„Von dort zu Schiffe nach Kalabrien. — Das müssen wir wagen! — In den Gebirgen liegen meine Schätze vergraben."

„Diese heben wir!"

„Und damit, — in die Welt."

„Ich wollte, die Schätze wären schon in unserer Gewalt, und wir wollten dann leicht in die Welt kommen.“

„So schwer, wie möglich!“

„Gut! — — Nun wollte ich, wir wären vor der Hand schon in Palermo. — Wollen wir Palermo erreiten oder erwandern? Wir haben bis dorthin noch eine artige Tour!“

Noch sprachen sie, als aus dem naheliegenden Walde ein Trupp Reiter hervorbrach.

„O! heilige Rosalie!“ — rette uns, schrie Lodoviko.

„Laß dir, — sagte Rinaldo; — nur nicht an's Gewehr kommen, und beobachte meine Mienen und Zeichen genau.“

Sie sprangen auf und warfen sich auf die Pferde. — Die Reiter hielten. Der Offizier ritt hervor. Er wollte sprechen. Rinaldo kam ihm zuvor.

„Mein Herr Offizier! Ihr befreit mich aus einer großen Verlegenheit. Diesen Morgen entging ich einem Trupp Beutelschneidern mit genauer Noth durch die Schnelligkeit meines Pferdes. Einige Kugeln flogen an mir vorbei, und meines Dieners Mantel wurde durchlöchert. — Hier ruhten wir aus, und überlegten, welche Straße wir einschlagen wollten, denn der Berg vor uns scheint nicht ohne Höhlen und Schlupflöcher zu seyn. Unter euerm Schutze haben wir nichts zu fürchten. Vielleicht gehört euch oder einem eurer Bekannten diese Brieftasche, die verloren unter diesen Bäumen lag. Dagegen aber bitte ich, wenn einer eurer Leute etwa die meinige auf dem Wege gefunden haben sollte, mir dieselbe aus; ich habe sie im Fliehen verloren.“

Der Offizier fragte seine Reiter: ob einer eine Brieftasche gefunden habe? Alle verneinten es.

„Wißt ihr — fragte der Offizier: — daß sich ein Rinaldini wieder sehen läßt?“

„Hier?“

„Hier. — Es sey nun ein falscher, oder der wahre Rinaldini, genug, er hat sich so genannt, wie eine Patrouille aussagt, von der der eine Reiter, als einer seiner alten Spießgesellen, zu ihm übergeritten ist, und dadurch seine Uebermacht über die Patrouille vermehrt hat.“

„Sonderbar!“

„Er hat ein grünes Kleid und einen rothen Mantel getragen, wie ihr tragt, hat einen Fuchs geritten, wie ihr reitet, und sein Diener war der Beschreibung nach eben so gekleidet, wie der eurige, ritt auch einen Rappen, wie dieser.“

„Ein für mich sehr ungünstiger Zufall!“

„Gewiß!“

„Ich sehe ein — daß ich euch überzeugen muß, daß ich der Ritter de la Cintra bin. Da ich mein Portefeuille verloren habe, so muß ich Personen stellen, die mich kennen. Ich muß euch also dringend bitten, mich auf das Schloß der Gräfin Lentini zurückzuführen, woher ich komme, und die mich kennt.“

„Die Gräfin Lentini ist durch ihren Gemahl mir verwandt. Ich nehme keinen Anstand, ihr Zeugniß zu respektiren.“

Dahin kam es. — Den folgenden Morgen erreichten sie das Schloß.

Der Offizier ließ die Reiter zurück, und ritt mit Rinaldo und Lodoviko ein.

Die Gräfinnen erbebten, und Leonore verschloß sich in ihr Zimmer.

„Meine schöne Kousine! — sagte der Offizier; — ihr werdet gebeten, uns beide aus einer Verlegenheit zu reißen.“

Rinaldo trug die Sache vor. — Laura schien sich zu fassen.

„Ich muß, — sagte sie; — bekennen, daß ich diesen Herrn schon längst als Ritter de la Cintra kenne.“

Der Offizier empfahl sich und sprengte mit seinen Reitern davon.

Leonore kam herbei. Sie erfuhr den Vorgang und nahm schweigend auf einem Sopha Platz.

Laura. Ich war euch schuldig, was ich jetzt abgezahlt habe.

Rinaldo. Großmüthige Freundin!

Laura. Ich weiß und erkenne dankbar, daß ihr einst mir und meinem Vater das Leben gerettet habt. — Daß ich nun in Verlegenheit kommen kann, fühlt ihr.

Rinaldo. Ich fühle es!

Leonore. Welche schwere Verantwortung!

Rinaldo. Sie ist sehr groß!

Laura. Unglücklicher Mann! wie unglücklich machst du alle, die dich auch nur kennen!

Rinaldo. Seht, das ist es, was meinen Entschluß bekräftiget! — Durch mich soll niemand wieder in Verlegenheit kommen. Es ist einmal Zeit, zu enden!

Als er das sagte, zog er ein Pistol aus der Tasche und fuhr rasch damit nach dem Munde. Leonore sprang schnell auf, entriß ihm das Pistol, schleuderte es in eine Ecke und fragte:

„Wißt ihr, was ihr uns schuldig seyd?“ Laura sank mit dem Ausruf: „O Rinaldo!“ — auf ein Sopha.

Rinaldo hob seine Blicke, sein Auge fiel auf Leonorens zürnendes Auge, er bedeckte sein Gesicht mit den Händen, stürzte auf ein Sopha und schrie mit dumpfer Stimme:

„Unglücklicher! wie unglücklich bist du!“

Leonore ging zu ihrer Schwägerin. Tiefaufseufzend erhob sich diese, und mit gepreßter Stimme rief sie:

„Meine Rechnung habe ich, — ach Gott! — wie redlich! bezahlt. — Wir dürfen und können uns nun nie wieder sehen, Herr Ritter!“

Ein Bedienter stürzte mit dem Ausrufe:

„Der Herr Graf!“ — in's Zimmer.

„Mein Gemahl?“ — schrie Laura.

„Er selbst!“ — sagte der Graf, indem er sie in seine Arme schloß.

Weinend fiel sie ihm an den Busen und stammelte:

„O heiliger Gott!“

Graf. Was ist dir?

Laura. Ach! mein Gemahl!

Graf. Leonore! — Was ist meiner Laura?

Leonore. Mich frage nicht. Von mir erwarte keine Antwort.

Graf. Was ist das?

Leonore. Ich stehe hier wie vernichtet, glaube zu träumen, und kämpfe dennoch mit einer schrecklichen Wirklichkeit!

Graf. Was ist hier vorgegangen?

Laura. O! jetzt nur keine Antwort auf diese Frage!

Graf. Wie verlegen macht ihr mich!

Leonore. O wie sehr sind wir es!

Graf. Ich begreife nicht —

Rinaldo. Ich will es lösen das Räthsel, das sich —

Leonore. Schweigt!

Graf. Mein Herr!

Rinaldo. Laßt mich sprechen!

Leonore. Nicht jetzt!

Graf. Euer Name?

Rinaldo. Rinaldini.

Laura. Gerechter Gott!

Leonore. Ewiger Himmel!

Graf. Rinaldini? —

Rinaldo. Der bin ich.

Leonore. Er ist wahnsinnig.

Rinaldo. Wie edel! — O Gräfin! ihr habt euch verrechnet! ihr sollt mir nicht zum zweitenmal das Leben retten. — Graf! ich fordere euch auf bei Gewissen und Pflicht, mich nicht entfliehen zu lassen. Ich bin und bleibe in eurer Gewalt.

Graf. Und ich in der eurigen.

Leonore. Bruder!

Rinaldo. Graf!

Laura. Was sagst du?

Graf. Ich war in Cinthio's Gewalt. Auf 3000 Stück Dukaten war mein Lösegeld bestimmt.

Leonore. Wir wußten sie nicht herbeizuschaffen!

Graf. Das fürchtete ich selbst! — „Graf! sagte Cinthio, als ich mich mit Sorgen quälte: ihr seyd frei; frei ohne Lösegeld." — Ich staunte. „Wer hat für mich bezahlt?" — fragte ich. „Rinaldini;" war die Antwort. Rinaldini? — „Er hat auf eurem Schlosse übernachtet und zahlt seine Zeche mit 3000 Stück Dukaten. Bald hoffe ich ihn wieder zu sehen, und eure Güter sind ihm und mir empfohlen." — Ich bin frei hier, und — Rinaldini ist mein Retter!

Rinaldo. Wehe mir! — Wehe euch, daß ich es bin! Welcher Rechenschaft unterwerft ihr euch!

Er stürzte, als er dieses sagte, aus dem Zimmer in die Gallerie, hinweg über diese, und hinab in den Garten. Leonore folgte ihm nach. Er hörte sie nicht ihm nach-

kommen. In einer Laube erreichte sie ihn, faßte ihn und forderte ihm sein Gewehr ab.

„O Leonore! Wie grausam seyd ihr!“

„Euer Gewehr!“

„Laßt doch den Unglücklichen sterben!“

„Ich fordere euer Gewehr! Hier, bei uns, sollt ihr nicht sterben.“

„Nein! — sagte befehlend eine starke Stimme; — hier sollst du nicht sterben!“

Verlegen trat Leonore zurück, Rinaldo trat aus der Laube. Ein Mann warf den Mantel ab, und vor ihm stand der Alte von Fronteja.

„Wie? — fragte Rinaldo bestürzt; — bist du auch hier bekannt?“

„Dem Menschen, — antwortete jener; — gehört die Welt, und in diesem seinem Eigenthum muß er allenthalben bekannt, nirgends darf er unbekannt seyn.“

Jetzt trat der Graf in den Garten. Der Alte ging ihm entgegen, ergriff seine Hand und schüttelte sie traulich, so, wie man einem alten Bekannten die Hand schüttelt. Sie umarmten und küßten sich, und verließen Hand in Hand den Garten.

Rinaldo sah Leonoren bedeutend an und fragte:

„Kennt ihr diesen Mann auch?“

„Der Bruder kennt ihn; — sagte Leonore. — Ich weiß nicht, wer er ist. Wir nennen ihn nur den Unbekannten Alten, und mein Bruder nennt ihn Nikanor. Nie hat er uns gesagt, wer er ist, was er hier will, und fragten wir darum, so gab er uns keine Antwort. — Ihr aber scheint ihn ja auch zu kennen!“

„Ich kenne ihn; dennoch aber weiß ich nicht, wer er ist.“

Der Graf verließ den Garten, der Alte kam wieder auf die Laube zu.

„Schöne Gräfin! — sagte er sehr freundlich; — diesen Unglücklichen erbitte ich mir auf einige Minuten!“

Leonore verneigte sich und verließ den Garten. — Der Alte setzte sich, und das Gespräch begann.

„Ermorden also wolltest du dich?“

„O! hätte ich es doch schon längst gethan!“

„Der Mensch hat freien Willen und sein Leben steht in seiner Gewalt. Darüber kannst du im Seneka und Cicero gar viel pro und contra lesen. Bürden legt man ab, und was drückt, wirft man hinter sich. Indessen, bei dem Selbstmorde ist doch noch immer eine Art von Feigheit mit im Spiele. Wer Muth hat, seinem Schicksal die Stirn zu bieten, der liegt im Kampf nicht so leicht unter, als der Verzagte.“

„Wie stirbt man ehrenvoller, durch eigene, oder durch Henkers Hand?“

„So wie in der Welt die Begriffe einmal koursiren, so ist die eigene Hand der Hand des Henkers vorzuziehen. Indessen — bis die letztere uns erreicht, hat man Zeit, zur eigenen Hand zu greifen. — Du wolltest nur in schöne Hände fallen! darum —“

„Keinen Spott!“

„Spott?“

„Keinen Scherz! — Meine Lage ist zu ernsthaft.“

„Und eben deßwegen kann ein kleiner Scherz —“

„Ach! keinen Scherz!“

„Nun also, ernstlich! Wunderst du dich nicht, mich hier zu sehen?“

„Ich beneidete dich schon um das Glück, den Tod in den Wellen gefunden zu haben!“

„Ich beneide keinen Menschen darum! — Den Wellen entronnen, sehe ich dich wieder, und sehe — noch mehr als das, — alles wieder, was schön, was sehenswürdig ist.“ —

„Du kennst Lentini?“

„Wie du sahst.“

„Woher?“

„Er ist ein Freund auch deines Freundes, des Marchese Germano, und der meinige. Darum hatte er auch nichts von Cinthio zu fürchten.“

„Wie? — Ihr alle steht noch immer mit einander in Verbindung?“

„Wir alle.“

„Habt ihr noch immer nicht die Expedition nach Korsika aufgegeben?“

„Nicht ganz. — Vielleicht gelingt uns bald ein kühner Streich.“

„Gegen Korsika?“

„Gegen Korsika, oder gegen — sonst einen Welttheil.“

„Du lebst von Planen!“

„Für dieselben.“

„Glück zu!“

„Für mich und dich! — — Jetzt einige Worte an dich. — Du bist so unbedachtsam gewesen, dich und deinen Namen selbst wieder zu promulgiren, — was ein wenig unklug war! — und man ist dir überall auf dem Nacken. — Das taugt nichts! — Du mußt wieder verschwinden, du mußt versteckt werden, bis der Sturm vorüber ist.“

„Wohin?“

„In diesem Schlosse kann man dich nicht lassen, ob du gleich vielleicht gern hier bliebest.“

„Gleich viel!“

„Hm! — Du hast doch einmal hier Bekanntschaft."

„Mich darf kein rechtlicher Mensch kennen."

„Oho!"

„Wenigstens darf er es nicht sagen."

„Bin ich kein rechtlicher Mann?"

„Ich muß es dir sehr verdenken, daß du dich meiner Bekanntschaft freuen kannst!"

„Ich nicht. — Doch wieder auf unsere Angelegenheit zu kommen! — Gegen Abend wird ein Mann kommen, der dir diesen Ring, den ich hier an diesem Finger trage, übergibt. Diesem folge. Die Nacht ist schön und mondenhell. Ihr reitet die Nacht hindurch, und gegen Morgen seyd ihr an Ort und Stelle."

„Wo?"

„An einem Schlosse, wo man euch einlassen wird und wo du sicher bist."

Rinaldo wollte sprechen. Der Alte stand auf, drückte ihm die Hand und sagte: „Wir sehen uns bald wieder!" und ging schnell davon.

Leonore kam nach einiger Zeit in den Garten zurück und fand Rinaldo nachdenkend in der Laube. — Sie nahte sich ihm. —

„Mein Bruder, — sagte sie; — ist mit Nikanor weggefahren. Meine Schwägerin wünscht euch zu sprechen."

Sie gingen in's Schloß zurück. Laura fragte nach dem Alten, konnte sich ihres Gemahls Verbindung mit ihm nicht erklären, und erhielt von Rinaldo auch darüber keine Aufklärung.

Gegend Abend kam der Ueberbringer des Ringes von dem Alten, und Rinaldo schickte sich zur Abreise an. Er

nahm Abschied. Von Leonoren begehrte er ein Andenken. Sie gab ihm eine Busenschleife. Er schob ihr schnell einen Ring an den Finger, eilte die Treppe hinab und schwang sich auf's Roß. Vergebens rief Leonore ihm nach. Er sprengte zum Schloßhofe hinaus, begleitet von seinem Führer und von Lodoviko.

Sie ritten bei Mondenschein die ganze Nacht hindurch, bis an den folgenden Morgen.

Auf einem Felsen lag ein altes, kleines Schloß, zur Vertheidigung wohl versehen. Dieses wurde erreicht. — Der Führer gab ein Signal. Die Zugbrücke fiel. Sie ritten ein. Hier nannte sich Rinaldo's Führer als Kastellan des Schlosses, und führte ihn herum, sich selbst Zimmer zu seinem Aufenthalt zu wählen. — Er wählte und fragte:

„Wo bin ich?“

„Auf dem Schlosse meiner gnädigen Frau;“ — antwortete Toronero, der Kastellan.

„Sie heißt?“

„Wißt ihr das nicht?“

„Ich weiß nicht, wo ich bin, warum ich hier bin, kenne die Besitzerin dieses Schlosses nicht, und weiß nicht, wie sie heißt.“

„Sie aber kennt euch.“

„Mich?“

„Sie hat mit mir selbst von euch, von dem Ritter de la Cintra, — so heißt ihr doch? —“

„So heiße ich.“

„— gesprochen, ehe ich abreiste.“

„Sie ist hier?“

„Nein. — Als ich abreiste, reiste sie auch ab.“

„Wohin?“

„Das weiß ich nicht."

„Sie wird doch wieder kommen?"

„Vermuthlich."

„Ist sie nicht immer hier?"

„Nur selten und nie lange."

„Wie heißt sie also?"

„Gräfin Ventimiglia."

„Ventimiglia? — Ich kenne sie nicht; wenigstens, — unter diesem Namen nicht."

„So weiß ich nicht — — Doch, es wird sich gewiß alles aufklären!"

Der Kastellan ging. Lodoviko kam. Er brachte einen Brief von dem Alten. — Rinaldo wurde von ihm gebeten, ihm Lodoviko zuzuschicken, dessen er bedürfe. — Es war ein Bote da. Rinaldo befahl Lodoviko, bald wieder zu kommen, und dieser versprach es, indem er mit dem Boten davon ritt.

Der Kastellan, von dem Rinaldo eine Guitarre begehrte, brachte ihm dieselbe, entschuldigte sich zugleich, daß er überhäufter Geschäfte wegen nicht immer bei ihm seyn könne, versicherte aber zugleich, seine Schwester Margalisa werde oft zu ihm kommen und seine fleißige Gesellschafterin seyn.

Margalisa, ein ganz artiges, rundes, thätiges Geschöpf, erschien bald, und sagte ganz treuherzig, sie sey da, dem Herrn die Zeit zu vertreiben. — Rinaldo unterhielt sich schäkernd mit ihr. — Er pries die schöne Aussicht.

Sie. O ja! die Aussicht ist schön, die Gegend ist reizend, aber nach und nach wird man sie auch gewohnt,

so wie alles, was man täglich sieht, seinen Spiegel nicht ausgenommen.

Er. Und in den Spiegel siehst du wohl gern?

Sie. Täglich, gewöhnlich nur des Morgens, ich müßte mich denn etwa in der Küche schwarz gemacht haben; Sonntags aber geschiehts mehr als einmal, wenn ich in die Kirche gehe.

Er. Hast du weit in die Kirche zu gehen?

Sie. In einer Stunde bin ich dort. Ich bin aber eine gute Fußgängerin, mein Bruder endet den Weg in einer Stunde nicht.

Rinaldo ging im Zimmer auf und ab und klimperte auf der Guitarre. — Margalisa fragte lächelnd:

„Könnt ihr auch etwas Hübsches spielen und singen?"

„Willst du etwas hören?"

„O ja! — So etwas höre ich recht gern. — Oder wollt ihr etwas Gesungenes von mir hören?"

Er gab ihr die Guitarre, und bat sie, etwas zu singen. Sie spielte und sang:

Romanze.

Am Bache lag's Liebchen
Im lieblichsten Traum.
Sein Schlummer war ruhig,
Er athmete kaum.

Da sah ihn das Mädchen;
Sie schlich sich herzu,
Und freute sich innig
Der friedlichen Ruh.

Sie küßte ihm leise
Das zärtliche Licht
Der zitternden Augen;
Er regte sich nicht.

Sie wand seine Locken
Um Finger und Hand,
Und küßte behaglich
Dies ringelnde Band.

Er athmete stärker,
Sein Auge ging auf;
Sie küßte, ihn grüßend,
Ein Küßchen darauf.

Was schlummert mein Liebchen
Am rauschenden Bach?
Was küß' ich im Grünen
Den Schlafenden wach?

Im Arme der Liebe
Schläft's Liebchen so weich.
Ach! wechsle, mein Trauter!
Dein Lager doch gleich!"

Rinaldo lobte ihr Spiel und ihren Gesang. Sie dankte und gab ihm die Guitarre zurück. Dabei fragte sie:

„Werdet ihr lange hier auf dem Schlosse bleiben?"

Er. Noch weiß ich das selbst nicht.

Sie. Es lebt sich gar zu einsam, wenn die Frau Gräfin nicht hier ist. Ich, mein Bruder, seine Frau, eine Magd, zwei Kinder, das ist die ganze Schloßgesellschaft. Da ist

ein Tag wie der andere. Das Bischen Arbeit ist bald gethan, und dann — hat man Langeweile. Es ist etwas Verwünschtes, in einem solchen Bergschlosse zu stecken! — Ihr werdet das erfahren. Bleibt ihr lange hier, so werdet ihr auch sicher viel Langeweile haben.

Er. Aber — du bist ja hier.

Sie. Das wird euch wenig helfen. Wie könnte ich euch die Langeweile vertreiben?

Er. Du wirst mir mancherlei erzählen.

Sie. Wovon?

Er. Von diesem Schlosse.

Sie. Was?

Er. Allerlei.

Sie. Von dem Schlosse weiß ich selbst nicht viel. Mein Bruder aber mag wohl mehr davon wissen.

Er. Was denn?

Sie. Je nun! dies und jenes. — Unser Schloß hat auch seine Heimlichkeiten.

Er. So?

Sie. Ich kenne sie aber nicht. Und — ich rede auch nicht gern davon.

Er. Warum nicht.

Sie. Weil ich nichts Gewisses davon weiß.

Er. Ich habe auch mancherlei davon gehört.

Sie. Was denn?

Er. Man sagt, es sey in dem Schlosse nicht recht geheuer.

Margalisa sah sich besorgt um, trat ihm näher, legte ihre Hand auf seine Schulter, blickte ihn gutmüthig an und sagte:

„Sagt nichts davon!“

Aufmerksam gemacht auf etwas, woran er vorher nicht

dachte, nahm Rinaldo eine noch freundlichere Miene an, drückte Margalisen sanft die Hand, und sagte in eben dem Tone, in welchem sie bat:

„Ich weiß — was ich weiß!“

Verlegen blickte sie ihn an, und fragte mit gezogener Stimme:

„Was wißt ihr denn?“

Bedeutend fuhr Rinaldo mit der Hand sich über's Gesicht und sagte:

„Ich weiß gar viel und mancherlei.“

Margalisa zog ihre Hand von seiner Schulter, ergriff den Zipfel ihrer Schürze, zog ihn gegen die Brust, schlug die Augen nieder und lispelte:

„Ich habe nichts gesagt. Und — setzte sie schnell hinzu: — ich weiß auch nichts zu sagen. Ihr wißt also auf jeden Fall mehr, als ich weiß.“

Rinaldo griff ihr unter's Kinn, richtete ihr Gesicht auf und lächelte ihr zu:

„Das glaube ich selbst!“

Sie sah ihn an, und fragte ganz naiv:

„Wie gefällt euch denn die Frau Gräfin Ventimiglia?“

„Ich kenne sie gar nicht!“

„Ach!“

„Ich habe sie nie gesehen.“

„Und seyd doch auf ihrem Schlosse?“

„Ich bin auf ihrem Schlosse, und kenne sie dennoch nicht.

Sie sah ihn an, unterdrückte sichtbar ein: Sonderbar! und fuhr fort:

„Sie hat prächtige Kleider, glänzende Ringe und schönes Geschmeide. Man steht nur so neben ihr, wie ein Krokusblümchen neben einer Aloe! — Vielleicht kömmt sie

bald wieder, da ihr jetzt hier seyd, und da werdet ihr selbst sehen, wie wir aussehen, wenn wir neben einander stehen."

Mit einem Knicks sprang sie zur Thür hinaus. Rinaldo rief ihr nach, sie war aber schon die Treppe hinab, wie hinunter geflogen. — Er ging in's Zimmer zurück und warf nachdenkend sich auf ein Sopha. Endlich rief er laut aus:

„Sie spielen mit mir das alte Spiel!"

Rinaldo Rinaldini.

Fünfter Theil.

Dolum ad virtutem addere oportet.

FLORUS.

Dreizehntes Buch.

Deckt die Ruh' wohl ihr Gefieder
Ueber dich mit sanfter Huld?
Nein! doch sucht sie friedlich wieder
Niemals die verhaßte Schuld.

Es kamen Boten mit Briefen auf das Schloß, gesendet von dem Alten, der dennoch nie schrieb, wo er sich aufhielt. — Rinaldo war in seiner Einsamkeit in einer sehr peinlichen Lage.

Der Kastellan schien ein sehr verschlossener Mann zu seyn, und gegen ihn betrug er sich eben so zurückhaltend. Von Margalisen aber hoffte er, nach und nach mehr zu erfahren, deshalb that er sehr artig gegen sie, was ihm gar nicht schwer fiel, denn sie war wirklich ein hübsches Mädchen, das noch dazu in der Einsamkeit eines Schlosses doppelte Reize erhielt. Er beschenkte sie sehr freigebig mit einer Halskette und einem Ringe. Diese Pretiosa wurden eben so gern genommen, als sie gegeben wurden, und Rinaldo sah schon an der Aufmerksamkeit, mit der er bedient wurde, daß die Dienstwilligkeit durch die goldene Kette stark an den Geber gefesselt worden war.

Er war einige Wochen auf dem Schlosse, als er durch einen Boten einen Brief an den Alten sendete, in welchem er ihn dringend bat, ihm Beschäftigung zu geben. Auch ersuchte er ihn, Lodoviko wieder zu ihm zu schicken.

Margalisens Zutraulichkeit näherte sich nach und nach ihm immer mehr, und sein freundliches Entgegenkommen bestimmte das treuherzige Mädchen endlich sogar, in dem freundlichen Herrn mehr als den blos freundlichen Herrn zu sehen. Seine Geschenke und die Einsamkeit thaten auch das ihrige, und so kam es denn, daß der Herr Ritter seine

schöne Stunden eben so gefällig als wohlfeil erhielt. Das gefiel dem Mädchen und gefiel dem Herrn. So waren sie mit einander zufrieden.

Einst, als sie so ganz traulich bei ihm saß, fragte sie lächelnd, ganz naiv:

„Die Wievielste bin ich denn wohl, die Ihr schon lieb gehabt habt?“

Rinaldo, freilich ein wenig gewandter, als das gutherzige Schloßmädchen, wußte die Antwort dieser Frage durch eine Gegenfrage klüglich zu vermeiden. — Eine Methode, die wir, gelegentlich gesagt, als sehr heilsam, jedem empfehlen wollen, der in die Verlegenheit kommen sollte, einem artigen Weibe oder Mädchen eine ähnliche Frage zu beantworten. — Er fragte also:

„Der Wievielste von denen, die dich lieb gehabt haben, bin ich denn wohl?“

Darüber vergaß das gute Ding ihre eigene Frage, wurde noch röther, als sie wirklich schon war, schlug die Augen nieder und zupfte an ihrem Busentuche.

Durch diese Verlegenheit der Verlegenen, — so machen's die Männer! — noch kecker gemacht, verlor Rinaldo jeden Antwortspunkt aus dem Sinne, und wiederholte seine Frage sehr dreist, indem er Margalisens Gesicht dem seinigen entgegen drehte.

Sie wurde darüber fast empfindlich, unterdrückte aber dennoch ihren Unwillen und sagte weinerlich:

„Ihr seyd der Dritte meiner Liebhaber, aber der einzige, der Küsse von mir erhalten hat.“

Sie schwieg, fuhr aber schnell auf, und fragte fast erzürnt:

„Glaubt ihr das?“

„Ich glaube dir es nicht allein, — antwortete Rinaldo gelassen; — sondern ich bin sogar davon überzeugt.“

„Das läßt euch der Himmel reden!“ — fiel sie rasch ein, und schob etwas, das sie mit der rechten Hand gefaßt hatte, unter das Busentuch zurück.

„Was ist das?“ — fuhr Rinaldo fragend auf, rang mit ihr, und zog einen Dolch aus ihrem Busen.

Er. Das war es, was du gefaßt hattest und wieder zurückschobst?

Sie. Das war es.

Er. Margalisa!

Sie. Ich habe euch gegeben, was ich keinem Manne wieder geben kann. Hättet ihr so frech seyn und dieses Geschenk abläugnen wollen, so hätte ich euch den Mund auf ewig verschlossen, damit ihr, undankbar, nie in der Welt wieder etwas hättest abläugnen können. — Ich habe unbesonnen gehandelt, aber — verhöhnen laß ich mich doch nicht.

Rinaldo sah, daß er es mit einem Mädchen zu thun hatte, deren Entschlossenheit seiner Keckheit die Wage hielt. Er fand sich schnell in die gehörige Rolle, warf seine Arme um ihren Nacken, küßte sie heftig und sagte:

„Margalisa! Jetzt liebe ich dich zwiefach!“

Sie schwieg und einige große Thränen entstürzten ihren Augen. Endlich sagte sie beinahe trotzig:

„Daß ich unglücklich bin, weiß ich! Aber das weiß ich auch, daß Ihr es mit mir seyn werdet, wenn Ihr es vergessen wollt, daß Ihr es seyd, der mich unglücklich gemacht hat.“

So hatte er noch kein Mädchen sprechen hären. Seine Liebchen hatten ihm wohl nachgeweint, aber mit Dolchen war ihm noch keine nachgefolgt. Er faßte sich aber schnell, küßte Margalisen zärtlicher und sagte:

„Sey ruhig, Margalisa! ich werde nie vergessen, was ich dir schuldig bin.“

Da that es in dem verschlossenen Saale neben dem Zimmer, in welchem sie sich befanden, einen starken Fall.

„Was ist das?“ — fragte Rinaldo.

Margalisa sprang auf, schrie:

„Das ist ja eben der Unglückssaal!“ und verließ eilig das Zimmer.

Betroffen blieb Rinaldo zurück. Er lauschte und hörte nichts weiter. Er legte sein Ohr an die Saalthür. Nichts bewegte sich in dem Saale.

Er wandelte aus dem Schlosse ein Stündchen im Freien umher, genoß das prächtige Schauspiel der untergehenden Sonne, ein Schauspiel, welches immer traurige Empfindungen in seiner Seele zurückließ, und ging langsam den Berg hinauf, wieder in's Schloß zurück. — An der Zugbrücke sah er noch einmal in's Thal zurück, das schon ganz im Schatten der Abenddämmerung lag, und seufzte:

„Es war eine Zeit, da trieb ich, wenn die Abenddämmerung auf die Thäler sank, meine Ziegen in unsere kleine Wohnung zurück, und damals war ich froh und heiter. Jetzt blicke ich von stolzen Schlössern hinab in's Thal, und der Schleier der Abenddämmerung umhüllt meine Seele mit Traurigkeit.“

Er wankte in's Schloß auf seine einsamen Zimmer zurück, fand den Tisch gedeckt, und bald darauf trug Margalisa ihm das Abendbrod auf. — Er leerte eine Flasche Wein, und schellte nach einer zweiten. Margalisa brachte sie ihm.

„Du mußt mit mir trinken, — sagte er. Du mußt bei mir bleiben. Es ist mir zu einsam; ich bin verstimmt —“

Sie. Das ist nicht gut! — Kann ich euch aufheitern?

Er. Du allein kannst es.

Sie. Wenn meine Arbeit gethan ist, will ich wieder kommen. Aber ihr müßt mir etwas vorsingen. Ihr singt gar zu artig, und könnt so schöne Lieder. Einige habe ich Euch schon abgelernt; das Fischermädchen und den traurigen Rittersmann im Felsenthale.

Er. Komm nur wieder! Ich will dir Romanzen und Lieder singen.

Sie. In einer Stunde bin ich wieder bei Euch.

Sie ging. — Nach einer Stunde kam sie wieder zurück. — Sie setzte sich mit ihrem Strickzeug auf ein Sopha, und Rinaldo ging, auf der Guitarre klimpernd, im Zimmer auf und ab.

„Hat euch etwa — fragte Margalisa ganz unbefangen, — die Frau Gräfin geschrieben?"

„Nein."

„Mein Bruder meinte, sie würde wohl bald hieher kommen.

„So?"

Eine Pause.

„Ihr erwartet sie doch?" — fing Margalisa wieder an.

„Nein."

„Nicht? — Wirklich nicht? Und ihr seyd hier?"

„Das hat einen andern Grund, als diese Erwartung."

„So!"

Eine zweite, längere Pause. — Er unterbrach sie:

„Gehören Dörfer zu dem Schlosse der Gräfin?"

„Zwei. — Das Dorf am Wäldchen, und jenes rechts an dem großen Teiche."

„Sind Klöster hier in der Nähe?"

„Eine Stunde von hier liegt ein Nonnenkloster vom Orden der heiligen Klara; zwei Stunden weit ist ein Ka-

puzinerkloster. Weiter kenne ich keine Klöster in der Nähe. — In dem Klarenkloster habe ich eine Schwester. Sie ist Pförtnerin."

„Du besuchst sie wohl zuweilen?"

„Gewöhnlich des Jahrs dreimal, an den hohen Festen. — Es könnte mir in dem Kloster gefallen. — Einem armen Mädchen bleibt ja auch gewöhnlich nichts weiter als ein Kloster übrig, wenn sie keinen Mann bekömmt."

„Den wirst du schon bekommen."

„Ei ja doch! die Männer sind bei uns auch nur so zu haben!"

Hier entstand die dritte Pause.

Margalisa sagte endlich:

„Was klimpert ihr? Singt doch etwas. Ihr habt mir's ja versprochen."

Er setzte sich zu ihr, spielte und sang:

Ballade.

Rauh stürmte aus Norden der tobende Sturm,
Er trillte die klirrenden Fähnchen am Thurm,
Es bebten die wankenden Gipfel
Erschütterter Tannen im einsamen Hain,
Es rauschten wie Wellen die Schloßen herein
Und knickten die schwankenden Wipfel.

Der Himmel umzog sich mit grausender Nacht,
Hoch flammten die Blitze. — Vom Donner durchkracht
Erbebte die Tiefe der Erde.
Schnell rauschte der Waldstrom ins einsame Feld,
Es zittern die Felsen; die Vesten der Welt; —
So zittert vor'm Wolfe die Heerde.

Da trabte von Blitzen umleuchtet, umkracht
Vom rollenden Donner, in grausender Nacht
Durch Felder und Haine ein Ritter.
Schon wankte ermüdet sein schnaubendes Roß,
Da fand er in einem gar stattlichen Schloß
Ein Obdach bei Sturm und Gewitter.

Der Hüter des Schlosses, ein freundlicher Mann,
Nahm treulich des Ritters und Rosses sich an,
Bewirthete beide aufs beste.
Drauf führt' er den Ritter der Lagerstatt zu,
Und wünschte bedeutend ihm glückliche Ruh'
In dieser gar stattlichen Veste.

Es drückte der Ritter den schwellenden Flaum
Des wohlangewiesenen Lagers jetzt kaum,
So hört' er ein dumpfes Getöne.
Die Fenster erklangen, es knarrte die Thür,
Er schob die Gardinen, da schaute er schier
In Aengsten die grausende Scene.

Sechs Männer, umgeben mit Trauergewand,
Je paarweis die brennende Kerz' in der Hand,
Ein jeder mit langsamen Schritte;
Dann kamen sechs Knochengerippe herein,
Besetzten die Tafel mit Speisen und Wein,
Den größten Pokal in die Mitte.

Dann kamen zwölf Diener in Trauergewand,
Besteckten mit Leuchtern und Lichtern die Wand,
Und trugen die Stühle zusammen.
Drauf wallten zwei Damen, gekleidet gar fein,
Zwei Ritter und viele Gerippe herein,
Umgeben mit leuchtenden Flammen.

Sie setzten sich nieder und hielten ein Mahl
Gar prächtig im herrlich erleuchteten Saal,
Und leerten die glänzenden Becher.
Dann winkten die Damen gar artig und fein,
Da füllte der Mundschenk mit perlendem Wein
Schnell einen hellstrahlenden Becher.

Verließ seinen Schenktisch, kam langsam herzu,
Und brachte den Becher zum Orte der Ruh,
Wo sich unser Ritter jetzt streckte.
Und plötzlich erfüllte sein lauschendes Ohr
Ein trauriges Seufzen, und dann dieses Chor,
Das wimmernd und jammernd ihn schreckte:

„Trink, Ritter, nur immer den perlenden Wein,
So trinken die Menschen Vernichtung hinein,
Und gießen zu Flammen die Flammen.
So tranken wir alle und gingen zur Ruh,
So trinke auch du unserm Haufen dich zu,
So sind wir doch endlich beisammen."

Es riefen die Ritter und Damen ihm zu:
„Auf! trinke nur! trinke, und trink' dich zur Ruh;
Willkommen bei Bruder und Schwager!"
Da bebte der Ritter auf schwellendem Flaum,
Erzittert' — erwachte — Es war nur ein Traum. —
Wie sprang er so fröhlich vom Lager!

„Ich bin wirklich recht froh, — sagte Margalisa, — daß alles nur ein Traum war. — Nein! singt nicht so etwas Fürchterliches, wenn es Nacht wird. Ich bin ohnehin furchtsam —"

„So will ich dir ein Liedchen singen," lächelte Rinaldo.

„Das thut!“

Er bedachte sich ein wenig, präludirte und sang dann:

Margalisa ist das Liebchen,
Das mir nur allein gefällt —

„Habt Ihr das Liedchen selbst gemacht?“ — fiel Margalisa fragend ein.

„Ich dichte es unter'm Singen.“

„Aha! — Wißt Ihr wohl, wie es in einem Liede heißt, das Ihr auch oft singt? Da heißt es:

Nichts erdenken, nichts erdichten
Darf ein Mund, der Liebe schwört.
Vom Erdenken, vom Erdichten
Ward manch Liebchen schon bethört.“

Er lachte, legte die Guitarre weg, umschlang, küßte Margalisen und sagte:

„So will ich die Wahrheit reden. Ich liebe dich!“

Sie seufzte: „Wie lange?“

Sie vernahmen Fußtritte. Margalisa sprang auf und setzte sich auf einen Stuhl. Er ergriff die Guitarre und stimmte. — Der Kastellan trat ins Zimmer.

„Ich wollte Euch fragen, — sagte er, — ob Ihr etwas an den alten Herrn Nikanor zu bestellen habt?“

Rinaldo schrieb an den Alten einen Brief, in welchem er die Bitten seines letzten Briefes wiederholte.

Margalisa, die indessen mit ihrem Bruder das Zimmer verlassen hatte, kam, als Rinaldo schellte, wieder dahin zurück. Er gab ihr den Brief und bat sie, wieder zu kommen: „Mein Bruder — antwortete sie, — geht diese Nacht selbst mit dem Boten zu dem alten Herrn. Wenn er fort ist, will ich kommen.“

Sie ging, und Rinaldo, dem ihre Gesellschaft unentbehrlich geworden war, erwartete ihre Zurückkunft wirklich mit Ungeduld.

Gegen Mitternacht trat er an's Fenster und sah hinab in's Thal. Der Mond erhellte die ganze Gegend, und er erblickte am Fuße des Berges einen stark bespannten Wagen, und einige Menschen hin und her gehen. Diese kamen bald den Berg herauf ins Schloß. Als sie aus demselben zurück wieder hinab gingen, trugen sie kleine Fässer, wie es schien, mit nicht geringer Anstrengung ihrer Kräfte. Sie kamen noch einmal, und gingen, eben so beladen, wieder zurück. — Der Kastellan ging mit ihnen, und führte sein Pferd den Berg hinab, das er im Thale bestieg. — Die Fässer wurden auf den Wagen gelegt, und der Zug ging im Thale rechts fort. Die Begleiter des Wagens waren bewaffnet.

Gleich darauf trat Margalisa ins Zimmer. Es kam sogleich zum Gespräch.

„Ist dein Bruder fort?"

„Er ist fort."

„Was schaffte man in Fässern den Berg hinab?"

„Ich weiß es nicht."

„Du bist nicht aufrichtig."

„Eben weil ich aufrichtig bin, sage ich, daß ich es nicht weiß. — Mein Bruder sagt uns nichts von seinen Geschäften. Solche Fässerchen werden oft von hier fortgeschafft. Ich weiß nicht, woher sie kommen und was drin ist. Sie sind sehr schwer. Ihr wißt, daß ich Stärke habe, aber ich kann das kleinste Fäßchen kaum von der Erde erheben."

„Sonderbar!“

„Ja! in unserm Schlosse gibts wohl mancherlei sonderbare Dinge, von denen ich nichts weiß. — Mein Bruder ist gar geheimnißvoll, und wir Weiber erfahren nichts von seinen Geheimnissen.“

„Er hat also doch Geheimnisse?“

„Das will ich meinen.“

„Ich bin nicht neugierig, aber die Fässer beschäftigen mich doch.“

„Mich haben sie schon längst beschäftiget. Besonders, da ich gar nicht weiß, wo sie herkommen. Ich sehe sie nicht ins Schloß bringen, und dennoch sind sie da und werden fortgeschafft.“

Rinaldo warf sich aufs Kanapee. Margalisa setzte sich zu ihm und spielte mit seinen Locken.

Sie. Ihr denkt nach? Ich habe auch schon nachgedacht, — gar oft! — aber das hat mir alles nichts geholfen.

Er. Weißt du auch nichts von den Geheimnissen des Saals zu erzählen, den du den Unglückssaal nennst?

Sie. Mein Bruder nennt ihn stets den Unglückssaal, sagt aber nie, warum, und hält ihn fest verschlossen. Geheuer ist es nicht damit. Wer weiß, welcher Kobold drin haust?

Er. Du glaubst Gespenster?

Sie. Ei! wer wird die nicht glauben! — In unserm Lande gibt's leider! Gespenster und Hexen vollauf.

Er. Auch Hexen?

Sie. Ja! — Da will ich Euch einmal erzählen, was ein Franziskanermönch selbst erfahren, gesehen, und einem vornehmen Herrn entdeckt hat.

Er. Nun?

Sie. Ein feiner, artiger, junger Mann fiel ein paar Hexen in die Hände, die ihm, während er schlief, das Herz aus dem Leibe nahmen, das sie gebraten essen und sich wohl schmecken lassen wollten. Er wurde seinen Verlust nicht gewahr, weil er, wie gesagt, schlief. Als er aber aufwachte, fing er an, Schmerzen zu fühlen, und entdeckte endlich, daß ihm sein Herz fehlte. — Der Franziskanermönch, der in eben der Kammer lag, aber nicht schlief, hatte alles mit angesehen, und wußte, was die Unholdinnen gethan hatten, er konnte es aber nicht verhindern, weil ihn die Hexen bezaubert hatten. Endlich, als nun der arme Mensch erwachte, löste sich die ganze Bezauberung. Die Hexen salbten sich mit einem Oele und flogen davon. Der Franziskaner aber nahm das Herz, das schon gebraten war, vom Roste, und gab es dem Jüngling zu essen; und der wurde denn mit Gottes Hülfe wieder gesund.

Er. Eine schreckliche Geschichte!

Sie. Ja wohl!

Er. — — Wie lange wird dein Bruder von hier wegbleiben?

Sie. Zwei Tage.

Er. Könntest du mir nicht die Schlüssel zu dem Saale verschaffen?

Sie. Was muthet Ihr mir zu! — Ich müßte Euch gar nicht ein Bischen lieben, wenn ich Euch die Schlüssel verschaffen wollte.

Er. Wenn du mich liebst, verschaffst du sie mir.

Sie. Nein! zu Euerm Unglück mag ich nichts beitragen.

Er. Geht dein Bruder in den Saal?

Sie. Ich glaube, wohl!

Er. Und es geschieht ihm nichts? — Mir wird also auch nichts geschehen.

Sie. Nein! ich gebe Euch die Schlüssel nicht! — Wenn Ihr unglücklich seyn solltet, ich wüßte nicht, was ich anfangen sollte. — Und wenn ich Euch auch die Schlüssel wirklich geben wollte, so weiß ich nicht, wo ich sie finden soll. Mein Bruder wird sie gewiß verschlossen haben.

Indem vernahmen sie ein Geräusch. Sie lauschten, und hörten deutlich, daß es in dem Saale war. — Margalisa schmiegte sich zitternd an Rinaldo an, und dieser winkte ihr, zu schweigen. Sie zitterte und schwieg.

Er erhob sich langsam, stieg auf, schlich sich an die Saalthür und lauschte. — Es blieb ruhig.

Er ging zurück. Margalisa erklärte ängstlich, sie werde diese Nacht nicht aus dem Zimmer gehen. — Rinaldo lächelte, und verließ mit ihr das Zimmer. Sie gingen durch das zweite ins dritte Zimmer, und hier wurde Margalisa ruhiger, gleichsam als sey sie durch eine weitere Entfernung von dem Saale in größerer Sicherheit, als in dessen Nähe. — Als sie ihn aber endlich verließ, mußte er sie die Treppe hinab bis vor ihre Kammer im untersten Stock des Schlosses begleiten.

Als er wieder in sein Zimmer zurück kam, fielen seine Blicke auf eine kleine Schatulle, und sogleich fiel ihm ein, daß er in derselben sehr gute Schließe-Instrumente habe, die ihm Lodoviko aufzuheben gegeben hatte, als er ihn zu dem Alten verschickte. — Er öffnete die Schatulle, nahm die Werkzeuge ehemaliger Geschicklichkeit heraus, und entschloß sich rasch, die Geheimnisse des sogenannten Unglücks-Saals zu untersuchen.

Eben so rasch ging er dabei zu Werke, nahm Gewehr zu sich und näherte sich mit zwei brennenden Wachskerzen dem Schlosse der Saalthür.

Die Vortrefflichkeit seiner Instrumente krönte sogleich die erste Probe. Die Schlösser wurden geöffnet, und die Saalthür ging auf. — Im Saal war es still und finster. Die Fenster verdeckten Gardinen, die auch der feinste Strahl des Mondes nicht durchbrach.

Er trat in den Saal, der leer und ohne Meublen war. Eine doppelte Flügelthür war rechts. Nur einfach verschlossen, öffnete sie sich dem erfahrenen Schließer bald. — Sie führte zu einer langen Gallerie, die auf beiden Seiten mit Bildern geziert und mit Wandleuchtern versehen war. Auf den Wandleuchtern steckten Lichter, die, wie man deutlich sah, angezündet gewesen waren.

„Also gibt es hier — sprach Rinaldo bei sich selbst, — Menschen; denn Geister bedürften dieser Lichter nicht!“

Mit festem Schritt und leisem Tritt ging er weiter, und kam am Ende der Gallerie an eine gleichfalls verschlossene Thür. Er öffnete sie, und trat in einen kleinen Saal, dessen Wände auch mit Bildern und Leuchtern behängt waren. Eine Thür, die nicht verschlossen war, führte in ein Zimmer. Dieses war meublirt, und zeigte Spuren, daß es von Menschen besucht wurde. — Nun ging er behutsam weiter, und kam aus dem Zimmer in einen schmalen, dunklen, gewölbten Gang.

Hier blieb er stehen und überlegte, ob er jetzt weiter gehen, oder ob er seine ferneren Untersuchungen bis morgen aufschieben wollte. Zögernd ging er nur langsam nach und nach weiter, und überlegte noch, als er auf etwas Nachgebendes trat, worauf unter ihm laut eine Glocke

ertönte, und er langsam auf einer Versenkung in die Tiefe hinabfuhr.

Als er festen Fuß faßte, befand er sich in einem großen, von einigen schwebenden Lampen nur schwach erleuchteten Gewölbe, und sah, daß die Maschine der Versenkung langsam wieder hinauf ging. — Nun war an kein Zurückgehen mehr zu denken.

Er stand, lauschte und hörte in der Entfernung ein Geräusch, wie von einer Pochmaschine und von Räderwerk, das durch Wasser getrieben wird.

„Und sollte ich mich der rauschenden Arbeit der Danaiden, dem Rade Irions und allen Schrecken des wahren, oder eines Orkus der Krata Repoa nähern, — sprach er bei sich selbst, — ich gehe weiter.“

Er nahm die Lichter in die linke Hand, in die rechte ein gespanntes Pistol, und ging weiter fort. — Je weiter er kam, desto stärker wurde das Geräusch.

Eine Thür hemmte seine Schritte. Er öffnete sie entschlossen, und trat in ein zweites, stärker erleuchtetes und niedrigeres Gewölbe, in welches er kaum den Fuß gesetzt hatte, als er eine Figur bemerkte, die bei seiner Erscheinung laut auf: „Allarm!“ schrie und davon lief.

Nun blieb er stehen, sicherte sich den Rücken, setzte die Lichter neben sich auf die Erde, stellte sich in bewaffnete Positur, und erwartete, was geschehen würde.

Ein dunkelgekleideter Mann mit weißem Haar und Barte trat herbei und donnerte ihm entgegen:

„Verwegener! wer bist du? wie kömmst du hieher? was suchst du hier?“

Gelassen antwortete Rinaldo:

„Ich frage dich: wer bist du? Nach deiner Antwort wird die meinige folgen.“

Der Alte schwieg einige Augenblicke, und fragte dann wieder:

„Bist du allein hier?“

„Das wirst du erfahren,“ — war die Antwort.

„Du bist mit allen den Deinigen, so viele deren auch mit dir hier und in jenem Gewölbe verborgen seyn mögen, in meiner Gewalt, und ihr werdet lebendig nie diesen Ort wieder verlassen, wenn ich euch nicht frei lassen will. — Also antworte, Mensch! wer bist du?“

Ein Mensch, wie du gesagt hast. Oder glaubst du nicht, daß es einen Menschen gibt, der ohne Furcht hieher kam?“

„Viel gewagt!“

„Noch nicht genug.“

„Was mehr?“

„Das sollst du erfahren;“ — schrie Rinaldo, sprang auf ihn zu, packte ihn bei der Brust, drängte ihn gegen die Wand, und setzte ihm das Pistol auf die Brust.

Der Alte zitterte und schwieg. — Rinaldo aber fragte wieder:

„Wer bist du?“

Der Alte gab keine Antwort. — Rinaldo schüttelte ihn und schrie ihm zu:

„Beantworte meine Frage, oder ich schieße dich nieder!“

„Das kannst du thun, — sagte der Alte, — wenn du dein Leben selbst verloren geben willst. Beantworte meine Fragen, und ich will die deinigen beantworten. Ich sehe wohl, daß ich es mit einem kühnen, entschlossenen Manne zu thun habe, aber dennoch werde ich dich nicht fürchten.“

„Gelogen! — schrie Rinaldo. — Du zitterst.“

„Ich bin — fuhr der Alte fort, — ein alter, schwacher Mann und du bist mir in körperlicher Stärke überlegen, aber es sind junge, kraftvolle Männer in unserer Nähe, mit diesen mußt du dich messen, wenn du im Kampfe Ehre erwerben willst.“

Rinaldo ließ ihn fahren, und wollte eben sprechen, als er drei starke Männer mit blanken Säbeln auf sich zukommen sah.

„Greift — schrie der Alte, als er sie erblickte und sich frei sah, — diesen Unbesonnenen!“

Zu Rinaldo sagte er:

„Wenn du dich zur Wehre setzest, so laß ich dich niederhauen.“

„Wenn du das bei der Gräfin Ventimiglia verantworten kannst, deren Bruder ich bin, — antwortete Rinaldo — so kannst du mich niederhauen lassen; ich aber werde mich wehren, so lange ich noch ein Glied bewegen kann, und wenn sich mir einer naht, so schieß ich dich zuerst nieder.“

„Haltet an! — schrie einer von den Dreien, — diese Stimme ist mir sehr bekannt. Und diese Gestalt, dieses Gesicht — Ich will des Teufels seyn! wenn du nicht mein vom Tode erstandener, geretteter Hauptmann, wenn du nicht Rinaldini bist.“

„Dein Name?“ — fragte Rinaldo.

„Nero.“

„Nero? — Du?“

„Nicht wahr, ihr seyd es?“

„Ich bin es. — Ich bin dein Hauptmann, und befehle dir und deinen Kameraden, die Waffen niederzulegen.“

„Lustig, ihr feinen Gesellen! — schrie Nero. — Hört meines Hauptmanns Befehl, habt Respekt und streckt die

Waffen. Hier steht der große Rinaldini und spricht mit euch.

„Schweig!" donnerte der Alte.

„Was da! — Was wollt ihr? — Ich trete auf meines Hauptmanns Seite, ich fechte und sterbe mit ihm. Aber kommt uns einmal zu nahe, wenn ihr erfahren wollt, wie es zugeht, wenn man sich an den großen Rinaldini wagt!"

„Laß sie nur kommen, — Nero! — sagte Rinaldo, — wir wollen sie schon empfangen. Meine Leute im Schlosse werden mich suchen, und wir werden bald Sukkurs erhalten."

„Schließt die Fallthüren!" — schrie der Alte.

„Unnütze Vorsicht! — fiel Rinaldo ein. — Meinen Leuten sind keine Schlösser zu fest."

„Das wollen wir erwarten," — sagte der Alte.

Da stürzten einige Männer aus jenem Gewölbe, durch welches Rinaldo gekommen war, herbei, und schrieen:

„Allarm! Allarm! Das Schloß ist überrumpelt, Soldaten haben es besetzt. Wir sind verrathen und verloren!"

„Rettet euch!" — schrie der Alte, und lief hinter jene drein.

Nero nahm Rinaldo bei der Hand und schrie ihm zu:

„Nur mir nach! — Uns sollen sie nichts thun. Wir haben Schlupfwinkel. — Nur mir nach!"

In den unterirdischen Winkeln war die Verwirrung allgemein. Man schrie, lärmte und fluchte; auch glaubte Rinaldo Weiberstimmen und Kindergeschrei zu hören. — Ohne sich das, was um ihn herum vorging, erklären zu können, folgte er seinem Führer getrost nach. Es ging durch einige Keller, durch eine Spelunke aufwärts, und als sie hier waren, lispelte ihm Nero zu:

„Diesen Weg kenne nur ich allein. Der Zufall hat ihn mir entdeckt, und ich habe diese Entdeckung für mich be-

halten, weil ich schon längst dachte, daß die Wirthschaft hier einmal ein Ende mit Schrecken nehmen würde."

Gleich darauf rief er ihm zu:

„Nun müßt ihr auf allen Vieren kriechen!"

So krochen sie durch die Mündung einer fürchterlichen Felsenhöhle, deren Ausgang in äußerst rauhe Berggegenden führte. Sie wälzten ein Felsenstück vor die Schlucht, und wandten sich in eine andere, mit Gesträuch bedeckte Felsenhöhle.

Nero küßte seinem Hauptmann die Hände, und fing an zu erzählen:

„Mord und alle Wetter! wie freue ich mich, dich endlich wieder zu sehen, Hauptmann! Daß du wieder hergestellt und in's Leben zurückgebracht worden warst, wußte ich schon, aber es hieß, — ich weiß nicht wer das einfältige Gerücht spargirt hatte! — du seyst in ein Kloster gegangen. Das konnte und wollte ich nicht glauben. Da ich aber gar nichts wieder von dir hörte und sah, dachte ich zuletzt: Es kann ja doch wohl möglich seyn, daß er den Säbel endlich gegen ein Paternoster vertauscht hat, um sich und uns alle mit dem Himmel wieder auszusöhnen. — Ich griff zum alten Handwerk, aber es warf nicht viel ab. Endlich kam ich wieder zu unserm Cinthio, und da ging es etwas besser. Wir machten ganz artige Geschäfte, und führten oft tolle Streiche aus. Du weißt ja, wie das zugeht!"

„Aber, — fragte Rinaldo einfallend; — wie kamst du denn in das Schloß der Gräfin Ventimiglia?"

„Höre nur! — Wir lagen eben bei Sarsona, als mich Cinthio mit einem Briefe nach Marsala sendete. Der

Brief war addressirt: An den Herrn Florio, berühmten Kaufmann aus Korfu, dermalen zu Marsala. Ich traf die beschriebene Wohnung, übergab den Brief, und siehe da! der berühmte Kaufmann Florio aus Korfu war — unser lieber alter Herr Frontejaner."

„Dieser?"

„Der nannte sich damals Florio. Bei ihm war auch unsere wohlbekannte Signora Olimpia —"

„Olimpia?"

„Sie selbst; zwar ein wenig älter, aber immer noch so angenehm, wie sonst. Diese hatte, wie ich erfuhr, einem alten, verliebten Narren das Seil über sein erhabenes Ypsilon geworfen, hatte ihm die Hand gegeben —"

„Olimpia, verheirathet?"

„— und war dadurch Gräfin Ventimiglia geworden."

„Was sagst du? — Olimpia? — Sie? Olimpia, die Gräfin Ventimiglia?"

„Ja, ja! sie selbst. — Der alte Herr, ihr Gemahl, war in ihrem Besitze recht glücklich. Kein Gedanke an einen Korsischen Kapitain, an einen Räuberhauptmann, an einen Statthalter zu Nisetto, an alle gute Freunde des Alten von Fronteja, an — wer weiß, woran noch, vor und nachher! — verbitterte ihm sein Glück. Er leerte den Becher, den Olimpia ihm füllte, con amore, und lag senza dolore entzückt in ihren Armen, so oft ihm das erlaubt war. Kurz, er war glücklich."

„Wohl ihm!"

„Das sage ich auch. Die Einbildung und der Glaube sind die beiden herrlichsten Himmelsgeschenke für uns arme, miserable Kreaturen!"

„Wie ging dir's zu Marsala?"

„Im Hause der Gräfin lebte ich herrlich und in Freu-

den, und sehnte mich gar nicht wieder aus demselben. — Endlich reiste die Frau Gräfin mit dem Herrn Florio auf ihr Schloß, wo wir eben auch waren. Sie nahmen mich mit, ertheilten mir viele Lobsprüche, und komplimentirten mich endlich ganz human, mit vielen Versprechungen, in den Keller, in welchem ihr mich gefunden habt."

„Und in diesem Keller?"

„Da trieben wir's stark."

„Was?"

„Wir münzten Geld."

„Falsche Münzer wärt ihr?"

„Wenigstens waren unsere Münzen nicht so gut, wie sie seyn sollten, ob sie gleich sehr schwer als falsch zu erkennen waren, denn wir hatten es im Anschein weit gebracht. — Wir haben rechtschaffen darauf los gearbeitet, das muß ich sagen! die ganze Insel muß von unsern Gold- und Silbermünzen angefüllt seyn, wenn das Geld nicht weiter gegangen ist."

„Ich erstaune!"

„Wappen und Bild Sr. Maj. des Königs beider Sizilien, wie auch seiner Heiligkeit, wurden respektirt. Alle unsere Münzen tragen nur republikanische Wappen und Stempel und sind den Teufel nicht werth. Die Respublica Veneta mit sammt ihren unnatürlichen Löwen, das liebe Libertas, von Lucka und Ragusa, das Genuesische Kreuz und Elend, sogar liebe Bischen St. Marinische Potestá, — alle diese freien Herrlichkeiten wurden mit unendlich viel Freiheit unsern Münzen aufgedrückt, und sie erhielten dadurch Freiheit, hinzugehen, wohin sie wollten, und zu bleiben, wo man sie behalten mochte. — Wir haben eine schöne Anzahl Geldfässerchen abgeschickt. Der

Kastellan des Schlosses, Toronero, nahm sie gewöhnlich in Empfang und spedirte sie weiter."

Jetzt konnte Rinaldo sich jene Nacht-Scene erklären, die er von den Schloß-Fenstern aus sah, und worüber ihm Margalisa keine Auskunft geben konnte. — Nero fuhr fort:

„Diese Nacht erst ist ein solcher Transport wieder abgegangen."

„Ich sah ihn abgehen, konnte aber nicht errathen, was in den Fässern stak."

„Der muß aber unrecht angekommen, oder wenigstens von ungebetenen Gästen in Empfang genommen worden seyn. — Jetzt sitzen sicher einige Dutzend Köpfe weniger fest, als zuvor. — Und, wie wird es unserer lieben Gräfin gehen?"

„Rinaldo sah schweigend vor sich hin, und verlor sich endlich so sehr in seinen Gedanken, daß Nero ihn gleichsam aus einem Traume weckte, als er ihm zurief:

„Wollen wir hier bleiben, oder wollen wir weiter gehen?"

Sie stiegen hinab und erreichten das Thal. — Hier kroch aus dem Gebüsche ihnen ein Vermummter entgegen, der ihnen zuwinkte, näher zu kommen. Sie folgten ihm in eine Höhle, wo er seinen Mantel abwarf. Lodoviko stand vor ihnen.

Nero. Lodoviko?

Rinaldo. Du hier?

Lodoviko. Erwünscht! — Ich kam aber vorhin zu einer schönen Scene!

Nero. Auf dem Schlosse?

Lodoviko. Dahin war ich noch nicht. — Die Gräfin und der alte Herr schickten mich ab, euch ihre Ankunft auf

morgen oder übermorgen zu melden. Ich eilte, euch wieder zu sehen, und kam eben dazu, als die Soldaten einen Transport Geld anhielten. Ich hörte, es sey falsche Münze und sie komme aus dem Schlosse. Zugleich hieß es geradezu, Rinaldini sey auf dem Schlosse. — Ich machte mich davon, bebte für euer Leben, und bin so glücklich, euch noch am Leben zu sehen!

Rinaldo empfing ein Päckchen. Es enthielt Kostbarkeiten, Geld und Wechsel. Olimpia und der Alte schrieben von herrlichen Aussichten, und freuten sich, ihm dieselben bald mündlich mittheilen zu können. — Er las, überdachte seine Lage, und entschloß sich kurz.

Lodoviko und Nero wurden von ihm abgeschickt, zu erforschen, wie es um den Alten und seine Freundin stehe. In Maskoli wollten sie sich wieder finden, wie er ihnen sagte.

In Treno trennten sie sich. Rinaldo steckte sich in Pilgerkleider, und ging als ein gebrechlicher Waller, hinkend und verstellt, auf Taormino zu. — Hier lag eben ein Sardinisches Fahrzeug segelfertig im Hafen, welches er bestieg, indem er das Gelübde einer Wallfahrt zum Gnadenbilde zu Saorsa auf Sardegna herwinselte. — Der Kapitain lobte seinen frommen Entschluß und nahm ihn willig auf. — Die Anker wurden gelichtet; die Felukke stach in die See, und erreichte glücklich das Ziel ihrer Fahrt.

Rinaldo warf seine Pilgerkutte ab und eilte nach dem ihm wohlbekannten Cagliari. Hier miethete er sich eine angenehme Wohnung, und setzte seine Garderobe in glänzenden Zustand.

Er besuchte die Kirchen, Promenaden und öffentlichen

Häuser, fand allenthalben fremde Gesichter, und wenig Unterhaltung.

Einst schlich er, wie gewöhnlich, um die Gartenhäuser der Stadt herum; es wurde Abend, und er wollte wieder in seine Wohnung zurückgehen, als er an einem Garten vorbei kam, dessen Thür offen stand, und in welchem er auf einer Guitarre spielen und dazu singen hörte. — Er trat in die Thür, ging nach und nach weiter, und kam in den Garten. — Eben verstummten Musik und Gesang. Bald darauf schlüpfte eine weibliche Figur aus einer Laube die Allee hinauf in ein Gartenhaus.

Rinaldo wollte jetzt eben den Garten verlassen, als er bei einem Blumenbeet ein Gärtnermädchen gewahr wurde. Er sprach ihr zu, und fragte: ob sie Blumen verkaufe?

„O ja! — sagte das Mädchen; — ich verdiene gern etwas. Sie sollen gleich bedient werden!"

Sie sammelte einen schönen Blumenstrauß, der ihr gut bezahlt wurde. Sie bedankte sich, und da sie sah, daß der freigebige Blumenkäufer zu gehen zauderte, fragte sie: „Wollt ihr noch etwas?"

Er. Ich wollte nur noch etwas fragen.

Sie. Nun, so sagt! — Wer fragt, sagt mein Vater, wird berichtet.

Er. Ich sah vorhin eine Dame aus jener Laube in's Haus gehen; gehört ihr etwa dieser Garten?

Sie. So ist es.

Er. Wer ist sie?

Sie. Es ist die Signora Fiametta.

Er. Ist sie verheirathet?

Sie. Nein.

Er. Ist sie schön?

Sie. Das will ich meinen!

Er. Reich?

Sie. O ja!

Er. Unabhängig?

Sie. Wie versteht Ihr das?

Er. Hat sie Eltern, Geschwister?

Sie. Das weiß ich nicht.

Er. Bekannte?

Sie. O ja!

Er. Liebhaber?

Sie. Das weiß ich wieder nicht. Und wenn sie auch welche hat, wird sie mir's doch nicht vertrauen. Ich bin, muß ich euch sagen, nur die Tochter ihres Gärtners, aber nicht ihre Vertraute.

Hierauf ging das Mädchen mit einem: „Gott befohlen!“ weiter.

Rinaldo wollte auch gehen, als ein alter Mann mit finstern Blicken in den Garten trat. Er empfing seinen Gruß ziemlich kalt, sah ihn mit einem durchdringenden Blick an, und ging an ihm vorbei nach dem Gartenhause zu. — Auf halbem Wege kehrte er sich um und fragte:

„Sucht der Herr etwas hier?“

„Was ich suchte, — antwortete Rinaldo; — habe ich schon gefunden;“ und zeigte ihm seinen Blumenstrauß.

Der Alte schien noch etwas fragen zu wollen, unterdrückte aber sichtbar die Frage, und ging weiter. — Rinaldo ging langsam nach der Gartenthür zu. — Eine Sänfte, von zwei Mohren getragen, wurde vor der Thür niedergesetzt, geöffnet, und eine Dame kam heraus. Sie schlug ihren Schleier zurück, und Rinaldo blickte in ein paar Augen, die, — ja! wer kann solche Augen beschreiben?

Getroffen von einem elektrischen Strahl, der ihn durch

alle Nerven zuckte, trat er einige Schritte zurück, riß den Hut vom Kopfe, und machte eine Verbeugung, die eigentlich gar keine Verbeugung war. Die Dame lächelte, neigte grüßend ihren Fächer gegen ihn, und flog mehr als sie ging, die Allee hinauf. Im fliegenden Gange rauschte ihr weißseidenes Gewand hoch auf, und sie verlor eine Busenschleife. Rinaldo hob sie auf, eilte ihr nach, blieb stehen, steckte die Schleife zu sich, und verließ den Garten.

Im Freien besah er, was er gefunden hatte, genauer. Es war eine hellblaue Bandschleife, aus der aber, als er sie genauer besehen wollte, ein kleines, zusammengerolltes, beschriebenes Papier fiel.

Er bedachte sich ein wenig, und zauderte, das Papier zu entfalten:

„Was hast du — sprach er, — mit den Geheimnissen einer Dame zu thun, die du nicht kennst? — Sind es aber auch Geheimnisse, die dieses Papier enthält? — Was geht das dich an? Du gibst ihr das Papier ungelesen zurück. — Du kennst sie aber nicht. Wirst du sie erfragen und finden können? Und wenn das auch geschehen kann, wird sie dir glauben, wenn du sagst, du hast nicht gelesen, was zu lesen in deiner Gewalt war? — Sie wird dich noch dazu auslachen, wenn sie es glaubt.“

Als er das sagte, entfaltete er schnell das Papier, und fand — eine Sicherheitskarte, wie er sie als Räuberhauptmann Reisenden gab, die von seinen Leuten nicht ausgeplündert werden sollten.

Noch betrachtete er den sonderbaren Paßport, als an seine Thüre geklopft wurde. Er steckte die Karte zu sich und öffnete die Thür.

Vierzehntes Buch.

Was vergangen ist, vergangen
Bleibe es. Die Gegenwart
Schenket Wünsche und Verlangen,
Wenn man auf die Zukunft harrt.

Ein Mädchen trat ins Zimmer. Es war Lusette, die Tochter seiner Hauswirthin, einer Krämerin. Sie trug eine Schüssel, belegt mit Zitronen und süßduftenden Limonien, die, von einem so hübschen Mädchen getragen, die angenehmsten Nebenbegriffe neben reizende Wirklichkeiten stellten; Blumen lagen über den goldenen Früchten.

„Meine Mutter schickt Euch diese Blumen und Früchte, und läßt Euch bitten, sie eben so gern anzunehmen, als sie dieselben gibt;“ — sagte Lusette, indem sie sich verneigte und ihm die Schlüssel überreichte.

Rinaldo nahm und dankte.

„Was uns — sagte er; — ein hübsches, freundliches Mädchen gibt, hat einen sehr angenehmen Werth!“

Lusette neigte sich erröthend und verließ schnell das Zimmer.

Rinaldo war mit der Dame beschäftiget, die die Busenschleife verloren hatte. — Von ihr träumte, und mit ihr erwachte er.

Er ging, eine Messe zu hören, dem Dome zu. — Hier lag betend die unbekannte Dame. Mit hochklopfendem Herzen warf er sich hinter ihr nieder.

Als sie den Betschemel verließ, sprang er auf, nahte sich ihr, reichte mit zitternder Hand ihr das Weihwasser und stammelte:

„Ich überreiche Euch, schöne Signora! eine Schleife, die Ihr gestern verloren habt, als ich so glücklich war, Euch im Garten der Signora Fiametta zu sehen."

Lächelnd nahm sie die Schleife und fragte:

„Als Ihr so glücklich war't?"

„Ja! ich war es, und wurde es wieder —" lispelte er.

Sie schlug die Augen nieder und ging langsam zur Kirchthür. Hier blieb sie stehen und sah ihn an, indem sie fragte:

„Ihr seyd ein Fremder?"

Eine Verbeugung bejahte ihre Frage. Sie fuhr fort:

„Auch ich bin eine Fremde."

„Mein Herz hegt einen Wunsch —" stammelte Rinaldo.

„Was Herzen wünschen, hoffen sie auch."

„Dürfen sie?"

„Wer kann es wehren?"

„Die Erfüllung ihrer Wünsche, die nur umsonst gewünscht wurde."

Schweigend sah sie vor sich nieder, schlug den Schleier über ihr Gesicht, und ging langsam der Sänfte zu, in welcher ihre Mohren sie in ein Haus trugen, das dem Dome gegenüber stand.

Rinaldo ging unter dem Säulengange auf und ab, blickte nach dem Hause, überlegte, beschloß — und ging endlich nach langem Deliberiren auf das Haus zu. — Hier blieb er stehen. — Die Thür ging auf. Er ging ins Haus. Er fragte nach der Dame, wurde gemeldet und vorgelassen.

Fächer und Handschuhe in der Hand, trat ihm Fortunata, — so hieß die Unbekannte — entgegen. Sprachlos blieb er ihr gegenüber stehen. — Endlich kam es aber doch zu Worten. Er stammelte ein Kompliment heraus,

sprach von glücklichen Augenblicken, von der Schleife, von Verlegenheit, und schloß mit einem Seufzer.

Fortunata spielte mit dem Fächer und sagte:

„Hier sind wir beide fremd, und dies gibt uns ein Recht zu Hoffnungen, uns näher kennen zu lernen, wenn wir — einander nicht etwa fremd bleiben wollen.“

„Wollt Ihr das? — fragte er, indem er ihre Hand ergriff und sie küßte.

Nach dem Kusse zog sie die Hand zurück und fragte:

„Wie nenne ich Euch?“

„Ich bin der Ritter de la Cintra.

„Welch ein Stern leitete Euch nach Sardinien in das traurige Cagliari?“

„Ich bin —“

„Doch, wirklich! so halb auf der Flucht erzählt man einander keine Reise, keine Lebensgeschichte. Ich bin eben im Begriff, meinen Bankier zu besuchen. — Wir müssen schon ein andermal von unsern Reiseabenteuern mit einander sprechen. Doch da es mich, — noch weiß ich nicht warum! — so sehr interessirt, den Finder einer verlornen Busenschleife, die mich auch interessirt, näher kennen zu lernen, so wollen wir es nicht lange anstehen lassen, uns wieder zu sehen.“

„Ihr macht mich glücklich!“

„Glücklich? — Wie viel gehört dazu, einen Mann glücklich zu machen! Genug, wenn Ihr zufrieden seyd! — Oder meint Ihr, daß es mit uns Weibern wie mit den Königen sey? Indem sie glücklich machen, wissen sie selbst nichts davon, und sind wohl gar dabei noch sehr unzufrieden.“

„O! dieß Loos müsse Euch und mir nicht fallen! — — Wenn sich zwei Wanderer von ungefähr, einander fremd,

auf Einem Wege treffen, freuen sie sich dieses Zusammentreffens und wandern miteinander."

„Und diese Wanderer sind wir?"

„Wenn Ihr es wollt!"

„Treffen wir uns auch wirklich auf Einem Wege? — Dies wär' zu untersuchen."

„Und diese Untersuchung?"

„Wir wollen sie nicht aufschieben. Erklärungen bei einer kleinen frugalen Abendtafel —"

„Diesen Abend?" —

„Schon? — Doch gut! Es sey! — Diesen Abend also sehen wir uns wieder!"

„Wir sehen uns!"

Wie lange war es noch bis zur Abendzeit! — Wie waren bis dahin die Stunden auszufüllen? — Ein Spaziergang, wie gewöhnlich, und Rinaldo kam in Fiamettens Garten.

Er ging die Hauptallee hinauf, schlug einen Nebenweg ein, und kam an einen Pavillon. Hier blieb er stehen.

Die Thür war halb geöffnet. Er nahte sich der Oeffnung und sah ein interessantes Mädchengesicht. Das Mädchen selbst saß auf einem Sopha und wand einen Blumenkranz. Sie sah ihn, lächelte ganz unbefangen, und rief ihm zu: „Nur herein!"

Verlegen faßte Rinaldo die Thür an, und getraute sich kaum, sie ganz zu öffnen, als von drinnen heraus ihm abermals ein freundliches „Nur herein!" entgegenschallte. Dies gab ihm Muth, und er trat in den Pavillon.

„Ich glaube Euch — sagte das artige Mädchen, — schon in meinem Garten bemerkt zu haben?"

„In der That! — stammelte Rinaldo; — ich war gestern hier. Aber daß ich das Glück haben sollte, von so schönen Augen bemerkt zu werden, das konnte ich in der That nicht hoffen.“

Sie. Und warum nicht? Habt Ihr meinen schönen Augen ein Kompliment gemacht, so laßt mich Eurer interessanten Figur eins machen. Ein Mann wie Ihr wird immer bemerkt werden. Und ich wette darauf, ich bin nicht die Erste in der Welt, die Euch bemerkt. — Ihr seyd hier fremd?

Er. So ist es!

Sie. Auch ich bin es. Erst seit zehn Wochen lebe ich hier. Ich hoffe aber, hier einheimisch zu werden, und habe mir deßhalb diesen Garten gekauft. Gefällt er Euch?

Er. Der Garten ist schön, aber seine Besitzerin —

Sie. Ist noch weit schöner? — Natürlich!

Hier entstand eine Pause. — Rinaldo verlor die schöne Kranzwinderin nicht aus den Augen, und diese arbeitete, ohne aufzublicken, emsig fort. Er sah ihr lange stillschweigend zu, und wollte endlich eben sprechen, als ein Mädchen eintrat und Fiametten ein Briefchen brachte. Sie las es, lachte, schrieb ein paar Worte mit Bleistift dazu, faltete das Papier und gab es zurück. Das Mädchen verließ den Pavillon, und Fiametta, die eben ihre Kranzarbeit geendiget hatte, legte den Kranz aufs Sopha und stand auf. Indem sie aufstand, fiel ihr ein Portrait, das an einem grünen Bande ihr um den Hals hing, aus dem Busen auf die Brust herab. Sie bemerkte es, und schob das Portrait in den Busen zurück.

„Das war ein böser Mann! — sagte sie; — und sein Bild gehört nicht vor Jedermanns Augen.“

Rinaldo stand ohne Sprache ihr gegenüber. Fiametta

drehte sich unbefangen, als sey sie ganz allein, im Zimmer herum, sang dazu, und ergriff endlich eine Guitarre. Si setzte sich, präludirte ein wenig, spielte und sang:

Romanze.

„An der lauten Meeresküste,
In dem Thal, im Feld und Wald,
In der öden Berge Wüste
Such' ich deinen Aufenthalt.

Rinaldini! Dich zu finden,
Eil' ich ängstlich durch die Flur,
Und um mich Bedrängte schwinden
Alle Reize der Natur.“

Seufzte Rosa, die Betrübte,
Die ihn im Gefecht verlor.
Aengstlich weinte die Geliebte,
Die Rinaldo sich erkor.

Sieh, da glänzt' im Mondenschimmer
Hell ein aufgespanntes Rohr.
Rosa sah des Rohrs Geflimmer,
Das in Büschen sich verlor.

„Ach! dahin! ich werd' ihn finden,
Sagt des Herzens Ahnung mir.
Und wenn alle Sterne schwinden,
Zeigt die Liebe Pfade mir.

Saht ihr nicht, ihr hellen Sterne,
Saht ihr nicht den kühnen Mann,
Den ich suche nah und ferne,
Ach! und ihn nicht finden kann?

Husch! und horch! es rauscht dort drüben,
Ha! es pfeift! das ist sein Ton!
Ja! ich find' ihn, meinen Lieben,
Seine Stimme hör' ich schon."

„Halt! wer da? gib dich gefangen!" —
„„Längst gefangen hast du mich.
Dich, Rinaldo, mein Verlangen,
Sucht' ich hier, und finde dich!""

„Sie hat ihn gefunden!" — sagte Fiametta.

„Wie wir uns gefunden haben!" — fiel Rinaldo schnell ein, und ergriff ihre Hand.

„Nicht ganz so!" — lächelte Fiametta, indem sie ihre Hand sanft zurückzog. — Ich bin kein Zigeunermädchen, und Ihr seyd kein Räuberhauptmann; ich kann nicht wahrsagen, und Ihr werdet mich schwerlich ausplündern."

Sie schien weiter sprechen zu wollen, als ein Offizier in den Pavillon trat. Er grüßte Rinaldo gleichgültig, legte Hut und Degen auf einen Tisch, und setzte sich ungenirt zu Fiametten aufs Sopha. Ganz unbefangen, als ob er mit ihr ganz allein im Zimmer sey, fragte er:

„Ist nichts vorgefallen?"

„Nichts von Bedeutung;" antwortete Fiametta eben so unbefangen.

Der Offizier fragte leichthin:

„Wer ist der Herr?"

„Ein Fremder;" — war die Antwort.

„Wollt Ihr Euch nicht niederlassen?" — fragte der Offizier, aber in einem Tone, in welchem man weit eher fragen könnte: Wollt Ihr bald gehen?

Das wollte Rinaldo auch wirklich thun, als der Mann mit dem finstern Blick, der ihm schon gestern im Garten

begegnete, in den Pavillon trat. Er grüßte gar nicht, behielt den Hut auf dem Kopfe, und setzte sich auf einen Stuhl ihm gegenüber. Indem er ihn stark fixirte, sagte er:

„Ich habe Euch gestern schon mit Verwunderung und Bedauern betrachtet. Ihr habt ein unglückliches Gesicht!“

Rinaldo erschrack, Fiametta lachte laut auf, der Offizier lächelte, und der Physiognomist nahm Taback.

„Was hat Euch mein Gesicht gethan?“ — fragte Rinaldo verlegen.

„Das nicht, was es Euch thut;“ — sagte der Alte.

„Es ist einmal die Art dieses Herrn, — sagte Fiametta; — jedem Menschen etwas Unangenehmes zu sagen. — Er ist zwar kein Engländer, aber er hat dennoch den Spleen. Die Engländer haben die Korsen angesteckt.“

„Seyd Ihr ein Korse?“ — fragte Rinaldo schnell.

„Ich bin einer; — sagte der grämliche Alte. — Das kann aber euch nichts verschlagen.“

Fiametta sprang schnell auf, ergriff Rinaldo's Hand und sagte:

„Empfehlt Euch diesem Herren! Wir haben von andern Dingen, als von Korsika mit einander zu sprechen.“

Damit zog sie ihn aus dem Pavillon in den Garten, um das Bosket herum nach einer Laube zu, und in dieser saß Fortunata, in einem Buche lesend.

Er war Impertinenzen entrissen worden und stand einem schönen Weibe gegenüber, die er in einigen Stunden in ihrer Wohnung sprechen sollte, und die er jetzt ganz unvermuthet auf einem Platze fand, der vielleicht ein Erklärungsort über verschiedene Sachen zwischen ihm und einem artigen Mädchen geworden wär', hätte nicht eine andere Schöne denselben schon eingenommen gehabt. Das alles kam, wenigstens ihm, eben so sonderbar, als uner-

wartet und schnell, und er konnte nicht ohne Verlegenheit seyn.

Fiametta flog auf die schöne Fortunata zu, umarmte und küßte sie, und Rinaldo bekam ein wenig Luft und Zeit, sich zu sammeln.

Aber er durfte nicht bei sich bleiben. Fiametta drehte sich rasch herum, nahm ihn beim Arme, schob ihn auf ihre Freundin zu, lachte laut auf, sagte: „Da habt ihr euch!“ und flog lachend zur Laube hinaus.

Rinaldo trat betroffen zurück, wollte sprechen, und konnte nicht. Fortunata sah auf die Erde und spielte mit ihrer Busenschleife. Er glaubte zu bemerken, daß es eben die Busenschleife war, die er gefunden und ihr diesen Morgen überreicht hatte.

Nach einer langen Pause kam es endlich zum Gespräch.

Er. In der That! diese Scene —

Sie. Sie ist sonderbar genug!

Er. Meine Verlegenheit —

Sie. Und die meinige dazu! — — Fiametta ist ein muthwilliges Geschöpf! —

Er. Ich soll diesen Abend so glücklich seyn, Euch in Eurer Wohnung zu sprechen, und nun kömmt der Zufall meinem Glück zuvor!

Sie. Das hat so seyn sollen!

Er wollte weiter sprechen, aber Fiametta trat wieder in die Laube.

„Ich wünschte, — sagte sie, — dich, liebe Freundin, und diesen verlegnen Herrn diesen Abend bei mir bewirthen zu können, aber es läßt sich nicht thun. Der grämliche Korse hat eine Gesellschaft hieher zusammen gebeten.“

„Hieher?“ — fragte Fortunata schnell.

„Ei freilich! — fuhr Fiametta fort; — und ich muß, ich mag wollen oder nicht, die Rolle der Wirthin übernehmen. Du weißt ja, wie das ist! — Es sind schon einige Gäste angekommen.“ —

Schnell stieg Fortunata auf, sagte Fiametten etwas ins Ohr, wendete sich dann gegen Rinaldo, bat ihn um seinen Arm, und ließ sich von ihm aus dem Garten zu ihrer Sänfte führen. Fiametta begleitete beide bis an die Gartenthür, und als Fortunata fortgetragen wurde, ergriff sie Rinaldo's Hand und sagte lächelnd:

„Nun haben wir sie fortgeschafft, und Ihr bleibt hier.“

„Da Ihr Gesellschaft bekommt?“

Sie. Nicht doch! Mit der Gesellschaft war's nur Spaß. — Es steht bei Euch, ob Ihr hier bleiben, oder ob Ihr der Sänfte folgen wollt. Bleibt Ihr hier, so sage ich: Ihr seyd willkommen! Geht Ihr fort, so rufe ich Euch ein Lebewohl! nach.

Er. Ich verstehe Euch nicht!

Sie. Sonderbar! — Aber noch deutlicher! Dieser Augenblick entscheidet für mich oder für meine Freundin. Es geht alles ohne Groll ab. Da wir aber wissen möchten, ob Ihr wirklich der seyd, für den wir Euch halten —

Er. Und wofür könntet Ihr mich halten?

Sie. Für einen zärtlichen Abenteurer wenigstens, wenn nicht gar für —

Er. Für?

Sie. — einen Menschen, der sich von Grund seines Herzens aus verlieben kann.

Er. O! schöne Fiametta!

Sie. Fort! fort! der Sänfte nach! Dieser feierliche Ton sagt mir alles, was ich wissen will. — Geht! diesen

Kuß bringt meiner Freundin, und sagt ihr: Fiametta hat resignirt. — Gott befohlen! werdet glücklich und denkt an mich!

Damit gab sie ihm einen Kuß, schob ihn sanft zur Gartenthür hinaus, und sprang rasch die Allee hinauf, ohne sich umzusehen, nach der Laube zu. Er sah sie gelassen davon eilen, drückte den Hut in die Augen, und lief der Sänfte nach. In der Stadt holte er sie ein, öffnete Fortunaten die Thür, die seiner Ankunft heiter entgegenlächelte, und führte sie auf ihr Zimmer.

Hier kam es zu einem gleichgültigen Gespräch auf Fiametten, auf ihre Laune, und leichthin wurde ihr Auftrag berührt.

„Sie ist gut! — sagte Fortunata; — und ich zahle alles aus, was sie auf mich assignirt."

Sie verließ das Zimmer, sich umzukleiden, wie sie sagte.

Indessen suchte Rinaldo sich zu orientiren, und sah jetzt, was er vorher nicht gesehen hatte, daß er sich in einem prächtig ausmeublirten Zimmer befand. Was er sah, zeigte Wohlstand und Geschmack, mit mehr als bürgerlicher Pracht vereint. — Er betrachtete ein schönes historisches Gemälde, als Fortunata eintrat, in ein gefälliges Gewand gleichsam mehr geworfen als verschlossen, ihn bei der Hand nahm und in ein anderes Zimmer führte, welches dem erstern nichts nachgab.

In diesem Zimmer kam es zu einer weit interessanteren Unterhaltung, die aber bald durch die Nachricht unterbrochen wurde, es sey aufgetragen. Rinaldo wurde in ein glänzendes Tafelzimmer geführt, und speiste an einer wohlbesetzten Tafel mit seiner schönen Wirthin, von zwei artigen Mädchen bedient, allein. Die Unterhaltung wurde lebhafter, die Becher wurden fleißig geleert, und als der

Nachtisch aufgetragen war, entfernten sich die aufwartenden Mädchen.

„Ich liebe — sagte Fortunata, — die Freuden einer interessanten Unterhaltung bei einer gut besetzten Tafel, doch nur, wenn ich sie mit einem Freunde theilen kann. Seit ich hier in Cagliari wohne, habe ich, Fiamettens Gesellschaft ausgeschlossen, größtentheils allein gespeist. Es hat mir daher heute alles viel besser, als gewöhnlich geschmeckt, und wenn Ihr einige Zeit hier bleiben solltet, so bitte ich mir Eure Gesellschaft recht oft aus."

Sie füllte, als sie dies sagte, einen Becher, und brachte ihn ihrem Gaste mit der Gesundheit zu: „Unsre Freundschaft!"

„Ein Band von der Farbe der Hoffnung hat sie geknüpft! — fuhr sie fort; — und ich hoffe, sie wird sich erhalten."

Rinaldo küßte ihr schweigend die Hand und führte sie an sein klopfendes Herz. Ihre Blicke flogen beredt einander entgegen, und ihre Lippen begegneten sich. Hier hatten sich ihre Gefühle verkettet, und kein Laut entfloh den gepreßten Lippen. Da flog mit einem lauten Knall der Pfropf von einer Champagner-Bouteille an die Decke. Sie fuhren zusammen, lächelten, und lagen einander in den Armen.

Sie. Mann, dem ich mich in den ersten Augenblicken unserer Bekanntschaft so schnell dahin gebe, — ich weiß nicht, was es ist, das mich so überraschend an dich zieht! — Mißbrauche die Gewalt nicht, die das, was mir unerklärbar ist, dir über mich gibt! Du könntest mich wohl unglücklich, dich aber nicht glücklich machen. — Ich fühle, ich empfinde es, was du jetzt vielleicht von mir denkst, denken mußt, aber — ich schwöre es dir zu! — du irrst dich. Du weißt nicht was —

Er. Fortunata! Laß mich dir alles das sagen, was du mir gesagt hast. Nicht mein Argwohn soll mich unglücklich machen, laß nur nie die Wirklichkeit auf meine Unkosten spielen.

Sie. Du glaubst —

Er. Ich glaube das am leichtesten und liebsten, was ich wünsche.

Sie. Was glaubst du jetzt?

Er. Daß du mich lieben wirst.

Sie. Ich liebte dich, als ich dich sah. Eine Liebe wie die meinige empfängt alles, was sie gibt und nimmt, von Augenblicken. Die Augenblicke meiner Liebe sind gekommen, nun bleiben sie und werden zu Ewigkeiten. Bei allem, was mir heilig ist im Himmel und auf Erden! ich ich habe dich gefunden, und kann nie wieder von dir lassen. Entreißen muß man dich mir. Gutwillig gebe ich nie wieder her, was ich mit diesem Feuer in meine Arme schließe! — Gib dich mir ganz, und nimm alles, was mein ist, nur dich nicht wieder zurück! Meine Seele gebe ich dir in meinen Küssen; gib mir dein Herz.

Ein Geräusch im Vorzimmer riß sie aus einander. — Die Tafel wurde aufgehoben; sie gingen in ein anderes Zimmer.

Er warf sich nachdenkend auf ein Sopha. So nahe war er dem ersehnten Glücke, und dachte der Möglichkeit einer Wirklichkeit nach, die er gewünscht hatte! Bei Fortunaten verschlang die Gegenwart jedes Nachdenken. Sie war geboren, um zu lieben. — Dahin bringt es auch nur das Weib, selten der Mann. Die Liebe ist ein Becher, gefüllt mit schäumendem Champagner. Sie will im Moussiren genossen seyn. Wer bedächtlich trinkt, genießt auch, er wird es aber nie zur

höchsten Krisis eines alles verschlingenden Rausches bringen.

Aber dieser Rausch, dessen Dauer zu berechnen zu seyn scheint, gibt er uns wohl mehr, als ein nur blos momentanes Glück? — Ach! was gewinnt Liebe nicht, selbst auch nur durch Momente! Nach Augenblicken rechnet die Liebe, und für die Zukunft hält sie sich in der Gegenwart schadlos. Der Genuß dieser gegenwärtigen Augenblicke ist der Triumph der Freude, die uns glücklich macht. — Die Freuden unsers Lebens hängen an sehr dünnen Fäden, und dennoch fesseln sie so stark, was willig sich fesseln läßt.

Fortunata kam zurück. Das Gespräch wurde fortgesetzt.

„Du weißt nun, — sagte sie; — wie ich lieben kann, wie ich lieben will und werde. Von dir verlange ich blos, so geliebt zu werden, wie du mich lieben kannst, und wie du auch andere, — nur bitte ich, nach mir! — lieben wirst. Die Beständigkeit ist ein Weib, und zankt sich ewig mit ihrem leichtgesinnten Eheherrn. — Die Männer lieben in der Regel so leichthin wie möglich. So wie der Mond, der gute Freund der Erde, diese liebt; zuweilen gar nicht, größtentheils nur halb, und nur auf einige Tage mit voller Ergebenheit. — Was soll man aber thun, wenn man einen Mann liebt? Man muß fürlieb nehmen. — Ihr könnt ja doch nur geben, was ihr habt.“

„Du meinst also, treue Liebe sey bei uns eine verrufene Münze?“

„Wenn auch nicht verrufen, doch selbst ausgeprägt, aber dennoch immer eine Münz-Art. Was die Männer geben, läßt sich gleich wieder verwechseln, und auf Agio steht ihr Gold niemals.“

„Fortunata ist bei Laune!“

„Sie ist ja bei einem Manne, dem sie so eben gestanden hat, daß sie ihn lieben kann."

„Und wird?"

„Und will, und wird. — Schwüre gebe ich nicht, aber mein Wort gebe ich dir, so wie es eine Korsin gibt."

„Du, eine Korsin?"

„Dies bringt mich nach Sardinien. Mein Vaterland seufzt unter der Geißel der Franzosen, unter der Tyrannei ihrer übermüthigen Satrapen, und für jedes Herz voll Freiheit und Vaterlandsliebe hat ihre Hand geschärfte Dolche. — O! mein unglückliches Vaterland! Ach Ritter! Ich bin nur ein Weib, aber könnte ich mein Vaterland retten, ich würde nicht mein Blut, mein Leben, ich würde selbst meine Freiheit nicht achten. In Ketten wollte ich, in dem abscheulichsten Kerker, sterben, dürfte ich rufen: Korsika ist frei! — Ich bin eine Zondarini. Schon unter Theodors Fahnen focht mein Ahnherr für die Freiheit seines Vaterlandes. Mein Vater fiel für die Freiheit der Korsen, meine Brüder sanken für ihr Vaterland mit Ruhm und Ehre. Mein Bräutigam, ein Lamperdini, wurde meuchlings von Franzosen gemordet, und ich — bin eine Landflüchtige."

„Und warum flohst du aus Korsika?"

„Höre! — Eine Gesellschaft Verbundener unterhielt Gemeinschaft mit einem Bunde, der gestiftet wurde in Sizilien, Korsika zu befreien. An ihrer Spitze stand der edle Prinz Nikanor —"

„Der Prinz Nikanor?"

„So nannte er sich. Seine Geburt ist ein Geheimniß."

„Lebt er noch?"

„Das weiß ich nicht. — Er warb für die Korsen. Ein

berühmter Mann wollte sich an die Spitze der Retter meines Vaterlandes stellen — "

„Wer war dieser Mann?"

„Sein Name mache dich nicht irre. Es war Rinaldini. Er ist gefallen. Zerrissen wurde der Bund, verrathen das Geheimniß. Ich, eine Mitwissende um alles, was geschehen sollte, eine thätige Freundin dieses Bundes, entfloh zur rechten Stunde noch, und kam hieher, wo ich auch mich nicht sicher glauben darf. Eine französische Requisition, und ich werde ausgeliefert an meine Feinde, die in mir ihre unversöhnlichste Feindin kennen und auf das strengste bestrafen werden."

„Du kennst den Prinz Nikanor nicht?"

„Ich habe sein Bildniß. Ihn selbst sah ich nie."

Fortunata stieg auf, nahm aus einer Schatulle ein Portrait, und Rinaldo erkannte in demselben das Bildniß des Alten von Fronteja. — Fortunata sah ihn aufmerksam an. Er verrieth sich, ohne es zu wollen oder es zu ahnen.

Sie. Du kennst ihn!

Er. Wie?

Sie. So sagt dein Blick.

Er. Mein Blick?

Sie. Keine Verstellung! Du kennst ihn.

Er. Ein diesem sehr ähnliches Gesicht kenne ich, doch keinen Prinz Nikanor.

Sie. So kennst du doch den Alten von Fronteja?

Er. Fortunata!

Sie. Oder nicht?

Er. Ich kenne ihn.

Sie. Und auch dich selbst?

Sie gab ihm ein zweites Portrait. Es war das sei-

nige. — Er gab es eilig ihr zurück, bedeckte mit seinen Händen sein Gesicht und rief aus:

„Ach! allenthalben hin verfolgt es mich mein eigenes Gesicht!“

„Auch zu mir?“ — fragte Fortunata, indem sie seine Hand ergriff.

Er. Nimm deine Versprechungen schnell zurück!

Sie. Nicht eine.

Er. Nimm sie zurück!

Sie. Nimmer! — Ich wußte ja, wem ich sie gab.

Er. Unglückliche!

Sie. Ich folge Olimpien, Lauren, Dianoren —

Er. Für dich und sie kein Glück!

Sie. Ich will geliebt von einem Mann mich wissen, der es wagen durfte, voranzugehen der Fahne, die flatternd Freiheit meinem Vaterlande entgegenrauschte! — Mit einem Kranze wollte ich frohlockend dir entgegeneilen, und siehe da! es findet dich mein Herz. Der Kranz bleibt dir, das Herz ist dein.

Er. Mir grünen keine Kränze! — Wie könnten Herzen für den Räuber klopfen?

Sie. So bescheiden wurdest du mir stets geschildert.

Er. Die schöne Zondarini, der Kranz, dies Herz, und — Rinaldini!

Sie. Dem kühnen Manne das entschlossene Weib.

Er. Meine Kühnheit liegt bei meinen Schätzen. — Kalabriens Gebirge decken beide.

Sie. Du stehst auf deinen Monumenten.

Er. O Fortunata! Kränke mich nicht länger; — sprich ihn nicht aus den mir verhaßten Namen!

Sie. Wo nennt man ihn nicht gern? — Italien und seine Inseln, Frankreich und England spricht von dir.

In Deutschland nennt man ihn nicht minder oft den Namen Rinaldini. — Lies diese Briefe!

Er. Empfinde, was mich quält, wenn du es kannst!

Sie. Die Liebe nicht!

Er. Mein Selbstgefühl. — Die Welt bewundert einen Räuber; das kränkt mich tief. Als Räuber konnt' ich nur gefallen. Dies ist der Stempel meines Ruhms. — Und ich —

Sie. Du nimmst, was man dir gibt; und schweigst du nicht, so drücken zärtliche Lippen den Mund dir zu!

Fiametten fand Rinaldo den folgenden Morgen allein im Garten. Sie saß am Strickrahmen in der Laube. Rinaldo trat ein. Sie sprang auf, griff nach der Guitarre, präludirte kurz, spielte und sang:

Es glühen im Haine
Die duftenden Rosen.
Im silbernen Scheine
Erglänzen die Blüthen
Zum lieblichen Kranz.

Ich bringe dir Rosen;
Sie gelten der Freundschaft,
Die duftenden Rosen.
Wie zieret die Myrthe
Den lieblichen Kranz!

Es gelten die Myrthen
Den zärtlichen Freuden.
Von allen Gesträuchen
Erkor sich die Myrthe
Die Liebe allein!

Rinaldo deutete den Sinn des Gesanges so, wie ihn gewiß auch die Leser deuten werden. Lächelnd griff er nach der Guitarre, spielte und sang:

Anadyomene windet
Myrthen in die braunen Locken,
Und die schönsten Blumenglocken
Wanken um den Myrthenkranz.

Rosen duften an dem Busen,
Sanfter Krokus wankt bescheiden
Um das Meer der Lüsternheiten;
Und wo blüht Vergißmeinnicht?

Nah am Herzen blüht dies Blümchen,
Lächelt sanft im stillen Glanze,
Weit entfernt vom Myrthenkranze,
Doch dem schönsten Platze nah.

„Bravo!" — rief Fiametta, und warf sich an seinen Hals.

Fortunata trat in die Laube, und auch ein „Bravo!" rief sie beiden zu.

„Es bleibt alles unter uns!" — lächelte Fiametta.

Fortunata fragte nach Fiamettens Gesellschaftern.

„Sie sind — antwortete diese; — bei dem endlich erschienenen Prinzen Nikanor."

Rinaldo. Wie?

Fortunata. Ist er hier?

Fiametta. Seit gestern Abend. Er hat die für ihn gemiethete herrliche Villa Massimi bezogen.

Fortunata. So ist er denn endlich in der Nähe, der Stern, dem wir aus der Ferne nachzogen!

Fiametta. Alles ist in Bewegung. — Aber unser Ritter ist stumm.

Rinaldo. Diese Nachricht hat mich überrascht.

Fiametta. O! laßt Euch ja nicht überraschen, so lange Ihr selbst noch überraschen könnt!

Bald darauf kamen Nachrichten und Einladungen von dem Alten aus Fronteja an, der, wie wir wissen, jetzt als Prinz Nikanor auftrat. Er wollte diesen Abend seinen Freunden eine glänzende Fete geben. Dazu waren sie eingeladen, und dahin gingen sie, als es Abend wurde.

Sie traten in den prächtigen Garten der schönen Villa. Eine sanfte, angenehme Musik tönte aus den Hecken ihnen entgegen. — Der Alte von Fronteja trat aus einer Laube hervor, gekleidet in ein himmelblaues, mit Sternen besäetes Kleid, umwunden mit einem goldenen Gürtel. Eine goldene Kette, an welcher als Schaustück ein Saphir mit Diamanten umfaßt hing, umschlang seinen Hals und bedeckte seine Brust. Ein Purpurmantel umwallte seine Schultern, und ein Lorbeerkranz umschlang seine Schläfe. So, im erhöhten und vermehrten Kostüm, als Demiurg *) geschmückt, näherte er sich den Kommenden mit freundlichem Blick. Seine rechte Hand reichte er den Damen zum Kuß, die Linke streckte er gegen Rinaldo aus, indem er sagte:

„Sey mir willkommen! Gegrüßt sey von mir in meinem, meiner und deiner Freunde Namen! — Ich reiche dir freundschaftlich die Hand des Grußes und des frohen Empfanges. Es ist die Linke, es ist die Hand, die dem

*) Bei der den Lesern bekannten Krata Repoa, die Benennung des Obersten und Aufsehers dieser Gesellschaft, und des Bundes der Aegyptischen Mysterien.

Herzen näher ist, als die Rechte. Es ist die Linke, die, — und wenn auch aus Freundschaft, — dennoch keinen Dolch gegen den Freund führte; und die Rechte darf wohl wissen, was die Linke thut. So ist es aber nicht im entgegengesetzten Falle. — Umarme mich, mein Freund!"

Er umarmte ihn, und Olimpia, die Gräfin Ventimiglia, trat herzu. Sie öffnete ihre Arme, und Rinaldo lag, ohne selbst zu wissen wie schnell, an ihrer Brust. — Aus sanften melodischen Kehlen ertönte in die Musik der Gesang:

Wiedersehen, wiederfinden
Wird sich Treu und Zärtlichkeit.
Wenn der Hoffnung Sterne schwinden,
Wenn das rasche Rad der Zeit
Sich in engen Kreisen windet,
Wenn der schönste Traum entschwindet,
Nähert sich die Wirklichkeit.
Wiedersehen, wiederfinden
Wird sich Treu und Zärtlichkeit.

Rinaldo war ohne Sprache. Olimpia nahm ihn bei der Hand. Der Alte führte Fortunata; Fiametta folgte. — Im Freien war die Tafel servirt. Die Gäste nahmen Platz. — Als sie saßen, erhob sich der Alte, breitete seine Arme gegen den Himmel aus und sprach:

„Laß du ewiges, gegen deine Geschöpfe stets gütiges Wesen über uns! dieses freundschaftliche Mahl uns gesegnet seyn!"

Der Himmel war hell, und die Luft so rein und still, daß sie kaum die Flammen der zwanzig großen Wachskerzen, die die Tafel zierten und erleuchteten, bewegte.

Der widerstrahlende Lichtschimmer erleuchtete das Laub auf vielerlei Art, und gab bald helle, bald dunkle Schattirungen. Hier strahlten Blätter in einem glänzenden Gelb, dort verloren andere sich in dunkles Grün. Da glänzten die weißen Blüthen, die an langen Gewinden herabhingen, auf goldgelbem Grunde, dort ließen zwei abstechende Blätter die Strahlen eines Sterns durchfallen, der wie ein Diamant funkelte. Die kühle Nachtluft hielt die würzigen Düfte der Blüthen an der Erde gefangen, und ließ sie zwiefach genießen. Der wankende Wiederschein, der auf dem Laube spielte, das abwechselnde Hell und Dunkel, das Gestalt und Farben der Blätter veränderte, — dies alles gab dieser Tafelscene im Freien einen unbeschreiblichen Reiz. Der Alte ergriff einen Becher, goß Wein aus demselben in eine goldene Schale, und gebrauchte sie zu einer feierlichen Libation, mit den Worten:

„Den Manen unserer Freunde!“

Olimpia hob den strahlenden Becher hoch und sagte:

„Unsern lebenden Freunden!“

„Gott gebe uns Freuden!“ — setzte der Alte hinzu.

Ein feierlicher Chor ertönte:

Die Vorsicht streut Blumen
Auf dornichten Pfad.
Die Vorsicht streut Dornen
Auf rosichten Pfad.
Es welken die Blumen,
Die Dornen zerstreut
Ein freundliches Lüftchen
Der heilenden Zeit

Der Alte sagte sehr pathetisch, in seinem gewöhnlichen Lehr- und Ermahnungston:

„Der Mensch, der sein Leben genießen will, lebe der Gegenwart. Sie verschlinge das Vergangene! — Vorüber geht der Sturm und schöne Sonnenblicke erheitern das erschütterte Herz. Der Mensch ist der Welt geboren. Er lebe mit der Zeit, die die Welt wiegt und trägt. Leiden dürfen uns nie zaghaft machen. Der Nacht folgt Tag. Morgenröthe und Abendröthe glänzen an Einem Horizont. Was können Unglück und Widerwärtigkeiten des Lebens einem Standhaften thun, der muthig diesen brausenden Wellen die Brust entgegenwirft? — Sie können ihn umspühlen, und er kann sie bekämpfen. Dem Muthvollen riegelt die Natur selbst alle Pforten auf. Von der Erde blickt er gen Himmel. Er kennt das Grab der Erde, er sieht das glänzende Haus der Sterne. Sein Geist hat dort seine Heimath, und überirdische Strahlen nährt seine unsterbliche Seele in sterblicher Hülle.“

Die Musik fiel ein. — Olimpia wendete sich zu Rinaldo, dessen Aufmerksamkeit ein ihm gegenübersitzendes Mädchen beschäftigte. Lächelnd fragte sie:

„Kennt Ihr denn Eure Freundinnen so wenig?“

„Serena! — rief Rinaldo aus. — Ja, es ist Serena!“

Sie war es, das schöne Gärtnermädchen, das uns aus dem achten Buche dieser Geschichte bekannt ist.

Rinaldo reichte ihr die Hand, und auf frohes Wiedersehen, wurden von Beiden die Becher geleert. Ihr winkte Olimpia. Serena erhob sich und reichte ihm einen Blumenkranz. Der Alte lächelte:

„Dies ist das Angebinde der Freude, das ein sanftes Herz reicht.“

„Beides weiß ich zu schätzen!“ — rief Rinaldo aus.

Der Alte wurde immer gesprächiger, und die Freude

glänzte auf seinem Gesicht sichtbar. Olimpia ergriff eine Schaale und sagte:

„Wenn die Freude frohe Menschen glücklich macht, sollen diese immer der Unglücklichen gedenken, und wo das Wohlleben thront, finde die Armuth wohlthätige Freunde!“

Sie warf Geld in die Schale, die herumging, und bald gefüllt wieder zu ihr zurück kam.

„Dem ersten Armen, den ich morgen sehe!“ — sagte sie, indem sie die Schale leerte.

„Daran thust du sehr wohl, wohlthätige Freundin!“ — rief der Alte ihr zu.

Man brachte Fortunaten einen großen goldenen Becher, geschmückt mit dem Wappen von Korsika. — Sie hob den Becher, und ein: Es leben die Korsen! tönte aus allen Kehlen ihrem Ausrufe nach.

„Gott gebe ihnen — setzte der Alte hinzu; — Kraft und Muth, und stärke ihre Hoffnungen, die die schönste Erfüllung krönen möge!“

Musik und Gesang ertönten.

Darauf stand der Alte auf, sprach ein kurzes Gebet, und die Tafel wurde aufgehoben.

Die Gesellschaft hatte sich zerstreut. — Rinaldo wandelte, in stille Betrachtungen verloren, einem Wasserfall zu. Ein Schatten wankte ihm zur Seite, einer duftenden Jasminlaube zu. Er sah sich um, und sah Serenen. — Schweigend blieben beide einander gegenüber stehen. Er faßte ihre Hand. Schweigend kamen sie in die Laube, schweigend setzten sie sich nieder. Rinaldo spielte mit Serenens Fingern. Er seufzte. — Seufzend wurde Serena das Echo dieses Seufzers. — Er ergriff ihre andere Hand und lispelte:

„Serena!“

Sie seufzte tief auf. — Glühende Wangen nahten sich glühenden Wangen; schweigend fanden sich küssende Lippen.

Tiefe Stille herrschte rund umher. — In das laute Rauschen des Wasserfalls tönte nur sanft der Wechselschall zärtlicher Küsse. Des Mondes klares Antlitz spiegelte sich in den Wellen des Wasserfalls und warf verstohlene Blicke in die Laube. Hier spiegelte sich Auge in Auge, hier ruhten in langen Athemzügen Lippen auf Lippen, und verschlungen waren Arme in Arme. — Tiefer sanken die Lippen des Entzückten, sanft sträubte sich das zitternde Mädchen, und leise Seufzer kämpften kraftlos gegen brennenden Ungestüm. Kein Wort wurde gesprochen

Es rauschten Fußtritte durch die Stille der Nacht. Serena riß sich los und entschlüpfte der Laube. — Rinaldo sah ihr unentschlossen nach. Eine Hecke entzog sie seinen Blicken. — Fortunata trat in die Laube.

„Ich suchte dich!“ — sagte sie, und ließ sich neben ihm nieder.

Sanft flöteten die Nachtigallen, laut rauschte im lieblichsten Unisono der Wasserfall, girrende Vögel nisteten über der Laube, und zärtliche Herzen klopften in der Laube nicht vergebens einander entgegen.

Wie viel und vielerlei hatte Rinaldo nicht mit dem Alten und mit Olimpien zu sprechen!

Mit tausend Fragen bewaffnet, trat er in das Haus. Er fragte nach dem Alten. Dieser hatte sich schon zur Ruhe begeben. — Er wollte zu Olimpien.

Ueber die Gallerie ging er auf ein ihm entgegenstoßendes Zimmer zu. Er öffnete die Thür. Eine schwebende

Lampe erleuchtete ein geräumliches Zimmer. Sechs Todtengerippe saßen um einen Tisch herum. — Er trat zurück, und verließ schnell das Zimmer.

Serena kam ihm entgegen. Er eilte auf sie zu, faßte ihre Hand und wollte sprechen, als eine Glocke ertönte.

„Was ist das?“ — fragte er.

„Es ist die Mitternachtsglocke, die uns gebietet, zur Ruh zu gehen;“ — war Serenens Antwort.

Arm in Arm kamen Fortunata und Olimpia. Ein Knabe mit einer brennenden Wachskerze ging voran. Serena verschwand vor der Gallerie. — Rinaldo ging auf die Damen zu. Schweigend zeigte er auf das so sonderbar dekorirte Zimmer.

Olimpia schien ihn zu verstehen, aber sein fragendes Zeichen mochte sie nicht beantworten. Sie sagte:

„Morgen, lieber Freund! haben wir recht viel mit einander zu sprechen.“

„Warum nicht jetzt?“ — fragte er.

„Die Glocke ruft zur Ruh.“

„Ich verlange nur eine kleine Antwort auf eine kurze Frage, die dieses Zimmer betrifft.“

Olimpia winkte. Der Knabe ging, und Fortunata folgte dem Knaben. — Rinaldo fragte:

„Was will das Unwesen mit den Todtengerippen sagen?“

„Unser Freund und Meister, — antwortete Olimpia; — der weise Alte, sagte schon mehr als einmal zu mir: Die Aegyptier hatten die Gewohnheit, die Leichen geliebter Personen, bei Gastmahlen sogar, auf ihren Tafeln zu haben. Es war der dritte Grad der Krata Repoa, das Thor des Todes, in welchem der Eingeweihte, Melanephoris genannt, in ein Zimmer gebracht wurde, das mit Vorstellungen von einbalsamirten Körpern und Sär-

gen besetzt war. Alle Wände hingen von dergleichen Zeichnungen voll."

„Spielt ihr denn allenthalben die alte Komödie fort?"

„Ein wenig."

„Die sechs Skelette in diesem Zimmer —."

„Sind die irdischen Ueberreste von Freunden und uns werthen Menschen. Besieh sie selbst genauer, und überzeuge dich. — Morgen sprechen wir recht viel miteinander. Jetzt wünsche ich dir eine angenehme Ruh!"

„Bleibt Fortunata hier?"

„Bei mir."

„Ihr kennt euch?"

„Ein Zweck vereint uns alle zu Einer Bekanntschaft."

„Und wo bleibe ich? — Wer fragt nach mir? Wer zeigt mir einen Ort, wo ich ein Lager finde?"

„Von diesen Zimmern allen kannst du dir wählen, welches du wählen willst. Der Sohn des Hauses hat freie Wahl."

„Den Sohn des Hauses nennst du mich?"

„Du weißt nicht, was du bist, weißt nicht, wie sehr du geliebt wirst."

„Auch noch von dir?"

„Von uns allen."

Sie wollte gehen. Er hielt sie zurück und fragte:

„Ist dein Gemahl auch hier?"

„Ich erwarte morgen seine Ankunft."

„Olimpia!" —

„Was wolltest du sagen?"

„Ich bewundere dich!"

„Es waren schöne Augenblicke, in denen du mir einst weit schönere Sachen sagtest! Wenn die Zeit der Bewunderung kömmt, ist die Zeit der Liebe dahin. — Auch For-

tunata wird dies noch erfahren. — Doch, sey du nur dem Ganzen unsers Bundes, was wir wünschen, und du machst uns alle glücklich!“

Sie drückte ihm die Hand und ging schnell davon.

Rinaldo öffnete zum zweitenmal das Zimmer, trat unter die todte Gesellschaft, ging näher hinzu, und sah die Schädel der Skelette mit Buchstaben bezeichnet. Er nahte sich dem nächsten, las, und las den Namen

Rosalie.

Er bebte zurück, und seufzte tief auf:

„Ach! Rosalie! Meine geliebte Freundin!“

Noch einmal las er diesen Namen, verließ eilig das fürchterliche Gemach, schlug die Thür hinter sich zu, und eilte in heftiger Bewegung über die Gallerie einem Zimmer zu.

Fünfzehntes Buch.

Was dich faßte, wird dich halten;
Kannst du dem Geschick entgehn?
Wo des Schicksals Sterne walten,
Werden sie auch untergehn.

Die Sonne stand schon hoch, als Rinaldo erwachte. Er schlug die Augen auf. Serena saß, mit weiblicher Arbeit beschäftiget, in seinem Zimmer. Sie wünschte ihm einen guten Morgen und ging.

Als er angekleidet war, kam sie zurück und fragte:

„Ob er im Garten frühstücken wolle?"

„Wo frühstückt euer Prinz?"

„Er ist nicht hier."

„Nicht hier?"

„Vor einer Stunde fuhr er von hier weg."

„Wohin?"

„Das weiß ich nicht."

„Wo ist Olimpia?"

„Sie begleitet den Prinzen. Auch die Damen aus der Stadt sind mitgefahren."

Rinaldo ließ sein Frühstück in den Garten tragen. Hier wandelte er, überlegend und nachsinnend, auf und ab. Hier sprach er endlich mit sich selbst:

„Ja! — Ich will allen diesen sogenannten Freuden entgehen! — Mit keinem Menschen will ich mein Schicksal, nicht das seinige mit dem meinigen theilen. Allein will ich erwarten, was mir geschieht. Allein will ich stehen, und — fallen!"

Er ließ ein Pferd satteln, stieg auf und ritt in die

Stadt. Hier brachte er seine Sachen in Ordnung und verließ Cagliari, fest entschlossen, sich nach einem Hafen zu begeben und die Insel zu verlassen. Nach Spanien wollte er zu kommen suchen, und dort versteckt in einer Sierra leben, oder nach den Kanarischen Inseln absegeln. So hatte er's bei sich beschlossen.

Rasch trabte er darauf los, und hoffte, vor Abend noch Salano zu erreichen.

Gegen Mittag wurde die Luft drückend und schwül. Der Himmel umzog sich, Blitze flammten durch die Nacht des Himmels, fernher rollte der Donner. Eine Todtenstille schwebte über der Gegend.

Rinaldo erreichte, mit einem heftigen Platzregen, ein Schloß, das auf einer Anhöhe lag. Er wurde eingelassen. Man führte sein Pferd in den Stall, und sagte ihm, er befinde sich in dem Schlosse der Gräfin Orana, die eben hier sey. — Seine Ankunft wurde ihr gemeldet, und sie bat sich den Besuch ihres Gastes aus.

Sie war eine Dame von Geist, und ihre Unterhaltung mit Rinaldo war sehr lebhaft und interessant. Seit zwei Jahren war sie, wie sie sagte, Wittwe, noch in ihren besten Jahren, war fest entschlossen, ihre Freiheit zu behaupten und sich nicht wieder zu vermählen, sie müßte denn, wie sie sich ausdrückte, von etwas überrumpelt werden, das interessanter wär, als die Männer gemeiniglich zu seyn pflegten. Sie war eine Dichterin, und hatte eine Satire über die Männer geschrieben, die sie aber ihrem Gaste, der darum bat, doch nicht mittheilen wollte. Da sie aber, wie sie versicherte, viel Unterhaltung in seiner Gesellschaft fand, so bat sie ihn, ein paar Tage bei ihr zu verweilen. Dieß konnte ihr Rinaldo nicht abschlagen.

Sie hatte eine Kousine bei sich, die bei der Abendtafel durch ihre Laune das Gespräch noch unterhaltender machte, und Rinaldo hatte mit ein paar Damen zu kämpfen, die sehr systematisirte Männerfeindinnen zu seyn schienen. — Ihm waren solche Weiber noch nicht vorgekommen.

Den Damen nur ein wenig das Gleichgewicht zu halten, erklärte er, daß er entschlossen sey, das Maltheserkreuz zu nehmen, weil er sich nicht überzeugen könne, durch eine zärtliche Verbindung mit einer Dame glücklich zu werden. — Jetzt änderte sich die Scene. Man wollte ihn vom Gegentheil überzeugen, und stritt so die Mitternacht herbei.

Ein Kammerdiener wies ihm sein Schlafzimmer an, wo sich alles in bester Ordnung befand, und wo er sanft auf einem weichen Lager ruhte.

Er erwachte sehr spät, und fand die Damen schon beim Frühstück.

Eben war eine Bande reisender spanischer Tänzer angekommen. Sie fanden sich auf dem Schloßsaale ein, die Zuschauer nahmen Platz, die Musik begann, ein freundliches Mädchen und ein artiger junger Mann traten auf, den zärtlichen Bolero zu tanzen.

Beide in netter, andalusischer Tracht, die zum Tanze erfunden ist, eilten sie im Fluge auf einander zu, als ob sie sich gesucht und gefunden hätten. Schon wollte der Jüngling die Geliebte umarmen, schon schien sie in seine Arme zu stürzen, als sie sich plötzlich umdrehte; er, halb erzürnt, that eben das. Das Orchester machte eine Pause. — Beide schienen unschlüssig zu seyn, aber die wieder beginnende Musik riß ihre Bewegungen von neuem mit sich fort. — Feuriger suchte der Jüngling seine Wünsche auszudrücken, und zärtlicher schien die Geliebte ihn anzuhören. Ihre Augen wurden schmachtender, ihr Busen hob sich stär-

ker, ihre Arme breiteten sich nach den seinigen aus; vergebens, sie wich noch einmal schüchtern zurück, aber die Pause gab Beiden neuen Muth. — Schneller ertönte die Musik, und beflügelter folgten sich ihre Schritte. Außer sich vor Verlangen, eilte der Jüngling noch einmal auf das Mädchen zu, mit gleichen Empfindungen kam sie auch ihm entgegen. Ihre Blicke verschlangen sich, ihre Lippen schienen sich zu öffnen, nur süße Scham hielt sie noch schwach zurück. Aber stürmischer rauschten die Saiten, und heftiger wechselten ihre Bewegungen. Ein Rausch, ein Taumel, eine Wollust schien Beide zu vereinigen, jede Muskel schien zum Genusse sich zu drängen, jeder Augenblick demselben entgegenzufliegen. — Plötzlich schwieg die Musik, und die Tanzenden verschwanden.

Die Kousine schlug die Augen nieder, und spielte mit dem Blumenstrauß an ihrem Busen. Die Gräfin wendete sich lächelnd gegen Rinaldo und fragte:

„Was sagt Ihr zu diesem Tanze?“

„Ich sage, es ist ein bezaubernd schöner Tanz.“

„Meint Ihr?“

„Ein Tanz, der so lebhaft zu einem Gefühl spricht, das die ganze Natur belebt, das allein den Egoismus der Menschen mildern kann, sollte der nicht bezaubernder, als jeder anderer seyn?“

„Wie könnte auch, — lächelte die Gräfin; — ein Mann anders urtheilen?“

„Dürfte er?“ — fragte Rinaldo.

„O! — rief die Kousine aus; — was glaubten die Männer nicht zu durfen!“

Die Bolero-Tänzerin trat herzu. Sie wurde von der Gräfin und von Rinaldo reichlich beschenkt.

Rinaldo schien seine Lage und sich selbst beinahe vergessen zu haben, als er auf eine unangenehme Art an alles wieder erinnert wurde. — Die Gräfin lenkte bei Tafel das Gespräch auf einen sonderbaren Vorfall. Wir wollen es hören.

„Mein Jäger, — sagte sie; — den ich mit Aufträgen nach Cagliari geschickt hatte, ist so eben wieder zurückgekommen. Er hat auf dem Wege etwas Kostbares gefunden."

„Etwas Kostbares?" — fragte Rinaldo.

„Er will es an Euch verhandeln."

„An mich?"

„Weil Ihr sicher wißt, wohin das Gefundene gehört."

„Ich bin begierig —"

„Ihr nennt Euch fremd auf dieser Insel?"

„Das bin ich."

„Doch wohl nicht ganz."

„Ich verstehe nicht —"

„Wer trug dies Bild?"

Sie überreichte ihm sein Portrait. Es war eben das, welches Fortunata ihm gezeigt hatte. — Rinaldo faßte sich schnell.

„Dies Bild trug niemand. Mein ist es; ich habe es verloren. Meinen Dank soll der Finder erhalten."

„Dies Bild trug keine Dame? Und dies sollen wir glauben?" — fragte die Kousine.

„Ja! — fuhr die Gräfin fort. — Es ist dies nicht das einzige Sonderbare; das größere kommt noch. — Der Jäger hat den sonderbaren Wahn, den er behauptet und beschwört, dies Bild, — verzeiht Herr Ritter! — sey das Konterfei des Räuberhauptmanns Rinaldini."

„Lustig! — lächelte Rinaldo. — Ist dies sein Bild, so bin ich der vom Tode auferstandene, furchtbare Mann, den Ihr sogleich der Obrigkeit überliefern müßt."

Verlegen blickte ihn die Gräfin an. Die Kousine lispelte: „Ein sonderbarer Zufall!"

„Den Jäger muß ich sprechen!" — rief Rinaldo aus. Dieser kam.

Rinaldo. Wie du gesagt hast, hast du den Räuberhauptmann Rinaldini gekannt?

Jäger. O ja!

Rinaldo. Du hast ihn selbst gesehen?

Jäger. Selbst.

Rinaldo. Wo?

Jäger. Auf dem Wege von S. Leo nach Florenz. — Ich war damals in Diensten der Marchese Altanaro. Rinaldini kam als ein Jäger gekleidet, foppte meine Herrschaft, bat sich zuletzt Ringe, Uhren und 100 Zechinen aus, nannte sich, und gab eine Sicherheitskarte.

Rinaldo. Und er glich diesem Portrait?

Jäger. Es scheint sein eigenes zu seyn.

Rinaldo. Das Portrait gehört aber mir, es ist mein Bildniß, und ich muß also auch dem Räuberhauptmann gleichen?

Jäger. Wie ein Bruder seinem Bruder gleicht.

Rinaldo. Gut, daß Rinaldini nicht mehr lebt! — Aber ich war doch in Sizilien und Neapel, und kein Mensch hat meines Gesichtes wegen mich in Anspruch genommen.

Gräfin. Du wirst dich irren, Corrado!

Jäger. Es könnte seyn, aber —

Rinaldo. Er will sich nicht geirrt haben!

Die Kousine. So scheint es. — Aber, er hat sich dennoch geirrt.

Gräfin. Nichts ist sicherer!

Rinaldo. Er könnte mich in der That verlegen ma-

chen, wüßte ich nicht am besten, wer ich bin. — Hier, mein Sohn! ist ein Trinkgeld für das Gefundene.

Jäger. Ich bin beschämt, und weiß nicht, was ich sagen, wie ich danken soll. Ich bitte um Verzeihung, daß ich —

Rinaldo. Schon gut! Mein Gesicht nimmt dich nicht in Anspruch. Es soll und kann auch keinen Todten erwecken. Wir lassen ihn ruhen!

Der Jäger ging. Die Damen badinirten. — Nach aufgehobener Tafel empfahl sich Rinaldo, dankte für gegebene Herberge, bestieg sein Roß, und trabte davon.

Aus einem Busche kroch ein Mensch hervor. Es war Fabio, der Kammerdiener der Gräfin Olimpia.

Rinaldo. Wie? Fabio? Du? — und hier?

Fabio. Verdeckt und entronnen.

Rinaldo. Wie das? — Deutlicher!

Fabio. Die Damen sind arretirt.

Rinaldo. Die Damen?

Fabio. Meine Gräfin, die Signora Fortunata, ihre Gesellschafterin, die andern, und die Herren dazu, welche aus Korsika waren.

Rinaldo. Wo?

Fabio. Auf der Villa. Des Nachts wurde sie von Soldaten besetzt.

Rinaldo. Von Soldaten?

Fabio. Die sämmtliche Dienerschaft wurde zugleich mit arretirt. Ich bin glücklich entflohen. — Der Prinz war nicht bei uns; ich glaube, man hätte ihn sonst auch festgehalten. — Unter uns, Herr Ritter! Ich habe — nach meiner wenigen Einsicht, — dem ganzen Wesen immer nicht viel Gutes prophezeihen können.

Rinaldo. Welchem Wesen?

Fabio. Eine Art von Unwesen war es eigentlich. Was man aber beabsichtigte oder im Schilde führte, davon weiß ich nichts zu sagen. — Meine Kameraden nannten die Gesellschaft nur dir Goldmacher-Gesellschaft. Der Prinz soll wirklich ein geborner Aegyptier, ein Adept seyn, wie man sagte. — Das ist wahr, von Aegypten und von geheimen Dingen sprach er immer viel, besonders bei Tafel. Doch Ihr werdet ihn ohne Zweifel besser kennen, als ich ihn kenne.

Rinaldo. Du irrst dich!

Fabio. Geld hat er genug. Er ist freigebig und gut. Meine Gräfin ist es auch. Wenn ihr nur nichts Arges widerfährt.

Rinaldo. Was soll ihr wiederfahren? Ein Mißverständniß, das sich bald lösen wird, muß bei der Sache obwalten.

Fabio. Das gebe der Himmel! — Wenn ich nur wüßte, wohin ich mich wenden sollte!

Rinaldo. In Salonetta ist meine Wohnung. Dort bin ich, den Bernhardinern gegenüber, leicht zu erfragen. Bis dahin, ist hier ein kleines Zehrgeld. Wenn du rasch zugehst, bist du gegen Abend an Ort und Stelle.

Kaum war er ihm aus den Augen, als er sich rechts wendete und einen andern Weg einschlug. — Er sann hin und her, überlegte, bedachte, erwog und konnte nichts ersinnen, das ihm Sicherheit versprochen hätte. Unmuthig stieg er bei einem Gebirgspaß vom Pferde und warf sich nachdenkend unter einen Baum.

Hier hatte er nicht lange gelegen, als sich ihm drei

Bewaffnete nahten, denen er ihr Handwerk gleich ansah. Seine Kameraden kamen ihm in den Sinn, und schnell bemächtigte sich seiner der Entschluß, Sardegna zum neuen Schauplatz seiner ehemaligen Thaten zu machen, und sich selbst seiner Lage zu entreißen, von der er sich wenig Gutes versprechen konnte. — Noch standen die Bewaffneten rathschlagend in der Ferne. Er winkte sie herbei. Sie kamen näher. Der eine fragte mit Laune:

„Der Herr verlangt unsern Besuch?“

„Ich habe mit euch zu reden.“

„Der Herr hat sich verirrt?“

„Zu euch.“

„Zu uns? — Kennt Ihr uns?“

„Wir wollen uns kennen lernen.“

„Wißt Ihr, ob uns etwas daran liegt?“

„Mir liegt etwas daran.“

„Euch? — Man sieht, daß Ihr uns nicht kennt.“

„Dein Name?“

„Ein Verhör?“

Rinaldo. Dein Name?

Sanardo. Ich heiße Sanardo.

Rinaldo. Wie heißt dein Hauptmann?

Sanardo. Mein Hauptmann?

Rinaldo. Nun! Einen Hauptmann werdet ihr bei'm Teufel! doch haben?

Sanardo. Nun sind wir auf's Reine. Der Herr hält uns also für Leute, die — auf anderer Nebenchristen Unkosten nach eigener Willkühr leben?

Rinaldo. So ist es. — Bringt mich zu euerm Hauptmann.

Sanardo. Wie? — Hat man den Herrn genöthiget,

uns aufzusuchen? Ist die Justiz hinter ihm her? Oder was treibt ihn zu uns?

Rinaldo. Eine alte Bekanntschaft mit eurem löblichen Gewerbe.

Sanardo. Wer säh Euch das an? — Wo hat der Herr gelernt?

Rinaldo. In den Apenninen, in Kalabrien, bei dem bekannten Meister Rinaldini.

Sanardo. Da muß der Herr etwas rechtes können! Rinaldini soll's verstanden haben. Wir sprechen oft von ihm. Unter uns sind zwei Teufelskerle, Jordano und Filippo, diese haben bei dem nämlichen Meister gelernt. Sie sprechen oft von ihm. Diese werden dich also auch kennen.

Rinaldo. Wohl möglich! Wir waren oft gar stark, aber immer in mehrere Korps vertheilt. — Wie stark seyd ihr?

Sanardo. Vor vier Wochen waren wir stärker. Es hat aber starke Stöße gesetzt. Bei S. Michiele hängen unserer achtzehn, und zwölf Köpfe sitzen auf Rädern; meines Bruders Kopf in der Mitte. — Jetzt gehen wir alle in eine Höhle. Wir zählen nicht mehr, als achtzehn bis zwanzig Köpfe.

Rinaldo. Eine Lumperei!

Sanardo. Freilich! — Das Rekrutiren will auch nicht gehen. Die Galgen sind zu sehr gespickt. Das macht keinen Muth.

Rinaldo. Hat euer Hauptmann keinen Ruf?

Sanardo. Unser Hauptmann sitzt in Taborgo in Ketten und Banden. Jetzt haben wir nur einen Interims-Kommandanten. Wir wechseln monatlich im Kommando ab.

Rinaldo. Das taugt nichts! — Ueberhaupt scheint ihr mir eben keine großen Helden zu seyn.

Sanardo. Davon sprich nicht! Wir stehen unsern Mann. Aber freilich, furchtsam sind wir ein wenig geworden, denn die Kriminal-Gerichte haben uns die Schnäbel derb abgeputzt.

Rinaldo. Rinaldini hatte Gefechte, in denen er oft 50 bis 60 Mann verlor. Aber den Muth ließ der Ueberrest nicht sinken, denn er selbst kannte keine Furcht.

Der eine Räuber bemerkte Reiter. Sie kamen näher. Es war eine Dragoner-Patrouille von drei Mann. — Sanardo rieth, sich eiligst zurückzuziehen. Rinaldo rief ihnen zu:

„Jetzt bleibt, und zeigt mir, daß ihr Männer seyd, die stehen können. Ihr sollt auch mich kennen lernen.“

Er schwang sich aufs Pferd, und Sanardo schrie:

„Wir stehen!“

Die Dragoner kamen näher. Sie schrieen ihnen zu, die Waffen abzulegen. Trotzig fragte Rinaldo:

„Könnt ihr das fordern?“

„Wir befehlen es!“ — war die Antwort.

„Reitet zurück und sagt, daß Rinaldini nie die Waffen gestreckt hat.“

Die Reiter stutzten. „Rinaldini?“ murmelten sie einander zu. Dieser fuhr fort:

„Sucht ihr aber Kampf, den sollt ihr haben. Bursche! schlaget an!“

Die Büchsen lagen den Dragonern entgegen. Rinaldo hatte ein Pistol gezogen.

Die Reiter schwenkten sich und ritten davon. Rinaldo wendete sich zu den Räubern und fragte:

„Seyd ihr nun mit mir zufrieden?“

„Aber, — fragte Sanardo; — Rinaldini bist du nicht?“

„Der bin ich.“

Mit einem Tempo streckten alle dreie die Gewehre, küßten ihm die Hand, und Sanardo sagte:

„Wir bitten dich, unser Hauptmann zu seyn!“

„Das will ich; — antwortete Rinaldo. — Euer Hauptmann will ich seyn. Zu meinem alten Handwerk will ich wieder greifen, und enden will ich, wie ich enden muß. Es waltet über dem Menschen ein unbeugsames Schicksal. Bestimmt ist ihm sein Loos. Sein bestes Spiel spielt er verzagt, und muthig wagt er, um zu verlieren. — Fahrt hin, ihr schönen Träume meines Lebens! Ein andrer hege euch in froher Brust. Mein Schicksal will es anders. — Es sey! Ich will nicht länger widerstreben. — Voran! Ich folge euch.“

Jordano und Filippo sprangen hoch auf, als sie ihren Hauptmann erblickten. Sie küßten ihm die Hände, und weinten Thränen darauf. — Die andern standen mit entblößten Köpfen um ihn herum, und nahten sich ihm nur auf seine Winke. Er ließ sie alle versammeln, und als sie um ihn umher standen, sprach er:

„Ich nehme euch hiermit alle zu Kameraden an, und ihr schwört mir, als euerm Hauptmann, Treue, Folgsamkeit und Gehorsam meinen Gesetzen, die ihr von mir erhalten werdet. Sie werden euch bekannt gemacht, und ihr habt sie zu befolgen. Wer dieselben einmal beschworen hat, muß nach denselben leben, denn jede bestimmte Strafe wird unbedingt vollzogen. — Seyd ihr damit zufrieden?“

Ein allgemeines lautes: Ja! erscholl. — Rinaldo sprach weiter:

„Wer mit mir leben will, muß mit mir fechten, muß

mit mir sterben können. Doch wie könnte einer, der alles zu wagen hat, zaghaft seyn? Die Nothwendigkeit selbst muß ihm Muth geben. Lieber das Leben, als den Körper verloren! Was ihr zu erwarten habt, wenn man euch lebendig fängt, wißt ihr, und jedes Hochgericht legt euch die Vermahnung deutlicher an's Herz, als es der beredeteste Mund thun könnte: Laßt euch nicht fangen. — Furchtbar müssen wir uns machen, und man fürchtet uns. Dies ist leicht möglich. — Ihr alle wißt oder könnt es leicht erfahren, wie schwach die Garnisonen und regulairen Truppen dieser Insel sind. Kaum reichen sie hin, die Städte Cagliari, Sassari und die Wachthürme an den Küsten gehörig zu besetzen. Was aber die Landmiliz betrifft, so ist es ja bekannt, daß sie nicht sonderlich zu fürchten ist. Die Sarden stehen auch nicht wegen ihrer Herzhaftigkeit in großem Rufe. — Ich habe mit den Meinigen in geschlossenen Gliedern gegen Truppen der Florentiner und Römer, der Neapolitaner, und gegen ihre Milizen gefochten, und nie hat ihre Uebermacht mich zaghaft machen können. — Ein stärkeres Korps als jetzt müssen wir werden. Dafür laßt uns sorgen. Doch ist es nicht eine größere Anzahl, von der ich alles hoffe. Wenige, wenn sie herzhaft sind, sind mir lieber, als Hunderte, die keinen Muth haben, die nur rauben, aber nicht fechten können. Zum Gebrauch der Waffen werdet ihr geübt, und unerfahren führe ich euch nicht in's Gefecht. Aber nur dann fechten wir, wenn es nöthig ist. — Ohne Angriff falle kein Schuß. Genug, daß Reisende beraubt werden, ihr Leben ist kein Gewinn für uns. Die Armuth empfehle ich euch; das Wenige, was sie hat, behalte sie. Der Arme ist ohnehin unglücklich. Er ist auch dankbar; und oft dankt ihr wohl eure Rettung einem armen Teufel,

der sein Stückchen Brod mit euch theilt, statt daß ihr ihn zum Verzweifelten machen würdet, wolltet ihr ihm nehmen, was er euch nicht freiwillig geben will. Auch empfehle ich euch Schonung gegen Weiber, Kinder und Greise. Ihre Schwachheit kann uns nicht reizen, ihnen unsern Muth zu zeigen. Als Männer laßt uns allenthalben auftreten, und gebt euerm Handwerk so viel Edles, als es ihm zu geben möglich ist. — Das ist es, was ich euch rathe, was ich von euch verlange. Wollt ihr es erfüllen?“

„Wir wollen!“ — schrieen alle.

„Nun dann! So bin ich euer Hauptmann.“

„Es lebe unser Hauptmann!“

„Hauptmann! — begann Sanardo; — laß dir die Gebräuche der Sarden gefallen. Auch wir haben unsere Schutzpatronin.“

„Sie sey auch die meinige.“

„Viva sa gloriasa Santa Arega!“ *)

Dieses wiederholte Rinaldo, und die ganze Gesellschaft stimmte nach dem Tone einer Sardischen Pfeife **) den Gesang an:

In Deximu bella Aurora
Nascis de gracia luxenti;
Sias de sa devota genti
Santa Arega intercessora! etc.

*) Vor mir liegt ein in Deutschland gewiß seltenes Sardisches Büchlein: Novena de sa gloriosa Santa Arega Sarda; Martirisada in deximu mannu. Casteddu 1771. Dieses führen die Sardischen Räuber bei sich. Die eben angeführte Stanze aus der Hymne an die Heilige gibt zugleich einen kleinen Begriff von der Sardischen Sprache.

**) Nebst der Zither das einzige Instrument gemeiner Sarden, nach welcher auch ihre Tänze getanzt werden.

Rinaldo fragte nach den verborgensten Schlupfwinkeln der Berge, und dahin brach die Gesellschaft auf.

Auf einem schlechten Feldbett, unter einem Strohdache einer Sardischen Berghütte von vier Pfählen unterstützt, lag Rinaldo, mit sich selbst beschäftiget. Behaglich war ihm seine Lage keinesweges, er suchte sich aber selbst zu täuschen, und wollte sie nun einmal behaglich finden.

Bekannt waren die Gesetze gemacht, auch waren sie beschworen worden. Es wurden ihm einige Kerle zugeführt, und in einigen Tagen zählte er zwei und dreißig Köpfe, die ihm gehorchten. Alle wurden in den Waffen geübt, und Jordano und Filippo machten dabei sich sehr verdient.

Rinaldo hatte die Berge besucht, die Gegend rekognoscirt, und suchte sich nun mit Proviant, Gewehr und Munition zu versehen. Jetzt schickte er Streifparthieen aus, und ließ zusammenschleppen, was zu bekommen war.

Auf der Spitze eines von den Bergen, unter denen man hier hauste, standen, von hohen Fichten beinahe ganz bedeckt, die Ruinen einer kleinen Raubveste, in der ehemals ein gewisser Brankolino nistete und die Bewohner der Thäler hart bedrängte. Endlich fiel er einmal im Gefecht gegen die Spanischen Soldaten, und sein Nest wurde zerstört. Dabei that auch die Zeit das ihrige, und weil der Platz einmal leer war, bevölkerte ihn die Furcht und die Liebe zum Sonderbaren mit Geistern, von deren Walten und Wesen die benachbarten Dorfbewohner gar viel zu erzählen wußten. Jedermann sprach von diesen Ruinen, aber keiner wagte es, sie zu besuchen.

Rinaldo aber war so kühn, sie sogar zu seiner Residenz zu erwählen. Was nur herzustellen war, wurde so gut

wie möglich hergestellt, und so erhielt er mitten unter Schutt und Trümmern drei Plätze, die wieder für das gelten mußten, was sie ehemals gewesen waren, Zimmer. — Er untersuchte genau, und fand zu seinem großen Vergnügen einen unterirdischen Gang, der am Fuße des Berges hinaus in's Freie und in einen angrenzenden Forst führte. Der Ausgang war von Büschen und Dornen umwachsen, und weit drinnen in einer schmalen Kluft, durch die nur ein einzelner Mensch sich drängen konnte, verschloß ihn eine starke, doppelte eiserne Thür, die bald wieder gangbar gemacht wurde. Die Eulen und Fledermäuse wurden delogirt, und Menschen bemächtigten sich ihrer bisherigen Residenz.

Der Eingang in die Ruinen wurde mit einer kleinen Zugbrücke versehen, und wohlverschlossen und verwahrt, kampirte Rinaldo in seiner Burg, wenn er allein seyn wollte.

In den Bergen umher wurden mehrere Höhlen bewohnbar gemacht; man grub sich ein, so gut man konnte, und machte sich nur sichtbar, wenn man wollte. Dies alles waren die Früchte einer angestrengten Arbeit von acht Wochen, bei deren Vollendung nahe bei den Ruinen ein mit köstlichen Weinen wohlangefüllter Keller entdeckt wurde, der vermuthlich ehemals dem edlen Brankolino gehört hatte. Jetzt wurde er die Beute einer Gesellschaft, die auch Wein trank, und manchen Becher auf seine Gesundheit leerte.

Neben diesem Keller wurde eine Kapelle ausgemauert; ein Bild der heiligen Arega wurde aus einer benachbarten Klosterkirche abgeholt und in dieselbe gesetzt. Das ordnete Rinaldo zu großer Freude seiner Sardischen Kameraden an, die nun Wohnungen, Wein und Andacht so gut und so nahe hatten, als sie dieselben nur schwer ehemals haben konnten, oder sie zu erhalten Hoffnung hatten.

Das Kloster, welchem die heilige Arega entführt worden war, entrüstete sich sehr über diese kühne That, zumal, da die ehemaligen Besitzer die Entdeckung machten, daß man mit der Heiligen zugleich ihre besten goldenen und silbernen Kirchenschätze geraubt hatte. Der Prälat forderte die benachbarten Bauern auf, ihm die Räuber ausfindig machen zu helfen, aber man suchte sie nicht auf dem rechten Platze, und fand sie also auch nicht.

Es war ein schöner Morgen; Himmel und Erde lachten in verjüngter Pracht. Im diamantenen Meere des reinen Morgenthaues spiegelte ihr Antlitz die hehre, heitere Sonne, und tausend Kehlen sangen ihr den Morgengruß. Da nahm Rinaldo, Sardisch gekleidet, in Jägertracht, sein Rohr *), verließ seine Mauern, und ging hinab in's Thal.

Bald traf er auf ein Mädchen, die Futterkräuter in einen Korb sammelte. Er bekam Lust, sich mit ihr zu unterhalten. Es kam zum Gespräch.

Er. Einen frohen, guten Morgen, einen heitern Tag, und eine schöne Nacht wünsche ich dir, fleißiges Mädchen!

Sie. Viel auf einmal! — Wieder so viel von mir für Euch!

Er. Der Morgen ist so heiter, und du scheinst ihn mit trüben Augen nur zu sehen.

Sie. So ist es schon lange.

Er. Was ist dir?

Sie. Ich bin ein armes Mädchen, und habe viel Kummer.

Er. Verliebt?

*) Die Sarden, besonders in den Berggegenden, gehen überhaupt nie unbewaffnet aus.

Sie. Das läugne ich gar nicht. Ich wollte aber, ich wär es nicht. Daß ich es bin, das ist eben mein Unglück! — Der schönste Bursch in unserm Dorfe ist mir gut. Er hat mir Ständchen gebracht, er hat mich mit Limonien geworfen, und ich habe ihn mit Wasser begossen*). Damit war's entschieden, daß wir uns beide liebten. Aber — der Edelmann will's nicht leiden.

Er. Was geht es dem Edelmann an?

Sie. Wir sind seine Unterthanen, und er ist unser Herr.

Er. Kann er auch über Herzen gebieten?

Sie. Er muß es doch können, weil er es thut.

Er. Was sagen deine Eltern dazu?

Sie. Die sagen, was der Herr sagt, und der Pater sagt es auch; und jedermann im Dorfe sagt, wir dürften einander nicht lieben.

Er. Sonderbar!

Sie. Ich wollte, ich wär' gestorben!

Er. Wie heißt dein Edelmann?

Sie. Mein Herr ist der Herr Marquis Reali. Er ist, sagt man, den Mädchen gar gut, aber mir nicht. In unserm Dorfe verheirathet er alle Mädchen beinahe nach seinem Sinne, und er beschenkt sie dann auch.

Er. Er muß dich auch beschenken.

Sie. Er will nicht, und will auch nicht, daß ich meinen Nikolo heirathen soll.

Er. Wie nennt man dich?

Sie. Maria! — Mein Vater ist Aldonzo und hat schöne Felder. Geschwister habe ich nicht, arm bin ich auch nicht, aber — unglücklich.

Ihr Korb war gefüllt. Sie schwang ihn auf den Rü-

*) Verliebter Sarden und Sardinnen Gebräuche auf dem Lande.

cken, trocknete die Augen und ging. Rinaldo ging mit ihr. Sie sah ihn mit fragenden Blicken an.

Rinaldo. Ist der Marquis Reali verheirathet?

Maria. Nein.

Rinaldo. Alt?

Maria. Ein Dreißiger.

Rinaldo. Hübsch?

Maria. Ziemlich, aber doch nicht so hübsch wie mein Nikolo.

Rinaldo. Ist er gesellschaftlich?

Maria. Er gibt an Gastfreiheit keinem Sarden etwas nach.

Rinaldo. Er ist wohl reich?

Maria. Sein gutes Auskommen soll er haben, soll auch etwas zurücklegen können, aber — das thut er nicht, wie man sagt. — Doch, — sagt mir nun auch, warum Ihr mich so ausfragt?

Rinaldo. Weil ich wünsche, dich glücklich zu sehen.

Maria. Können das Eure Fragen und meine Antworten bewirken? Nein! Dahinter steckt sicher etwas ganz anders. — Aber seht! dort kommen Leute, laßt mich allein meinen Weg gehen und bringt mich nicht in böse Mäuler.

Er sagte ihr ein Lebewohl, und kehrte schnell in seine Burg zurück.

Den folgenden Tag bestieg Rinaldo sein Roß, und erreichte bald das Schloß des Marquis Reali. — Er selbst trat im Schloßhof ihm entgegen, und nöthigte ihn sehr höflich mit Sardischer Gastfreiheit, bei ihm einzusprechen.

Er zeigte ihm sein Münzkabinet, und führte ihn in eine Gallerie, in welcher eine ganze lange Reihe von Bauernmädchen-Portraits hing. — Lächelnd fragte Rinaldo:

„Was sagt wohl diese Suite?“

„Dies — antwortete der Marquis; — sind Köpfe von Mädchen meiner Unterthanen auf meinen Gütern, die ich ausgesteuert und verheirathet habe. Es ist daraus so nach und nach bei mir eine Art von Geschäft geworden.“

„Das aber doch wohl auch seine Zinsen trägt.“

„Zuweilen. — Aber, unter uns! — es geht mit den Weibern gemeinhin wie mit bösen Schuldnern, man verliert oft bei ihnen Zinsen und Kapital zugleich. — Indessen, es macht mir Spaß, die Suite zu vermehren, und Platz ist dazu vorhanden.“

„Aber doch wohl nur bis zu Eurer Vermählung?“

„Ich werde mich nie verheirathen. Es ist dies einer meiner Grundsätze.“

„Wie oft wurden Grundsätze von schönen Augen umgestoßen!“

„Ich lebe hier in einer artigen Kollektion von schönen Augen, wie Ihr seht!“

„Sie sind unbeweglich.“

„Die Phantasie kann alles bewegen. — Meine Vorfahren genoßen bei den Töchtern ihrer Unterthanen das Recht der ersten Nacht. Sie haben es sicherlich redlich exerzirt. — Mein Vater, eine Art von Philosoph, fand dies Recht ungerecht und liebte meine Mutter außerordentlich zärtlich. Er verwandelte das Recht in eine kleine jährliche Abgabe, und hob es auf. Seine Unterthanen setzten ihm eine Bildsäule, die Ihr noch im Schloßhofe stehen seht. — Ich besitze nun kein Recht mehr, und erhandle mir zuweilen eine Gefälligkeit. Dabei geht alles ohne Groll ab.“

„Ihr wählt die Männer für die Mädchen, die Ihr aussteuern wollt?“

„Ich wähle sie.“

„Machtet Ihr Euch noch nie den Spaß und ihr die Herzensfreude, ein Mädchen auszusteuern, die selbst sich einen Mann wählte?“

„Dies ist, so viel ich weiß, noch nie der Fall gewesen. Doch sie betrügen mich, das merke ich. Was meine Wahl zu seyn scheint, war oft schon ihre eigene Wahl. Das wissen sie gar schlau zu karten.“

„Ich wage eine Intercession!“

„Wie so?“

„Ein Mädchen hat mich gebeten, für sie bei Euch zu bitten.“

„Was will sie?“

„Eine gewisse kleine artige Brunette, Maria Aldonza, wünscht ihren Nikolo heirathen zu dürfen.“

„Wie kömmt sie an Euch?“

„Ich fand sie weinend auf dem Felde. Ich unterhielt mich mit ihr, vernahm die Ursache ihrer Thränen, und wurde von ihr gebeten, ihr Vorsprecher zu seyn.“

„Es ist die Bitte meines Gastes, die erste dieser Art, an mich; — Maria soll ihren Nikolo heirathen.“

„Kömmt ihr Portrait dann auch in diese Reihe?“

„Nur dann, wenn ich sie ausstatte.“

„Das thut Ihr doch?“

„Das verspreche ich nicht. Doch, — es kömmt auf Marien an. Ich handle nicht gegen meinen Grundsatz.“

„Als Fremder wage ich es nicht, Euch vorzugreifen. — — Das Mädchen hat mich gerührt —“

„Wollt Ihr sie ausstatten?“

„Wenn ich darf —“

„Nun gut! — Doch nicht eher, als bis ich selbst ihr keine Ausstattung gebe.“

Die Zeit der Sieste war gekommen. Beide begaben sich zur Ruh. — Rinaldo hatte länger als der Marquis geschlafen. Als er ins Zimmer kam, saß Maria einem Maler, der sie portraitirte. — Der Marquis führte seinen Gast in ein anderes Zimmer und lächelte:

„Maria wird von mir ausgestattet, und Nikolo wird ihr Mann.“

Das Gespräch wendete sich. Man kam auf Cagliari, und endlich erfuhr Rinaldo etwas, wobei er interessirt war.

„Auf Requisition aus Frankreich, — fuhr der Marquis im Verfolg seines Gesprächs fort; — sind in Cagliari eine ganze Hecke mißvergnügter Korsen und ihre Freunde arretirt worden. Man spricht von Anschlägen auf Korsika, von einer Landung daselbst, von Truppen, die Rinaldini hätte anführen sollen, und dergleichen. — Ich glaube, man vergrößert etwas sehr Unbedeutendes, vielleicht aus Politik.“

„Lebt denn Rinaldini noch?“

„Man sagt es.“

„So ist er auch mit arretirt worden?“

„Ihn hat man nicht angetroffen. Auch soll ein gewisser türkischer Prinz entkommen seyn, der, wie man sagt, das Haupt der Korsischen Verbindung war.“

„Sind die Verhafteten noch in Cagliari?“

„Nein. — Man hat sie einem französischen Commissär übergeben. — Nun heißt es aber, sein Schiff sey genommen worden. Doch davon spricht man unbestimmt. Mir liegt nichts daran! Das aber möchte ich wissen: Ob Rinaldini wirklich noch, und ob er auf dieser Insel lebt?“

„Das möchte ich selbst wissen.“

„Und lebt er noch, so wünschte ich, ihn zu sehen.“

„Ihn zu sehen?“

„Ja! ihn zu sehen. Es kostete allenfalls eine Börse mit Zechinen, ihm zu begegnen, und dafür wollte ich ihn recht beschauen."

„Mit dieser Börse wären aber einige Mädchen auszustatten, und dabei — gäb' es doch wohl mehr, als nur etwas zu sehen."

Maria trat ins Zimmer, küßte dankend dem Marquis die Hand, und bat ihn, ihr gnädiger Herr zu bleiben.

Ein Bedienter trat ein und winkte dem Marquis, der mit ihm das Zimmer verließ.

Maria sagte: „Euch habe ich sicher alles zu verdanken."

„Dir selbst, mein Kind! — sagte Rinaldo; — hast du deine Aussteuer zu verdanken."

„Wenn auch diese, doch das nicht, daß ich Nikolo heirathen darf. Die Aussteuer wär' wohl längst schon zu bekommen gewesen, aber Nikolo nicht mit dazu."

Rinaldo drückte ihr einige Goldstücke in die Hand. Sie fragte: „Wollt Ihr mich auch aussteuern?"

„Ich bin kein reicher Marquis."

„Doch habt Ihr fein gegeben!"

„Wenigstens uneigennützig."

„Das lobe ich, verdenke es euch aber. Der Herr Marquis denkt anders als Ihr. — Ich danke Euch!"

„Geh, grüße deinen Nikolo!"

„Der wird recht froh seyn, daß er mich heirathen darf, und daß er nun auch bald erfährt, wie es sich in einem Bette liegt! *)

Sie sprang aus dem Zimmer, wohin der Marquis zu-

*) Das Schlafen in Betten ist bei den Sarden nur ein Vorrecht verheiratheter Personen. Die Junggesellen schlafen auf dem Boden, höchstens auf Stroh und Schilfmatten.

rückkam. Er bat um Verzeihung, ihn allein gelassen zu haben, doch setzte er hinzu:

„Ich habe Euch doch nur allein bei einem artigen Mädchen gelassen —“

„Die, — fiel Rinaldo ein; — ausgesteuert war.“

Der Marquis lachte laut auf, und fuhr dann in einem andern Tone fort:

„So eben habe ich durch einen reitenden Boten Briefe erhalten, die mir Gäste ansagen, die diesen Abend noch eintreffen werden. Darf ich Euch bitten, so erwartet Ihr sie mit mir. Die Gesellschaft besteht aus vier Damen, einer Tante und drei Kousinen. Ich allein würde gar zu isolirt unter Vieren stehen. Ich wiederhole also meine Bitte!“

„Ich bleibe.“

„Jetzt aber bitte ich, um ihn den Damen vorstellen zu können, um meines Gastes Namen.“

„Ich bin der Jüngste des gräflichen Hauses Marliani, im Veltelinerland geboren. Mein Onkel schickte mich auf Reisen, und eine, Reisenden erlaubte, anständige Neugier brachte mich auch auf diese Insel.“

Der Marquis gab seinem Haushofmeister Befehle, und Rinaldo ging in den Schloßgarten.

Er ging auf eine Hinterthür des Gartens zu, öffnete sie und trat ins Freie. — In einem Busche regte sich's. Rinaldo griff nach dem Dolche. — Jordano kam aus dem Busche.

„Bist du hier?“ — fragte er.

„Wie du siehst.“

„Wir waren deinetwegen in Verlegenheit.“

„Ich werde einige Tage auf diesem Schlosse bleiben."

„So?"

„In dieser Gegend, wo wir uns jetzt sprechen, mögen immer einige der Unsrigen stecken, damit ich sie bei der Hand habe, wenn ich sie brauche."

„Gut! — Wir haben auch eine Spekulation."

„Welche?"

„Es kömmt ein Wagen hier vorbei. Diesen wollen wir ein wenig anhalten."

„Nichts! — Jetzt keinen Lärm, so nahe bei einem Orte, wo ich mich befinde. Wir könnten alle in Verlegenheit kommen. Geht der Wagen aber weiter —"

„Gut, gut! — Nun weiß ich schon genug. — Ich muß zu meinen Burschen!"

Er kroch in den Busch, und Rinaldo ging in den Garten zurück.

Ein freundliches Mädchen schnitt Blumen ab. Rinaldo kam mit ihr in's Gespräch.

„Die Blumen — sagte sie; — sollen Kränze geben, für die Tafel, und Sträuschen für die Damen, die der Herr Marquis erwartet."

„Du gehörst in's Schloß?" — fragte Rinaldo.

„Ich habe die Ehre, dem Herrn Marquis zu dienen und bin Aufseherin über die Wäsche und das Tafelgeräthe im Schlosse."

„Wenn du heirathest, wird dich der Herr Marquis wohl auch ausstatten?"

„Er hat davon noch nichts gesagt, und an's Heirathen wird's wohl sobald noch nicht kommen."

Der Marquis kam. Rinaldo ging ihm entgegen, zeigte auf das Mädchen, und sagte:

„Dort gibt es etwas Hübsches auszustatten!"

„Vielleicht!“ — antwortete der Marquis lächelnd.

Sie gingen nach der Hinterthür des Gartens. Ein Wagen rollte heran; die erwarteten Gäste saßen in dem Wagen.

Man war im Saale des Schlosses. Die namentlichen und persönlichen Bekanntschaften waren gemacht. — Die Tante war eine lebhafte Vierzigerin, sprach viel und war sehr aufgeräumt. Von den Kousinen des Marquis waren zwei Schwestern, beide noch sehr jung, etwas verlegen und still. Die dritte, in den Jahren der Forderung, war lebhaft, witzig und gesprächig. Sie war es, mit der Rinaldo sich unterhielt. Der Marquis scherzte mit der Tante. Sie neckte ihn seiner Mädchen-Gallerie wegen, und plaisantirte über seinen Geschmack.

Die Unterhaltung über Tafel war lebhaft genug. Es wurde gescherzt, gelacht, und endlich gar gesungen. Der Marquis und die lebhafte Kousine, Oriane, ergriffen Guitarren. Sie spielten und sangen:

Wechselgesang.

Er.

Gib mir die Blumen,
Gib mir den Kranz!
Ich führ' dich, Liebchen!
Morgen zum Tanz.

Sie.

Laß mir die Blumen,
Laß mir den Kranz;
Führ' eine Andre
Morgen zum Tanz.

Er.

Nein, liebes Mädchen!
Du nur allein
Sollst die erwählte
Tänzerin seyn.

Sie.

Was kann mir's helfen,
Sollt ich allein
Auch die erwählte
Tänzerin seyn?

Er.

Ewige Liebe
Schwör' ich nur dir.
Gib mir die Blumen,
Tanze mit mir!

Sie.

Schwörst du mir Liebe,
Folg' ich zum Tanz.
Hier sind die Blumen,
Hier ist der Kranz.

Er.

Und mit den Blumen
Schenk mir dein Herz!
Ich mein' es ernstlich,
Treibe nicht Scherz.

Sie.

Meinst du es ernstlich;
Treibst du nicht Scherz,
So nimm die Blumen,
Nimm auch mein Herz.

„Wer wird dem Marquis trauen?“ — rief die Tante lächelnd aus.

„Ich nicht!“ sagte Oriane.

„Es blieb ja doch alles nur in der Freundschaft;“ — setzte der Marquis hinzu.

„Und wird zum Kabinetstück;“ fuhr die Tante fort.

„Nur nicht zum Galleriestück!“ — fiel Oriane ein.

Marquis. Man sammelt für den Kenner.

Oriane. Und liebt die Kennerinnen bis zum Studio.

Marquis. Nun ja! Kann man wohl mehr thun?

Tante. Oft kann man nicht zu viel thun; und die sogenannten Kenner verlieren sich nicht selten so sehr in ihr Studium, daß sie dieses Studium sogar selbst darüber verlieren.

Marquis. Der Mensch ist zum Verlieren geboren.

Tante. Und will dennoch stets gewinnen.

Marquis. Seine Existenz privilegirt seine Hoffnungen.

Tante. Ei freilich! Wer träumte nicht wenigstens gern angenehm?

Rinaldo. Aber das Erwachen?

Tante. Ist freilich nicht immer angenehm. Unser Marquis aber träumt selten, glaube ich.

Marquis. Er lebt ja. Und was ist unser Leben anders, als ein Traum?

Tante. Gute Nacht!

Sie schob den Stuhl. Der Marquis protestirte gegen das Aufstehen. Er gab ein Zeichen. Ein hübsches Mädchen und ein flinker Bursch traten ein. Sie tanzten den Fandango. — Man klatschte ihnen Beifall zu, und als sie abgetreten waren, wurde die Tafel aufgehoben.

Den folgenden Morgen wurde eine Spazierfahrt auf eine Villa des Marquis beschlossen. Man fuhr dahin, divertirte sich wohl, und fuhr gegen Abend zurück. — Durch einen Zufall war des Marquis Wagen weit vor dem Wagen voraus, in welchem Rinaldo, Oriane und eine der beiden Nichten saßen. Sie fuhren in einem Hohlwege, als plötzlich, nahe am Wagen, ein Schuß fiel.

„Haltet an!“ — donnerten einige Stimmen.

Sprachlos, zitternd, sahen die Damen ihren Begleiter an, der still vor sich hin sah und eine Verwünschung in den Bart murmelte. — Der Wagen hielt. Zwei Verlarvte traten an die Kutschenschläge. Sie sahen in den Wagen und baten sich die Börsen aus.

„Wie?“ — fragte Rinaldo.

Auf diese Frage sprangen die Verlarvten sogleich zurück und schrieen:

„Kutscher, fahr zu! — Gute Nacht, schöne Damen!“

Der Wagen rollte davon. Sie kamen in's Schloß.

Oriane erzählte, was geschehen war. Der Marquis und die Tante fixirten den Fremden. Lächelnd sagte Rinaldo:

„Ihr seht, meine Damen, welche Gewalt die Schönheit selbst über Räuber ausübt. Männer wären so wohlfeil sicher nicht davon gekommen. Kaum aber sahen die rohen Kerle Damen, als sie den Wagen mit einem: Gute Nacht, schöne Damen! verließen, und ich meine Börse behielt.“

Oriane. Wie aber, Herr Graf! wenn ich nun das Glück blos Euerm: Wie? zuschrieb, auf welches die Verlarvten so schnell sich zurückzogen?

Rinaldo. So müßtet Ihr voraussetzen, ich sey ein Zauberer. Wie könnte ein bloßes Wie? Bewaffnete schrecken? wie könnte es sogar Börsen retten? Nein! dies

Wie? konnte es nicht thun. Aber die Schönheit, der selbst Tribut gehört, gibt keinen.

Tante. Der Vorfall ist höchst sonderbar!

Marquis. Gewiß!

Oriane. Er ist sogar unerklärbar. Denn des Herrn Grafen Erklärung erklärt den Vorfall nicht.

Rinaldo. Die Geschichte gibt meiner Erklärung hinreichende Belege.

Oriane. Eine gewisse Autorität mußte doch die Räuber schrecken.

Rinaldo. Ehrfurcht für die Schönheit, wie gesagt!

Oriane. Uns sahen sie zuerst, und forderten Börsen; sie sahen Euch, vernahmen Euer imponirendes Wie? und standen ab von ihrer Forderung.

Rinaldo. Zuletzt wird es sich wohl gar zeigen, daß mich die Verlarvten kannten! — Meint Ihr nicht?

Oriane. Ihr setzt eine Beleidigung voraus, an die ich nicht dachte.

Rinaldo. So bleibt's bei der Zauberei!

Man lachte und sprach nicht weiter von der Sache.

Rinaldo ging in den Garten, wo man in einem Pavillon desselben speisen wollte. — Er drehte sich um eine Hecke, aus der Jordano hervortrat.

„Hauptmann! — redete er ihn an; — ich lag hier, und hörte hier den Herrn des Schlosses mit seinem Haushofmeister sprechen. Er sendet so eben einen reitenden Boten nach Verona, und bittet, daß morgen früh ein Kommando Dragoner bei ihm einrücken möchte. Dies befahl er dem Haushofmeister an den Obristen dort zu schreiben. — Das könnte wohl gar dir gelten!"

„Ich wurde angefallen.“

„Ich weiß die dumme Geschichte! Sie kann dich verrathen. — Lieber hätte man dir, da die Sache einmal so weit war, die Börse abnehmen sollen.“

„Ich wollte sie eben ziehen, und das schnelle Wie? war mir entflohen.“

„Der reitende Bote kömmt nicht nach Verona; dafür ist gesorgt!“

„So?“

„Es warten ihrer Viere auf ihn, alle auf verschiedenen Plätzen. Das habe ich schon besorgt, aber —“

„Es sey dennoch nicht zu trauen, meinst du?“

„Willst du es wagen?“

„Fort muß ich!“

„Das ist auch meine Meinung.“

„Aber ich möchte doch auch der edlen Versammlung —“

„Ein kleines Schreckchen einjagen?“

„Nicht so ganz, aber dennoch —“

„Halb?“

„Noch weiß ich selbst nicht recht, was ich eigentlich thun werde! — Halte du dich mit deinen Leuten bereit. Gebe ich das gewöhnliche Signal, so kommt ihr herbei. — Wir speisen dort in jenem Pavillon.“

Rinaldo Rinaldini.

Sechster Theil.

Fortasse erit, fortasse non erit.

SENECA.

Sechszehntes Buch.

Riefen dich Trompeten oft zum Streite,
Riefen sie zuweilen doch
Auch zur Tafel dich. — Die Beute
Theilst du auch mit andern noch.

Rinaldo ging auf den Pavillon zu. Unweit davon, bei der Fontana, stand Oriane und band Blumen in einen Strauß zusammen. Sie fragte:

Habt Ihr auch Blumen gesammelt? — Wenigstens für mich hättet Ihr es thun können, denn ich habe mich empfindlich in einen Dorn geritzt. Doch wollte ich alles verschmerzen, wenn ich nur wüßte, wie ich mit Euch daran wär'. Denn, seyd Ihr ein Zauberer, so fürchte ich Euch, und seyd Ihr keiner, so — fürchte ich Euch auch.

„Die Schönheit, — antwortete Rinaldo; — hat, wie Ihr erfahren habt, überall nichts zu fürchten, nicht einmal das, was andere von ihr zu fürchten haben."

„Fürchtet Ihr mich?"

„Seyd Ihr grausam?"

„Zuweilen."

„So seyd Ihr auch zu fürchten.

„Jetzt will ich einmal nicht grausam, ich will sogar, was ich nur höchst selten bin, freigebig seyn. — Ich schenke Euch diesen Strauß, in welchem eine Rose glänzt, die mit meinem Blute gefärbt ist, wenn Ihr mir das Kunststück dagegen mittheilen wollt, mit einem: Wie? Börsen zu fischern?"

„Ihr besitzet es schon auch ohne ein Wie?"

„Ihr weicht aus! — Vertraut Euch mir lieber. Ich spiele gar zu gern die Vertraute."

„Was ich Euch vertrauen könnte" —

„Ist es von Wichtigkeit?

„Mein Herz sagt ja."

„Das Herz bleibt dießmal ganz aus dem Spiele."

„Das meinige nicht."

„Sicher aber das meinige."

„So habe ich Euch auch nichts zu vertrauen."

„Wir sind einander fremd, sehen uns, wenn Ihr abreiset, vielleicht nie wieder, und noch dazu, —"

„Ihr brecht ab?"

„Hört Ihr? Die Trompete ruft zur Tafel!"

„Ach! wohin riefen mich nicht schon Trompeten?"

„Auch in's Gefecht?"

„Nur allzuoft."

„Ihr seyd Soldat?"

Der Marquis trat herbei. Man ging zur Tafel. — Rinaldo vergaß sich, war zerstreut, sah gedankenvoll oft vor sich hin, und wurde scharf beobachtet. — Die Tante schlug vor, Geschichtchen zu erzählen. Man looste. Schon hatten Oriane und der Marquis erzählt, als die Reihe an die Tante kam. — Diese begann:

„Ich will Euch ein Geschichtchen erzählen, das mir mein Bruder erzählt hat. Aber erschrecken dürft ihr Mädchen nicht!"

Oriane. Es ist gewiß eine Gespenstergeschichte?

Tante. Nein.

Oriane. Oder ein Geschichtchen von einem alten Spuck-Schlosse?

Tante. Auch nicht. — Der Held meiner Erzählung ist der Räuberhauptmann Rinaldini.

Oriane. Rinaldini?

Tante. Es ist ein spaßhaftes Histörchen.

Oriane. So laßt es hören!

Tante. Rinaldini saß einst, ohne daß man ihn kannte, an einer Tafel —

Rinaldo. Mit vier Damen in einem Pavillon. Nicht wahr? — O! ich kenne das Geschichtchen und weiß es auch zu erzählen.

Tante. Erzählt nur ein wenig weiter, und ich will Euch gleich sagen, ob Euer Geschichtchen auch das meinige ist.

Rinaldo. Waren denn vier Damen an Eurer Tafel, an der Rinaldini saß?

Tante. Die Anzahl weiß ich nicht. Es war eine Gesellschaftstafel.

Rinaldo. In einem Pavillon?

Tante. Auch den Ort weiß ich nicht. Man kannte ihn, wie gesagt, nicht, und sprach Verschiedenes von ihm. Man lobte, man schalt ihn. Besonders aber zeichnete sich ein Abbate aus, der ihn mit Schimpfnamen aller Art belegte. Rinaldini ergrimmte und fragte den Abbate: Ob er es wohl wagen würde, diese Schimpfnamen dem Geschimpften in's Gesicht zu sagen? „O ja! — erwiederte dieser; — wenn ich den Schuft nur einmal zu sehen bekommen könnte!“ — Hier steht er vor Euch! sagte Rinaldini, indem er aufstand. — Der Abbate erblaßte, sank vor ihm auf die Kniee nieder und bat demüthig um Verzeihung. — Lachend setzte sich Rinaldini wieder nieder und sagte: „Herr Abbate! gut schimpfen könnt Ihr wohl, aber Ihr seyd der Held nicht, für den Ihr Euch ausgebt. Ihr sankt sogleich zu Boden, als ich im Scherz mich Rinaldini nannte, und ich sehe doch gewiß nichts weniger, als diesem furchtbaren Manne gleich. Was würdet Ihr nicht erst gethan haben, hätte sich Rinaldini Euch wirklich selbst gezeigt!“ — Die ganze Gesellschaft lachte laut auf, und

der Abbate schlich sich beschämt davon. Man tadelte nun des Abbate Furchtsamkeit, und alle machten sich über ihn lustig. Endlich erhob sich Rinaldini wieder und sagte: „Meine Herren! lacht nicht so sehr. Den Abbate neckte ich; Euch aber sage ich die Wahrheit. Rinaldini hat wirklich mit Euch gespeist.“ — Er küßte, als er das sagte, seiner Nachbarin die Hand, die in Ohnmacht sank, und verließ, indem man theils dieser Dame zu Hülfe sprang, theils blaß und zitternd unbeweglich saß, schnell den Speisesaal.

Marquis. Das Geschichtchen ist allerliebst!

Oriane. Dennoch wäre ich sicher, eben so wie jene Dame, in Ohnmacht gesunken, hätten seine Lippen meine Hand berührt.

Rinaldo. Er hatte vielleicht sich gar in die Dame verliebt.

Oriane. Eine schöne Ehre! — Ich würde meine Hand zwanzig Jahre lang gewaschen und gerieben haben, hätte sie das Unglück gehabt, von einem Räuber geküßt zu werden.

Tante. Man schildert ihn als einen schönen Mann.

Oriane. Wie kann ein Räuberhauptmann schön seyn? — Doch, nun Euer Geschichtchen, Herr Graf! — Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß man so gern zuhört, wenn etwas von dem bösen Kerl Rinaldini erzählt wird?

Tante. Er gefällt, interessirt. — Nun! das Geschichtchen.

Rinaldo. Rinaldini, — erzählte man mir in Neapel, — war einst in einer Kirche, ich glaube in Messina, oder wo es sonst war. Genug! in einer Kirche war er. Er kniete hinter einer schwarz verschleierten Dame, die sehr emsig betete, die vergaß, daß sie nicht allein war und in ihrer

Andacht laut wurde. Rinaldini hörte, daß sie den Himmel bat, auf einer bevorstehenden Reise ihr Sicherheit und Schutz zu geben, auch gegen Rinaldini's Bande, die damals das Schrecken aller Reisenden war. Er lispelte ihr in's Ohr: „Ihr könnt das näher haben!“ — Sie drehte sich herum; er drückte ihr eine seiner Sicherheitskarten, die er gewöhnlich Reisenden gab, die von seinen Leuten nicht beraubt werden sollten, in die Hand, stand auf, und verließ die Kirche.

Tante. Abermals ein Galanteriestück!

Oriane. Das ist aber nicht die Geschichte, die Ihr vorhin erzählen wolltet.

Rinaldo. Sie ist nicht halb so spaßhaft und artig, als die beiden, die Ihr schon gehört habt.

Oriane. Wenn auch das nicht, so ist sie doch von dem Manne, von dem man gern erzählen hört.

Rinaldo. Bei dem Nachtisch will ich sie erzählen.

Die Nichten erzählten nun, und der Marquis gab auch noch eine Geschichte preis, die sehr hübsch war. — Nun aber legte Oriane einen Finger ihrer Rechten auf Rinaldo's Hand, und bat ihn, sein Versprechen zu erfüllen. Er sah sie an, ergriff einen Becher, nickte ihr eine Gesundheit zu und trank. Sie erwiederte seine Höflichkeit. Er begann:

„Unter vier Damen saß einst in einem Pavillon an einer Tafel Rinaldini. Sie wußten nicht, daß er es war, und unterhielten sich mit ihm wie mit einem Manne ihres Standes. Er war galant und artig, nur zuweilen sehr zerstreut, welches man auf die Nähe seiner reizenden Nachbarin schrieb, in deren Augen er auch wirklich gern den schönsten Erdenhimmel sah. — Man sprach, man unterhielt sich von ihm. Er selbst that das. „Er ist ein Räuber!“ — sagte seine schöne Nachbarin. „Dies läugnet er

nicht!“ rief Rinaldini aus, und raubte schnell ihr einen Kuß.“

Er sagte dies, und küßte Orianen. Sie bog sich schnell zurück und schrie entrüstet:

„Keinen solchen Spaß.“

„Ernst ist es;“ — sagte Rinaldo.

„Ernst?“ — schrie die Tante.

„Ernst?“ — fragte, aufspringend, der Marquis.

Ruhig blieb Rinaldo, winkte ihnen zu, sich zu setzen, und sagte:

„Ich bin Rinaldini.“

Wie Bildsäulen saßen alle vor ihm; so standen die Diener, zu denen sich Rinaldo wendete und sie lächelnd fragte:

„Greift ihr mich nicht?“

Erschrocken traten diese einige Schritte zurück, und Rinaldo warf sich vor Orianen nieder:

„Verzeiht! — sagte er; — Euer Bild im Herzen, Euern Kuß auf meinen Lippen, wandere ich in meine Einsamkeit zurück. Dort lächelt keine Oriane mir, dort finde ich nur die Verzweiflung, die dieses unglücklichen Herzens Braut sich nennt!“

Er sprang auf und sagte zu dem Marquis:

„Ich weiß es, und erkenne dankbar, daß ich Eurer Gastfreundschaft verbunden bin. Erwiedern kann ich sie nicht. In meine Höhlen kömmt kein Gast. Dort bin ich stets allein, bewacht von Unruh, Furcht und Sorgen. Doch bitte ich Euch, als ein kleines Andenken, mein Roß zu behalten und Euch meiner zuweilen zu erinnern.“

Noch wurde kein Wort gesprochen, das nicht Rinaldo sprach. Er ging zur Thür und rief mit Ausdruck und Gefühl ein: Lebewohl! ihnen zu. — Da sprang der Marquis auf und sagte:

„Ich kann Euch nicht von hier lassen!“

„Nicht?" — fragte Rinaldo, indem er wieder zurückkam.

„Wenigstens, — nicht ohne Bedeckung.

„Für diese ist gesorgt."

Er gab sein Zeichen. Jordano trat mit zehn Bewaffneten herbei. — Der Marquis sank auf seinen Stuhl zurück; die Diener drängten sich zusammen. Oriane drückte beide Hände vor die Augen und jammerte laut, die Nichten weinten, die Tante zitterte; Rinaldo rief:

„Oriane! Lebe wohl!"

So verließ er mit seinen Leuten den Garten.

Oriane hielt Rechnung mit sich selbst, zog ihr Herz vor Gericht, und erschrack über seine Aeußerungen heftig.

„Wie? — sprach sie bei sich selbst: — Es hätte dir möglich seyn können, diesen Mann zu lieben? — Aber, wußte ich denn, wer er war? — Da du es aber nun weißt? — Wie? und du könntest dennoch — — Schweige! Wohin willst du ihm folgen? Willst du ihn sehen in seinen Räuberhöhlen, wo er als Regent unter Banditen thront? — Nein! Auch nicht einmal deine Gedanken dürfen ihn dorthin begleiten. — Aber du trittst wieder zurück in deine Zirkel; man nennt seinen Namen, du erröthest; man sagt dir wohl gar: Auch dich hat er geküßt. — Unbesonnener! was hast du gethan? Wie sehr hast du mich und dieses Herz beleidiget!"

Rinaldo fühlte das Unbesonnene seiner Handlung selbst sehr lebhaft. Er schrieb an Orianen, bat um Vergebung, und versicherte seine tiefste Reue. Dieser Brief blieb, wie man leicht denken kann, unbeantwortet.

Die Damen verließen nach einigen Tagen das Schloß des Marquis, und er selbst ging mit ihnen in die Stadt.

— Oriane besuchte eine Anverwandte, die Aebtissin des Klarenklosters unweit Sesto war.

Dort durchstreifte sie die herrlichen Fluren und reizenden Auen, die das Kloster umzogen, prangend mit Schönheit und Reichthum des fruchtbringenden Herbstes.

Ein Pilger grüßte sie freundlich, redete sie an, und fuhr begeistert fort:

„O! welch ein schönes Land! welch frisches, liebliches Grün erquickt das Auge! welch ein Zauber umschwebt diese Fluren! Diese schönen, himmelanstrebenden Bäume, wie so brüderlich vereinigen sie ihre Aeste! So verschlingen sich Arme der Liebenden; so umarmt, trotzen sie jedem Sturme! — Jeden Baum umschlingen Reben so dicht und innig, wie der Liebende die Geliebte umschlingt. In den Wipfeln der Bäume glänzen die schönsten, vollsten Trauben. Sie schenken uns den Nektar, der uns labt und erquickt. Sieh über dich, freundliches Mädchen! Wie unter einem Thronhimmel stehst du hier, und über dir glänzen in gelben, purpurnen, blauen und rosenrothen Farben, gleich Gesteinen, die herrlichen Trauben! Hell und sanft schleicht dahin der Fluß, und ruhig spiegelt der bekränzende Wald sich in seinen Silberwellen!“

Oriane. Du schwärmst umher in einer Dichterwelt!

Pilger. Nur dichterisch, in wirklichen Gefilden des Paradieses, in welchem ein Engel wandelt. Ach! Oriane —

Oriane. Du nennst meinen Namen? Kennst du mich?

Pilger. Dieses Gesicht ist nicht mein wirkliches Gesicht, es gehört der Kunst. Wenn ich mich dir zeige, wie du mich schon sahst, wirst du mich wieder erkennen, aber — dennoch mich fliehen.

Oriane. Was sagt mir mein ahnendes Herz!

Pilger. Es sage dir, was deine Augen dir sagen.

Er nahm die Larve vom Gesicht. Laut auf schrie Oriane, bedeckte mit ihren Händen ihr Gesicht, und konnte nicht entfliehen. Rinaldo stand vor ihr.

Oriane. Was suchst du hier?

Rinaldo. Dich hier zu finden: und ich habe dich gefunden.

Oriane. Du wußtest, wo ich war?

Rinaldo. Ich weiß, was in der ganzen Gegend hier herum geschieht. Ich wollte dich noch einmal sehen und sprechen, ehe du den Schleier nimmst.

Oriane. Noch war ich dazu nicht entschlossen; jetzt bin ich es, wenn du mich den Klostermauern überlassen willst.

Rinaldo. Was sagst du?

Oriane. Furchtbarer! Bin ich nicht in deiner Gewalt?

Rinaldo. So nahm ich's nicht! — — Du in meiner Gewalt? O nein! Die Rollen sind gewechselt. Du befiehlst, und ich gehorche.

Oriane. Verlaß mich!

Rinaldo. So grausam kannst du seyn?

Oriane. Darüber willst du klagen? — Was hoffest du denn? Was darfst du hoffen? Vergißt die Welt, was du vergessen hast?

Schnell aus dem nahen Busche trat zwischen beide ein zweiter Pilger, verlarvt und hochgegürtet. Er ergriff Rinaldo's Hand, erhob die andre drohend, und sagte:

„Hüte dich!"

Rinaldo zog den Dolch. Oriane floh laut aufschreiend dem Kloster zu. Der Pilger fuhr fort:

„Den Dolch steck' ein!"

„Ich soll —".

„Mir droht kein Dolch."

„Ich soll sie kennen —“

„Das Mädchen?“

„Deine Stimme.“

„Das glaube ich selbst.“

„Wer bist du?“

„Du bist doch hier herum zu Hause?“

„Nicht fern von hier.“

„In deiner Wohnung hebe ich diese Larve. — Fort! fort! Hier ist kein Zögern rathsam.“

Rinaldo verlarvte sich. Schweigend ging der Pilger mit ihm. Jener that verschiedene Fragen, die dieser nur ganz kurz beantwortete. Sie kamen an die Schlucht, die zu dem Felsengange führte, der, wie wir wissen, hinauf zu der verfallenen Burg ging, die Rinaldo bewohnte. Er fragte:

„Kannst du ohne Furcht durch Schluchten mir und Felsengänge folgen?“

„Ich folge dir;“ — war die Antwort.

Er folgte. — Sie erreichten die Ruinen. Rinaldo stand still und sagte:

„Ehe ich dich in meine Wohnung führe, verlange ich von dir genannt zu seyn, damit ich höre, daß du mich wirklich kennst.“

„Ich will dich Ritter de la Centra nennen; — war die Antwort.

„Jetzt nenne mich bei meinem wahren Namen.“

„Ich weiß es, daß du Rinaldini bist.“

„Am Tone deiner Stimme höre ich, daß du Astolfo bist.“

„Der bin ich nicht.“

„So ist es Olimpia, die sich in diese Kutte steckte.“

„Auch diese bin ich nicht.“

„Du bist Olimpia. Ich kann mich gar nicht irren.“

„Du irrst dich. Olimpia bin ich nicht. — Führe mich nur auf dein Zimmer, — wenn es in diesen Ruinen Zimmer gibt; — dort siehst du mein Gesicht."

Rinaldo ging voran, hinauf die alte Wendeltreppe. Der Pilger folgte ihm. Sie traten in Rinaldo's Gemach.

„Hier sieht es ja ganz artig aus!" — sagte der Pilger.

Rinaldo legte Larve und Kutte ab. Der Pilger hob die Finger, und zeigte ihm geläufig der Korsischen Parthie gewählte Murra*), indem er fragte:

„Kannst du noch nichts errathen?"

„Ich sehe nur — antwortete Rinaldo; — daß du zu der unglücklichen Korsischen Parthie gehörst."

„Und weiter nichts?"

„Nichts weiter."

„Hast du denn gar keine Ahnungen, keine Vermuthungen?"

„Entlarve dich, wie du versprachst."

„Du willst auch gar nichts thun, etwas durch Rathen zu erfahren! So sieh denn mein Gesicht."

Der Pilger nahm die Larve ab. Rinaldo sah den Gast betroffen an, der vor ihm stand, und langsam drängte sich der verwunderungsvolle, fragende Ausruf über seine Lippen: „Du bist es?"

---

*) La Murra ein Zeichenspiel, eine Zeichensprache mit Händen und Fingern, in Italien sehr gebräuchlich, die aber von denen, die geheim dadurch mit einander sprechen wollen, die eigene, selbst gewählte Bedeutung erhält. So war es denn auch mit dieser Murra der Korsischen Parthie. — Wer das Buch: La Maison des Jeux. Paris 1643. haben kann, der findet in demselben T. I. p. 230. eine genaue Beschreibung der Italienischen Murra, die der Franzos nur Jeu de la Mourre nennt.

Es war Fiametta, die vor ihm stand. Lächelnd fragte sie:

„Nun kennst du mich doch? — Aber, siehst du mich auch gern bei dir?“

„Du, dich bei mir?“ — fragte er zurück.

„Ich bin doch wohl hier in Sicherheit?“

„So sicher wie ich selbst.“

„Du bist es?“

„Ich glaube es zu seyn. — Doch nun erzähle mir, was du mir zu erzählen hast, ohne mein Fragen zu erwarten.“

„Nun dann, ganz kurz! — Wir wurden überfallen; wenn man das einen Ueberfall nennen kann, unvermuthet arretirt zu werden. Auf Ansuchen des französischen Gesandten geschah alles. Der Prinz Nikanor war nicht bei uns. Ich war so glücklich zu entkommen, ehe wir noch nach Cagliari abgeführt wurden. Ich kannte einen geheimen Ausgang aus der Villa, und durch diesen entkam ich. — In Sorini ging ich als Haushälterin bei einem Landpfarrer in Dienste, wo mich die Gräfin Loriona sah, die mich zu ihrer Gesellschafterin erkohr. Sie war Wittwe, lebte einsam auf dem Lande, und ich zufrieden bei ihr. — Auf einmal durchflog der Ruf die Insel: Rinaldini steht an der Spitze einer —“

„Räuberbande;“ fiel dieser ein.

„— Gesellschaft entschlossener Männer; — fuhr Fiametta fort. — Dieses Gerücht drang auch in unsern ländlichen Winkel. Die Gräfin war Tag und Nacht in Unruh. Stündlich befürchtete sie ausgeplündert, wohl gar ermordet zu werden. Sie jammerte und betete, und war in einer Angst, die sich nicht schildern läßt.“

„Wie weit habe ich es gebracht! Alten Weibern sogar

preßt mein Name Angstschweiß aus und ermuntert zum Gebet."

„Ich fürchtete mich nicht. — Kömmt er, dachte ich, so heißt du ihn willkommen, und gibst ihm was du hast, wenn er es verlangt, wo nicht, so kannst du es auch behalten."

„Wie entschlossen!"

„Bei dir muß man es seyn. — So aber, wie ich, dachte meine Gräfin nicht; sie grämte sich, und härmte sich auf's Krankenlager. Hier lag sie lange, und Rinaldini kam nicht, wie ich es wünschte."

„Ei! wenn er das gewußt hätte!"

„Ueber diesen Wünschen und Erwartungen starb die Gräfin, und ich war so verwegen, den aufzusuchen, der nicht kommen wollte. Dies ist gelungen."

„Und nun siehst du dich umfangen mit den Höhlen des Unglücks."

„Wer weiß, in welchem Kerker ich jetzt säß, wär' ich nicht entkommen! Hier finde ich doch wenigstens einen freundlichen Kerkermeister; nicht wahr?"

„Wie aber, wenn man dich nun in einer Gesellschaft findet, mit der man gar nicht lange prozessirt?"

„Mit der Korsischen Gesellschaft wird man sich auch nicht in Weitläuftigkeiten einlassen. Hat man besonders gewisse Papiere gefunden, so sitzt kein Kopf zu fest, er fällt. Vielleicht hat man unsere Freunde schon nach Korsika abgeführt, vielleicht bestiegen sie schon längst in Bastia das Blutgerüst, denn die Franzosen sehen nur gar zu gern Blut. — Und unser Blut blieb ihnen ja doch nur Rebellenblut, weit unedler ihnen als ihr Tyrannenblut. Es kennt sie Korsika, es kennt sie die Welt. Ob ich unter den Sarden oder unter den Augen gemißhandelter

Patrioten sterbe, das ist gleichviel. Wenigstens spannt man in Cagliari mich gewiß nicht auf die Folter, wie es unsere Unterjocher in Bastia und S. Fiorenza gethan haben."

Rinaldo ergriff rasch ihre Hand und sagte:

„Du bleibst bei mir!"

Sie fiel ihm um den Hals und rief:

„Ich bleibe bei dir!"

Die Glocke an der Zugbrücke ertönte. Rinaldo bat Fiametten in ein Nebengemach zu treten, und ließ die Brücke fallen. — Jordano kam. Er verlangte Befehle und das Losungswort. Ihm folgten Sanardo und Filippo. Nebenan war Fiametta eine aufmerksame Zuhörerin des Gesprächs.

Rinaldo. Nun Sanardo! bist du wieder aus den Bergen zurück?

Sanardo. Hauptmann! es sind treffliche Berge; sie tragen Wein und Oel.

Rinaldo. Und wohl auch Früchte unseres Gewächses?

Sanardo. Ich habe nichts davon bemerkt. Einige wilde Sprößlinge möchte es wohl dort geben, Früchte tragen sie aber gewiß nicht.

Rinaldo. Wir könnten also dort Pflanzungen anlegen?

Sanardo. Treffliche; sobald wir hier etwa delogirt werden sollten; denn man spricht verteufelt laut über uns, und mit einer Licenz, die mir gar nicht behagen wollte.

Rinaldo. Wer könnte es aber auch uns recht machen?

Jordano. Die es am wenigsten wollen. Sie thun uns in den Bann und kriechen in ihre Löcher. Ihr Wein hat keine Eskorde, und ihre Kirchen haben Fenster.

Sanardo. Es heißt, der Statthalter wolle uns zeigen, wer er wär'.

Rinaldo. Will er das?

Sanardo. Dein Name roulirt im Lande wie Scheidemünze. Man fürchtet dich und dennoch wünscht jeder dich zu sehen,

Rinaldo. Ja, ja! erhöhet. — Welch ein Schauspiel voll Wonne für Cagliari, mich auf der Bühne zu sehen, wo das Hochnothpeinliche den Knoten zerhaut. Wie würde der Schmid jubiliren, der die Ketten zu fabriziren hätte, mit denen man mich an den dreibeinichten Ehrenbogen mit einem Pendens cum latronibus heften würde. Die Inschrift über meinem Scheitel würde gewiß herzbrechend zu lesen seyn!

Jordano. Ein Hic jacet könnte sie doch nicht haben.

Filippo. An eine Fossa, Urna et Ossa würde auch nicht zu denken seyn.

Jordano. Leichensteine wirft man uns allen nicht auf den Leib.

Filippo. Aber zu Leichen können uns wohl Steine machen!

Rinaldo. Mein Wunsch ist, im Gefecht zu sterben.

Filippo. Dann aber dürfen sie deinen Körper nicht finden, sonst wirst du dennoch zur Ausstellung gebracht.

Sanardo. Ich habe sechs Galeerensklaven angeworben, Kerle wie Riesen, die sich durchgebrochen hatten. Sie waren sehr froh, als ich ihnen unsere Höhlen zeigte. Sie nannten sie Paläste der Freiheit, und benetzten die H. Arega mit Thränen. Hauptmann! wenn solche Kerle weinen, da muß ihnen das Wasser bis an die Kehle gehen.

Filippo. Auf den Galeeren oft weit genug hinan!

Sanardo. Diese fechten sicher für Heerd und Höhle, wie der Teufel für Pfuhl und Stuhl und Hölle.

Rinaldo. Sie sollen uns ihre Kunst zeigen.

Sanardo. Dazu kann es bald kommen. In Cagliari gießt man schon Pillen zu einem: A is animas *)! für uns. Die Helden in den Wachtthürmen **) drehen die Pillenschachteln, und der Erzbischof von Sassari hat seine Haus-Artillerie dem Gouverneur gratis offerirt; vermuthlich, um — die königlichen Kanonen zu schonen, deren Donner wir nicht werth sind.

Filippo. Oder, weil der geistliche Herr auch einmal donnern will.

Rinaldo. Da sieht's schlimm aus!

Jordano. Das Gewitter zieht sich zusammen.

Rinaldo. Sorgt für Proviant und Munition, und schärft eure Klingen.

Sanardo. Außer den Galeeren-Helden habe ich auch noch einen Herkules mit mir hieher genommen. Er ist vom Handwerk. — Heda! Kamerad, tritt ein!

Lodoviko. Mein Hauptmann!

Rinaldo. Lodoviko!

Lodoviko. Da hast du mich wieder, wieder, wie ich gewachsen bin!

Rinaldo. Wie ist es dir ergangen?

Lodoviko. Miserabel! — Nach der entdeckten Münzaffaire dachte ich mich zu Cinthio zn schleichen, aber — fort war er. Ist er nicht entkommen, so ist er jetzt sicher

*) Aufruf der Sarden für die armen Seelen im Fegefeuer.

**) Ganz Sardinien ist ringsherum und auf den naheliegenden Inselchen mit runden, starken Wachtthürmen umgeben, deren Anzahl sich auf 100 erstreckt. Sie sind mit einer kleinen Besatzung versehen, die mit Rauch und Feuer Signale gibt.

dem Himmel näher, als wir. Die Soldaten haben seiner ganzen Gesellschaft das Handwerk auf eine verteufelte Manier gelegt. Nero hängt bei Rizini in einer herrlichen Weingegend. Ich sah ihn. Das war für mich ein trauriges Memento mori! — Ein Schleichhändler nahm sich meiner an, und mit einer seiner Kornbarken kam ich nach Sardegna. Hier hörte ich deinen Namen nennen. Ha! dachte ich, hat der Hauptmann die Fehdehandschuhe wieder angezogen, so kann er dich auch brauchen. Ich quittirte meinen Dienst, kroch in die Berge und suchte dich auf. Da stieß ich auf einen deiner Leute. Männer vom Metier erkennen einander sogleich, und siehe da! — ich bin nun bei dir.

Rinaldo. Wenn du anderswo nicht besser seyn kannst, so ist es mir lieb, daß du bei mir bist! — Geht, Kameraden! macht euch lustig. Bald bin ich bei euch im Thale.

„Du hast gehört, — sagte Rinaldo zu Fiametten, als die andern fort waren; — was wir zu hoffen haben. Bleibst du bei mir, so fällt dein Loos mit dem meinigen. Wie es auch fallen mag, glücklich fällt es gewiß nicht.

„Was habe ich zu hoffen?“ — fragte Fiametta.

Sie warf die Pilgerkutte ab, und setzte entschlossen hinzu: „Ich gehe nicht von hier.“

Rinaldo ließ sie in seiner Burg zurück und ging in's Thal zu seinen Leuten. Die Rekruten legten ihren Eid ab, und das Korps exerzirte. — Darauf visitirte Rinaldo die Höhlen, und befahl, einen Weg, der nach dem Thale führte, unzugänglich zu machen.

Einer von den ehemaligen Galeerensklaven präsentirte

dem Hauptmann Proben seiner Kunst in Verfertigung falscher Pässe und Siegel, die ihn auf die Galeere gebracht hatten. Er hatte es darinnen so weit gebracht, daß seine Geschicklichkeit mit Vergnügen angesehen wurde. Rinaldo beschäftigte ihn sogleich mit Verfertigung einiger Pässe, die er ihm angab.

Es wurden Streifparthieen ausgeschickt. Der Hauptmann schärfte allen Behutsamkeit und Schonung der Armen ein. — Seine Vorposten stellte er weiter vor, gegen das flache Land zu. Den Hauptposten gegen Marmilla zn vertraute er Jordano an. Filippo stand unweit Baronia, und gegen Mani zu lag Sanardo. Die Weinlese war ergiebig, und Früchte wurden in großer Menge eingebracht.

Der Winter war durchlebt. Schon schmolz der Schnee auf den Bergen, und Lenz und Lerchen kamen wieder. — Rinaldo gebot jetzt 160 Köpfen, und dehnte sich in den Bergen bis gegen Capra aus. — Die Bewohner von Oristogni wurden verlegen, man plünderte vor ihren Mauern.

Sanardo war so kühn, der Stadt selbst eine Brandschatzung von 4000 Stück Dukaten abzufordern, und drohte, würde man diese Summe nicht binnen vier und zwanzig Stunden bezahlen, mit Brand. — Der Bischof schrieb um Hülfe; die Bürger bewaffneten sich. Sanardo wiederholte seine Forderung; man trat in Unterhandlung. Es wurden 2000 Stück Dukaten bewilliget, doch verlangte man darüber eine von Rinaldini unterzeichnete Quittung. Ganz lakonisch schrieb dieser der Stadt:

„Soll Rinaldini selbst quittiren, so zahlt ihr viel zu wenig. Nur Sanardo wird über 2000 Stück Dukaten quittiren.“

Diese kecke Antwort brachte die Bewohner von Oristogni auf; sie ergriffen die Waffen, unterstützt von einigen Soldaten, und gingen auf Capra los. — Sanardo zog sich gegen Marmilla, und vereinigte sich mit Jordano. Lodoviko stieß zu ihnen. Hundert Mann standen gegen dreihundert Bürger und Soldaten. Der Bischof segnete im Thale vor der Stadt die Seinigen ein, und gab ihnen eine geweihte Fahne. So versehen, rückten sie an. Die Räuber hatten sich verschanzt und erwarteten einen Angriff. Rinaldo eilte ihnen zu, kam an, und führte sie sogleich in's blache Feld. Man gab das Signal zum Angriff; Rinaldo blickte über sich und seufzte:

„Jetzt, laß mich enden!“

Das Gefecht begann und wurde hitzig. Die Oristagner wichen. Ein Trupp Kavallerie sprengte herbei. Filippo wurde zurückgetrieben. Die Oristagner sammelten sich, rückten vor, und Sanardo's Leute wichen; umsonst bemühte er sich, sie zu sammeln; sie zerstreuten sich und flohen. Viele fielen.

Hartnäckig focht Rinaldo; überall hin bahnte seine Klinge sich den Weg. Wie Löwen kämpften neben ihm seine Leute. Viele fielen, viele wurden verwundet. Rinaldo wich nicht. — Ein Musketenschuß verwundete ihn; die Klinge entfiel der Hand; blutend lag er mitten unter den Feinden. Lodoviko brach ein. Ihm folgten Sanardo, Filippo und andere Entschlossene, ihren Hauptmann zu retten. Mit Wuth wurde um den Verwundeten gefochten. Sie wollten ihn retten oder sterben.

Das Gefecht war mörderisch. Hageldicht stürzten Streiche, ein Kugelregen umsauste die Kämpfenden. Jene wollten behaupten, was diese ihnen zu entreißen suchten.

Endlich wichen die Oristagner. Lodoviko ergriff mit

Jordano's Beistand den Blutenden, und nun flohen alle tief in die Berge in ihre Schlupfwinkel hinein, wohin die Oristagner sie nicht verfolgten mochten. — Vierzig Mann von Rinaldini's Leuten blieben auf dem Wahlplatz, einige wurden gefangen nach Oristagni geführt, viele waren verwundet. Aber auch die Oristagner beklagten sechszig Todte, und mit Wunden kehrten die meisten zurück.

Rinaldo wurde auf seine Burg gebracht, wo Fiametta den Verwundeten mit vieler Sorgfalt und Liebe wartete und pflegte. Er seufzte:

„Warum konnte ich meines Wunsches nicht froh werden! Warum blieb ich nicht auf dem Wahlplatz!"

„Um unsere Scharte uns wieder auswetzen zu helfen;" — sagte Sanardo.

„Um noch länger unser Hauptmann zu bleiben;" — setzte Filippo hinzu.

Das Gefecht bei Oristagni machte, wie man leicht denken kann, in Cagliari Aufsehen. Zum Glück für die Geschlagenen, die jetzt ganz ruhig in ihren Winkeln sich verhielten, hatten sie es mit dem großsprecherischten Stamm aller Sardenstämme zu thun gehabt, sonst würde ihr Untergang entschieden gewesen seyn. Denn als der Gouverneur ernstliche Anstalten gegen die Räuber traf, erhielt er von den Bürgern aus Oristagni die Nachricht:

„Wir haben die Räuber geschlagen; es ist beinahe keiner dem scharftreffenden Schwerte entflohen, der da sagen könnte: Die Bewohner von Oristagni haben uns geschlagen. Wir melden es dir daher. Die Räuber sind vernichtet, und Rinaldini selbst ist in unserer Gewalt. Respekt und Gruß."

Die Oristagner wollten nun einmal den berühmten Räuberhauptmann in ihrer Gewalt haben, und so gaben sie einem der Gefangenen den Namen Rinaldini. Er selbst lächelte, und ließ sich Rinaldini nennen. Davon zog er Vortheil. Jeder lief zum Gefängniß, den verrufenen, allbekannten Räuber zu sehen, und wer ihn sah, beschenkte ihn. Die Damen wetteiferten mit einander, dem vermeinten Held des Tages Wein, Kuchen, Torten und Früchte zu senden, und die Bewohner der benachbarten Städte und Dörfer strömten herzu, den Friedensstörer in Ketten zu sehen. Der Kerl, welcher Rinaldini's Rolle spielte, die er spielen mußte, benahm sich dabei so ziemlich, und ganz weislich sprach er nur wenig, stellte sich aber sehr demüthig, und unterhielt sich gern mit Franziskanern und Kapuzinern von dem, was droben ist.

Die Oristagner waren unentschlossen, auf welche ausgezeichnete Art sie dem Gefangenen sein Recht anthun wollten. Schwert, Rad und Scheiterhaufen wollten ihnen nicht genügen, es sollte etwas ganz Sonderbares seyn, das dem vermeinten Rinaldini den Garaus machen sollte. Die Richter konnten darüber nicht einig werden. Man wendete sich an den Statthalter in Cagliari, und dieser gab ihnen den Rath, den Verbrecher in Ketten aufzuhängen, und dann seinen Kopf auf einen Pfahl zu stecken. — Man schob die Vollziehung dieses Urtheils auf, und fing wieder an zu delibriren.

Indessen hatte einer der Gefangenen sich durchgebrochen und war entkommen. Von diesem erfuhren die Räuber, was in Oristagni vorging. Sanardo hatte die Verwegenheit, in Korsischer Tracht, als ein Reisender, nach Oristagni zu gehen. Er ließ sich in den Kerker führen, sprach mit dem vermeinten Rinaldini, der ihn gar wohl

erkannte, und steckte ihm eine Lanzette zu. Dieser wußte sie zu gebrauchen, öffnete sich die Pulsadern, und eines Morgens fand man den Ungehängten todt auf seinem Lager. Dahin waren nun alle Erwartungen, und ganz still begruben die Oristagner den, über dessen Todesart sie nicht hatten einig werden können. Um aber doch der Nachwelt zu sagen, was sie wissen sollte, legte man auf Unkosten und Rechnung der Stadtkasse eine Platte auf sein Grab, und bezeichnete sie mit den Worten:

Rinaldini, Centurio Latronum,
In Domino abdormivit,
In tumulo habitat,
In pace requiescat. Amen!

Darüber erhob sich ein großer Lärm. Der Statthalter befahl, die Platte hinwegzuschaffen. Der Magistrat wollte die Unkosten nicht umsonst gehabt haben, und belegte die steinerne Platte mit einer hölzernen.

Rinaldo war hergestellt, und in den Bergen wurde es nach und nach wieder lebhaft. Man kam zu sich, und die alte Wirthschaft begann wieder.

An einem schönen Morgen warf Rinaldo seine Doppelbüchse auf die Schulter, und stieg, als Jäger gekleidet, hinab in's Thal. — Bei einem Grenzsteine saß vor dem nächsten Dorfe ein weinender Greis. Mit diesem kam Rinaldo in's Gespräch. Er fragte, was ihm fehle? Der Greis jammerte:

„Ach! lieber Herr! mir fehlt nur wenig, aber ich habe auch das Wenige nicht.“

„Rede!“

„Ich bin ein alter, schwacher Mann, habe weder Frau noch Kinder, und ein Hüttchen und ein Gärtchen sind mein ganzer Reichthum. Zu schwach und kraftlos, etwas verdienen zu können, borgte ich von einem reichen Nachbar eine kleine Summe nach der andern, wovon ich spärlich lebte, bis mein Hüttchen und mein Gärtchen aufgezehrt war. Ich dachte, bis dahin wird der liebe Gott dich wohl zu sich genommen haben; aber er hat's nicht gethan. Ich lebe noch, und habe nichts mehr, wovon ich leben könnte. Morgen wird mein Hüttchen und mein Gärtchen meinem Gläubiger gerichtlich übergeben, und ich weiß nicht, wovon ich mich ernähren soll. Ach! ich soll betteln, und das kann ich nicht! Deshalb weine ich."

„Wie viel bist du deinem Nachbar schuldig?"

„Es sind leider! 20 Dukaten. — Ich bin ein unglücklicher Mensch! Auch der liebe Gott will mich nicht haben."

„Er will dir helfen."

„Mir? — Wie? — Er wird für mich kein Wunder thun."

„Er wird dir helfen."

„Womit?"

„Durch mich."

„Durch Euch?"

„Hier sind 30 Dukaten, bezahle deinen Gläubiger. Von dem Uebrigen lebe dankbar gegen Gott, und für mich bete."

„Ach Herr! seyd Ihr ein Engel?"

„Ich bin ein Mensch. Hier ist das Geld. — Lebe wohl!" Er gab ihm die Börse und eilte davon.

Einige hundert Schritte weiter hin fand er ein Bauernmädchen schlafend auf ihrem Graskorbe liegen. Er nahm den Blumenstrauß von ihrem Busen, und legte ein Gold-

stück auf den beraubten Platz. Sie erwachte, fuhr auf und schrie:

„Mein Strauß! Mein Strauß!“

„Ich habe ihn bezahlt;“ — sagte Rinaldo, auf das Goldstück zeigend, das von seinem hohen Platze herab und auf die Erde gefallen war.

„Den Strauß bezahlt man mir nicht. Ich habe ihn geschenkt bekommen und verkaufe ihn nicht.“

„Wenn's so ist! — Hier ist dein Strauß.“

Er gab ihr den Strauß, hob das Goldstück auf und steckte es zu sich. Das Mädchen sah ihn an und sagte:

„Wenn der Herr es mir recht hätte machen wollen, so mußte er mir den Strauß wiedergeben, und dennoch das Goldstück auch lassen.“

„Ich gebe nichts umsonst.“

„Ich aber nehme es. — Diesen Strauß kann ich nicht verkaufen, aber einen Strauß, den ich selbst binde, den kann ich dem Herrn geben. — Wollt Ihr den?“

„Zu einem solchen Geschenk gehört auch noch ein Kuß.“

„Verschenkt wird nichts. Aber bezahlt ihn der Herr, so kann er den Kuß bekommen.“

„Küsse bezahle ich nicht.“

„So habe ich auch keine wegzugeben.“

„Küsse bekömmt man allenthalben umsonst.“

„Bei mir nicht. Entweder ich nehme andere dafür, oder Geld.“

„So werden wir des Handels nicht einig!“

„Wer ist denn der Herr?“

„Das siehst du mir nicht an?“

„Er sieht so aus, — wie ein Jäger. Aber die Herren Edelleute tragen zuweilen auch solche Kleider, wenn sie

mit uns Bauernmädchen ihren Scherz treiben wollen. Dabei kömmt aber nichts Gutes heraus. — Hebe Er mir den Korb auf den Rücken, wenn Er so gut seyn will!"

„Herzlich gern!"

Das geschah; das Mädchen ging nach dem Dorfe zu, und Rinaldo ging mit ihr. — Sie sprachen mancherlei, und das Mädchen erzählte ihm, morgen sey bei ihrem Dorfe großer Markt.

„Er ist — sagte sie; — die Jahresfeier des Namenstages der H. Klaudia. Auf der großen, langen Wiese, auf der ihre Kapelle steht, ist Markt. Da gibt es allerlei zu kaufen, und da hätte ich Euer Geld recht gut anwenden können."

„Du sollst mich, — antwortete Rinaldo, — morgen auf dem Markt finden, und wenn du freundlich bist und artig, kaufe ich dir etwas."

„Es wär' doch besser, wenn ich es selbst kaufen könnte. Mein Schatz ist gar eifersüchtig. Ein Fremder darf sich mir nicht nahen; das leidet er nicht. Das Goldstück aber hätte ich gefunden gehabt, und er wußte nicht, wie ich dazu gekommen war."

Es kamen Bauern. Rinaldo drückte dem Mädchen die Hand und verließ sie, indem er sagte:

„Ich halte Wort!"

Er ging den Rain hinunter nach einem Wäldchen zu, wo er auf eine Eiche stieg, und sanft in ihren dichten Zweigen ruhte.

Aus seinem Schlummer weckte ihn ein ziemlich lautes Gespräch. Zwei, dem Anschein nach ziemlich verwogene Kerle, saßen unter der Eiche, auf welcher sich ein unge-

betener Lauscher befand, und instruirten einander sehr laut. Man höre sie im Doppelgespräch:

„Also — der Marquis hat pränumerirt?"

„Die Hälfte, wie ich dir sage! Hier ist dein Antheil. — Die andere Hälfte bekommen wir, sobald wir ihm den Schatz überliefern."

„Du mußt mir den ganzen Zusammenhang der Affaire kund machen."

„Was ist dabei groß kund zu machen? Der Marquis liebt das Fräulein, und weil sie nicht auf andere Art zu haben ist, so läßt er sie entführen. — Morgen ist der Klaudiensmarkt auf der großen Wiese bei Lienzo. Dahin kömmt gewöhnlich der ganze benachbarte Adel, und dahin kömmt auch, wie schon ausgekundschaftet ist, das Fräulein mit ihrer Mutter. Gegen Abend passirt sie auf dem Rückwege das Wäldchen, und dort wird sie entführt."

„Wenn ich der Marquis Lomanieri wär', ich ließ das Fräulein unentführt."

„Das will er aber nicht. Sie ist schön; ihr Vater, der alte Baron Moniermi, ist der reichste Edelmann in der ganzen Gegend, und — da ist es schon der Mühe werth, ein Fischchen dieser Art zu erangeln."

„Es wird einen schönen Lärm geben!"

„Was geht das uns an? — Für die Folgen haftet der Marquis."

„Gesetzt aber, das Fräulein hat Bedeckung?"

„Die hat sie nicht."

„Es reitet etwa ein Liebhaber neben ihrem Wagen her? — Dergleichen Herren haben besonders im Angesicht ihrer Liebchen verteufelt viel Kourage!"

„Still! — Ich höre Fußtritte."

Sie sprangen auf und gingen schnell davon. — Einige

Kohlenbrenner gingen vorüber und sprachen von den morgenden Vergnügungen auf dem Markt zu Lienzo.

Als sie vorüber waren, stieg Rinaldo von der Eiche und schlenderte seinen Ruinen wieder zu. Er hatte mancherlei im Kopfe, und besonders schien er etwas darauf setzen zu wollen, das Fräulein zu retten und die Entführung zu vereiteln.

Er ließ Lodoviko und Sanardo kommen, und sprach mit ihnen über den Markt zu Lienzo.

Sanardo. Diesen Markt müssen wir allerdings besuchen! Aber zu diesem Besuche dürfen nur die Behutsamsten von uns gewählt werden.

Rinaldo. Diese magst du selbst wählen.

Sanardo. Gut! — Die Meisten können als Pilger passiren, denn deren kommen eine große Menge nach Lienzo. Andere sind Kohlenbrenner, Bauern, und einige sind als Zigeuner da. Bei diesem Zuge stecken wir auch einige in Weiberkleider, die, welche die schnellsten Finger haben.

Rinaldo. Du instruirst die Bursche.

Sanardo. Gut! — Sie sollen ihre Sache schon machen.

Rinaldo. Ich habe auch etwas vor.

Lodoviko. So?

Rinaldo. Du, Lodoviko, wirst dich immer etwas nahe zu mir halten.

Lodoviko. Soll geschehen!

Rinaldo. Du wirfst dich in Kavalierskleider, was auch ich thun werde. Und weil Fiametta mir täglich anliegt, sie doch auch einmal zu einem kleinen Spaße mitzunehmen, so mag sie dich in Pagentracht begleiten.

Fiametta. Allerliebst!

Rinaldo. Ihr seyd zu Pferde, wie ich, und beide

wohlbewaffnet. — Nun wollen wir einmal sehen, wenn etwa Schüsse fallen müßten, ob der Page nicht vom Pferde fällt.

Fiametta. Keine Sorge! Sie wird sitzen und auch schießen.

Rinaldo. Winke ich dir, Sanardo, so müssen zehn Mann sich fertig halten, dahin zu gehen, wohin ich sie schicke.

Sanardo. Diese Zehne sollen die Pilger seyn.

Rinaldo. Ordnet an und setzt alles in Bereitschaft, damit die Expedition gut abläuft. Jordano und Filippo mögen die Päße besetzen und wachsam seyn, damit wir wissen, wo Hülfe steht, und daß keine Pönhasen sich in unsere leeren Nester schleichen können.

Siebenzehntes Buch.

In den Kreis erwünschter Träume
Tritt die holde Wirklichkeit,
Führt durch blumenvolle Räume
Zu dem Port der Sicherheit.

Aus den benachbarten Städten, Flecken und Dörfern, von Schlössern und aus Hütten strömten Menschen herbei auf den Wiesenmarkt von Lienzo. Käufer, Verkäufer, Pfaffen, Pilger, Edelleute, Damen, Bauern, Zigeuner und Beutelschneider wandelten wie auf einem Karneval in buntem Gewühle durch einander und neben einander. Hier wurde gekauft, hier wurde getrunken und gespeist, dort tönte die Sardische Pfeife, hier erklangen Zither und Triangel, und tanzlustige Füße stampften den Boden. Hier standen schöne Gezelte, und unter denselben webte die vornehme Welt; dort loderten Feuer, und dampfende Kessel standen darüber, gefüllt mit mancherlei Speisen, leckerhaft und einladend für Sardische Gaumen und Magen. Bretterne Baracken und grüne Hütten waren mit Zechenden besetzt, und in der Kapelle der heiligen Klaudia gab's Messen, geweihte Blumen und Absolutionen. Hier stand ein Wurmdoktor auf einer bretternen Bühne, verkaufte Kräuter, Salben und Oele, indeß ein Lustigmacher die Käufer mit derben Schwänken unterhielt, und die wunderbarsten Kuren seines Herrn auf Unkosten aller Könige in Europa erzählte. Dort hörte man Bänkelsänger schreckliche Balladen herkreischen, und nahe dabei bat sich ein lebendes Franziskanergeripp etwas zu Seelenmessen aus, die er für noch unerlöste Seelen zu lesen versprach. Kurz,

das bunte Bild der belebten Welt schwebte auf dieser Wiese im Kleinen.

Rinaldo's Leute fanden sich zeitig ein, und kaum waren sie angekommen, als schon mancher Marktgast seine Börse nicht mehr sah. Sanardo hinkte als Bettler an Krücken einher, und bettelte selbst seinen Hauptmann an, der eben in ein Gezelt treten wollte, und von dem er Geld erhielt, ohne daß er erkannt worden wär'. Das erfreute des Gauners Herz.

Rinaldo forderte Wein, und kam mit einem jungen Manne in's Gespräch, der Uniform trug und in der vornehmen anwesenden Welt bekannt war. Von diesem erfuhr er die Namen der Edelleute und ihrer Damen, und endlich wurde ihm auch die Baronin Moniermi nebst ihrer Tochter gezeigt. — Diese waren es, die er kennen lernen wollte, und nun ließ er sie nicht aus den Augen.

Er ging zwischen einer Reihe von Buden hin, als er das Bauernmädchen sah, mit der er des Tages vorher gesprochen hatte. Er zupfte sie und fragte:

„Habe ich nicht Wort gehalten?“

Liana, so hieß das Mädchen, sah ihn an, musterte ihn vom Kopf bis auf die Füße, und sagte lächelnd:

„Habe ich es doch gleich gedacht, daß der Herr kein gemeiner Jäger ist!“

„Es gibt auch vornehme Jäger.“

„O ja!“

„Ich bin da, Wort zu halten und dir etwas zu kaufen. Ist dein Schatz in der Nähe?“

„Nein! Der ist unter der Miliz, die den Platz bewacht und Ordnung hält. Nachmittag aber wird er abgelöst, und dann ist er bei mir.“

„Wähle dir etwas. Was willst du haben?“

„Diese seidenen Tücher gefallen mir.“

„Das beste ist dein. Welches gefällt dir?“

„Dieses.“

Rinaldo kaufte das bezeichnete Tuch und gab es ihr. Liana nahm es, sah es an und sagte:

„Das Tuch ist recht schön! Aber — wie soll ich nun dazu gekommen seyn?“

„Du wirst schon etwas zu erdenken wissen!“

„Hinter der Kapelle bedanke ich mich.“

Sie warf das Tuch über und ging davon. Rinaldo folgte ihr nach. Hinter der Kapelle stand Liana, ergriff seine Hand, küßte sie und sagte:

„Ich erfülle mein Versprechen, und danke für das schöne Tuch.“

„Rinaldo drückte lächelnd ihr die Hand, zog sie zu sich, und küßte, indem sie sich wendete, ihr die Wange. — Ein Kapuziner trat herbei; er drohte mit dem Finger. Liana schrie:

„Da haben wir's!“
und sprang davon.

Der Kapuziner kam näher und sagte:

„Ei, ei! So hinter dem Rücken der Heiligen, der diese Kapelle geweiht ist! Das ist nicht gut! So etwas kann nicht erlaubt werden!“

„Es ist nun einmal geschehen!“ — antwortete Rinaldo lächelnd.

„So gebe man wenigstens einen Sühnpfennig in den Almosenstock der Kapelle.“

„Das soll geschehen.“

„Und — thue dergleichen nicht wieder.“

„Sie ist ja fort.“

„Kann aber wieder kommen.“

„Jetzt nicht."

„Nie wieder. — Mein Sohn! sey genügsam. Wiederholter Genuß erweckt endlich Reue und Eckel."

Er ging, und Rinaldo trat in die Kapelle. Nach angehörter Messe bedachte er den Opferstock und sah sich hinter der Kapelle um, sah aber weder den Kupuziner, noch was ihm weit lieber gewesen wär', die schalkhafte Liana.

Er fand sie endlich bei der Bude des Marktschreiers. Leise nahte er sich ihr und zwickte sie sanft. Sie sah sich um und lachte. Bald war sie aus dem Gedränge, und am Ende der Wiese fand er sie wieder. Sie sah sich fragend um:

„Es ist doch kein ehrwürdiger Herr in der Nähe?"

„Ich sehe keinen, als mich."

„Ich bin recht erschrocken, als wir vorhin überrascht wurden. Wir wollen uns hier nicht wieder sprechen. Wenn Ihr aber fleißig auf den Platz kommen wollt, auf welchem Ihr mich gestern saht, so könnt Ihr mich wohl einmal wieder finden. Doch vorher müßt Ihr mir sagen, wer Ihr seyd."

„Ich bin ein Fremder, und lange werde ich in dieser Gegend nicht mehr bleiben."

Sie sah zur Erde und zupfte an dem Busentuche. Schweigend nahm sie den Strauß vom Busen, gab ihm denselben, und sah ihn seufzend an, indem sie sagte:

„Dieser Seufzer gilt Eurer Abreise. Lebt wohl!"

Damit eilte sie rasch davon und verschwand in dem Menschengedränge.

Auf einmal entstand ein Lärm. Man hatte einen von Rinaldo's saubern Gesellen auf der That ertappt, als er eben einen Beutel kapern wollte. Man hielt ihn fest. Die Miliz eilte herbei und nahm ihn in Empfang. Sanardo

hinkte hinzu und gab einem entschlossenen Burschen einen Wink. Die andern kamen, das Gedränge wurde vermehrt; man preßte die Miliz fest an den Arrestanten, und ehe dieser es sich versah, wurde er so geschickt mit einem Stilet getroffen, daß er todt zu Boden sank. Man schrie, lärmte, fluchte, schimpfte, schlug auf einander los, der Kerl blieb todt, und die Miliz trug den Kadaver davon.

Trompeten riefen zur Prozession. Die heilige Klaudia wurde, auf einem hohen Gerüst sitzend, einher gefahren. Freundliche Mädchen streuten Blumen, Weihrauch dampfte in die Luft, geweihte Kerzen flammten, und Hymnen ertönten der Heiligen zu Ehren. Der feierliche Zug ging über die Wiese von der Kapelle aus bis zum Dorfe. Die Zuschauer standen dicht auf beiden Seiten; mitten drunter die Baronin Moniermi, ihre Tochter Erminia, und neben ihr Rinaldo ganz absichtlich.

Es konnte nicht an Bemerkungen fehlen; eine gab die andere. Den Blumenstreuerinnen wurden mancherlei Beifallsbezeugungen zugerufen. Rinaldo bemerkte:

„Die Mädchen machen Glück!“

„Sie entzücken, — sagte Erminia; — dreifach. Durch ihr Amt, durch ihre Blumen, und durch sich selbst. Seht nur, wie artig, sogar wie schön, einige dieser Mädchen sind!“

„Die Nähe — versetzte Rinaldo etwas leise; — verdunkelt die Ferne.“

Erminia schlug die Augen nieder, und sagte noch etwas leiser, als er:

„Die Nähe ist nie so gefährlich, als die Ferne.“

„Sie täuschet nicht.“

„Sie gibt sich, wie sie sich geben muß. Dabei bleibt ihr kein Verdienst.“

„Sich selbst bleibt sie mit jedem holden Zauber ihrer Gegenwart.“

„Wir sind hier auf dem Lande.“

„Wo die Natur in schöner, kunstloser Fülle prangt!“

Erminia zeigte schnell auf einen Greis, und rief aus:

„O! welch ein schöner Apostelkopf! Wär' ich ein Maler, der Kopf stünd' heute noch auf einem Petrusrumpfe.“

„Und ich — setzte Rinaldo hinzu; — würde als Maler auch meine Madonna gefunden haben.“

„Doch unter jenen Mädchen?“

„Auch jetzt, noch näher!“

„Ein Künstler darf kein Schmeichler seyn!“

Sie sprach etwas zu ihrer Mutter. — Der Zug war vorüber; die Zuschauer gingen aus einander.

In den Gezelten wurden die Tafeln gedeckt. Rinaldo verlor seine Schöne nicht aus dem Gesicht. — Man setzte sich zu Tische. Erminia sah sich um. Rinaldo stand hinter ihr. Sie griff nach einem Stuhle, sie saß; Rinaldo neben ihr; sie neben ihrer Mutter.

Bei Tische wurde viel gesprochen. Erminia sprach wenig, noch weniger ihr Nachbar. — Der Nachtisch kam.

„Wir haben viel gehört;“ — sagte Erminia.

„Ich — antwortete Rinaldo; — war so glücklich, mit meinen Augen zu hören.“

Sie schwieg. — Die Tafel wurde aufgehoben. Die Gesellschaft zerstreute sich.

Das Fräulein trat an eine Glücksbude. Er folgte ihr auch dahin. Sie lächelte:

„Ich bin im Spiel nicht glücklich, und dennoch wage ich gern etwas im Spiel des Glücks.“

Sie nahmen beide Loose. Eriminia gewann ein paar Pistolen. Rinaldo einen schönen Fächer.

„Wie sonderbar!" — lächelte das Fräulein.

Rinaldo bot ihr einen Tausch an, der auch sogleich getroffen wurde.

„Um zu verwunden, — sagte er; — bedürft Ihr keines Gewehrs. Auch Anadyomene ist unbewaffnet, und ihr gehorcht der Erdkreis. — Ich nehme diese Pistolen und weihe sie Eurer Vertheidigung.

Erminia. Viel Dank, edler Ritter! — Doch hoffe ich, es wird so arg nicht kommen.

Rinaldo. Ich halte Wort.

Erminia. Aber ich muß meinen Ritter auch kennen. Aus dieser Insel seyd Ihr nicht.

Rinaldo. Ich bin ein Römer.

Erminia. Und ein Ritter?

Rinaldo. So ist es. Ostiala ist mein Name.

Erminia. Schon lange auf der Insel?

Rinaldo. Einige Wochen.

Erminia. In Geschäften?

Rinaldo. Auf Reisen.

Erminia. Doch habt Ihr wohl an Höfen viel gelebt? Wenigstens sagt dies Euer Ton.

Rinaldo. Ich liebe das Land, die Natur, und verehre die Schönheit.

Das Gespräch war geendiget. — Der Abend nahte sich. Sanardo machte sich kenntlich.

„Die Pilger sind bereit;" — sagte er.

Rinaldo bestimmte den Platz, auf den sie sich begeben sollten, und bezeichnete den Wagen und die Personen, die zu beobachten waren. Lodoviko und Fiametta fanden sich ein. Filippo hatte Händel mit einigen Vaga-

bunden gehabt. Sanardo zog seine Leute zusammen. Sie gingen nach ihren Bergen, Lodoviko und Fiametta folgten ihnen, wie Rinaldo befahl.

Der Wagen stand angespannt. Die Baronin und Erminia stiegen ein. Rinaldo ließ sich nicht sehen. — Schon war der Wagen ihm aus den Augen, als er sein Roß bestieg und davonjagte. — Vor dem Walde holte er den Wagen ein.

Es wurde dunkler. Erminia hörte Hufschlag. Sie blickte aus dem Wagen. Rinaldo erschien am rechten Kutschenschlage; das Fräulein rief:

„Ei, seht doch, Mutter! meinen Ritter."

„Ich halte Wort; — sagte er. — Der Wald ist lang, es wird dunkler, und meine und Eure Pistolen sind geladen."

Mutter und Tochter dankten sehr höflich, und das Fräulein fuhr fort:

„Schon glaubte ich Euch verschwunden."

Die Mutter aber fragte sehr naiv:

„Ihr reitet aber doch nichts um?"

„Ein Fremder ist allenthalben daheim;" — antwortete Rinaldo.

Es erfolgte eine Pause. — Im Walde wurde laut gepfiffen. Die Damen fuhren erschrocken zusammen. Rinaldo hörte das ihm bekannte Zeichen. Er wußte nun, daß seine Leute ihm zur Seite im Walde waren.

„Was war das?" — stammelte Erminia.

„Ein Wanderer vielleicht, — sagte Rinaldo; — der sich die Zeit vertreibt."

„O nein! Es war ein Schreckenston für jedes Wanderers Ohr."

„Fürchtet nichts!“

Ein nahes Geräusch. Es rauschte durch die dürren Blätter des Bodens wie menschliche Fußtritte; es kam näher, zwei Kerle wurden sichtbar. — Sie nahten sich dem Wagen.

„Legt die Waffen ab!“ — schrie Rinaldo, indem er mit gezogenem Gewehr auf sie zuritt.

Der eine wollte Feuer geben. Das Pulver flog von der Pfanne auf; der Schuß versagte. Besser traf Rinaldo. Der Kerl stürzte sogleich zu Boden. Der andere fiel bittend auf die Knie. Rinaldo ließ ihn binden und auf den Wagen setzen. Ein Bedienter, den Rinaldo bewaffnete, saß neben ihm; dem Kutscher rief er zu, rasch darauf loszufahren, und seine Gesellen im Walde erhielten von ihm das Zeichen ihrer Entlassung.

Der Wagen hielt vor dem Schlosse des Barons Moniermi. Man stieg aus. — Die Damen klagten dem Baron ihren Unfall und stellten ihm ihren Retter vor. — Der Baron empfing ihn herzlich, und Rinaldo nahm bescheiden jede Lobeserhebung an, die man ihm zollte.

Der Gebundene wurde vorgeführt. Er sagte aus, was wir schon wissen, und wurde in's Schloßgefängniß gebracht.

Man legte sich spät zur Ruh, und stieg des Morgens sehr spät auf.

Rinaldo fand den Baron, seine Frau und Tochter bei'm Frühstück in einem Pavillon des Gartens.

Baron. Mein Herr Ritter! indem ich Euch nochmals danke, bezeige ich Euch zugleich meine Verlegenheit, denn ich muß Euer Schuldner bleiben, und weiß nicht, womit ich —

Rinaldo. Ohne Verlegenheit, Herr Baron! Jeder Mann von Ehre würde gethan haben, was ich that. Ein Reisender muß dergleichen Auftritte beständig vor Augen haben. Es konnten mich Räuber anfallen, und ich würde mich auch zur Wehre gesetzt haben.

Erminia. Aber Ihr wagtet Euer Leben für eine Unbekannte, die —

Rinaldo. Für eine Dame zu kämpfen ist Ritterpflicht, gleichviel, sey sie auch eine Unbekannte!

Erminia. Ihr seyd auf Reisen, wir sehen einander vielleicht nie wieder, aber ewig wird mein Herz dankbar für meinen Retter schlagen!

Baronin. Mutter und Vater verdanken Euch die Rettung ihres einzigen Kindes!

Man lustwandelte im Garten umher, und kaum sah Rinaldo sich mit dem Fräulein allein, als es zu einer wechselseitigen Unterhaltung kam.

Er. Noch habe ich eine Bitte an Euch, mein Fräulein!

Sie. An mich? Geschwind die Bitte!

Er. Stellt dem mich vor, für den ich Euch rettete.

Sie. Ihr kennt schon meine Eltern.

Er. Doch den nicht, dem Euer Herz —

Sie. Mein Herz ist noch mein, so wie meine Hand.

Er. Ich darf nicht zweifeln, wie gern ich auch zweifeln möchte.

Sie. Ich wiederhole es, mein Herz ist frei, und meine Hand ist mein.

Er. Wenn Ihr dereinst diese theuern Pfänder Eurer Liebe verschenkt, so —

Sie. Ihr brecht ab?

Er. Mein Fräulein! Das, was ich sagen wollte, darf ich als —

Die Mutter kam. — Rinaldo zog die Uhr und sprach von seiner Abreise.

„Wir meinten, — sagte die Baronin; — unsern so werthen Gast einige Tage bewirthen zu können."

„Ich muß — versetzte Rinaldo; — zu meinem Gepäck, zu meinen Leuten. Doch das Vergnügen, mich unter so guten Menschen länger zu sehen, kann ich mir unmöglich rauben. Wir sehen uns wieder. Ich komme zurück."

Das mußte er versprechen. — Schon als er auf dem Pferde saß, wurden Bitte und Versprechen wiederholt, und Erminia bestimmte sogar die Zeit des Wiedersehens.

Rinaldo kam bei seinen Gesellen an. Der Markt hatte etwas eingetragen. Die Theilung ging, wie gewöhnlich, gewissenhaft vor sich. — Einige Tage blieb es ruhig.

Liana fiel dem Hauptmann wieder ein. Er ging aus, sie zu sprechen, und fand sie wirklich da, wo er das erstemal sie gefunden hatte. Sie lächelte ihm entgegen:

„Da sehen wir uns ja doch wieder!"

Im Grünen saßen sie. Liana sprach von dem Markt, und erzählte ihm, wie sie sich divertirt habe. Darauf bemerkte sie:

„Ich sah Euch wohl mit einem schönen Fräulein fleißig sprechen. Die hat sicher etwas mehr als ich von Euch bekommen!"

„Auch nicht einmal wie du, ein seidenes Tuch!"

„Das macht Ihr mir nicht weiß! — Ich denke immer —"

„Was denkst du?"

„Sie wird es, denke ich, mit Euch wie ich mit meinem Lorenzo machen."

„Wie?"

„Zum Manne mache ich ihn."

„Und wozu machst du mich?

„Euch mache ich, wenn Ihr noch dann in der Gegend seyd, zu einem Hochzeitgast."

Sie stieg auf, nahm ihren Korb und wollte gehen. Eine Frage schwebte ihr auf den Lippen, die sie aber sichtbar unterdrückte. Endlich sagte sie:

„Ueber's Jahr um diese Zeit wollen wir sehen, wie es mit uns aussieht!"

Rinaldo seufzte. Liana lächelte:

„Wohin wohl dieser Seufzer flog!"

„Dir nach."

„Ich nehme ihn mit und gebe Euch einen andern dafür."

Schnell ging sie fort, doch zweimal blieb sie auf dem Wege stehen und sah sich nach ihm um.

Rinaldo streckte sich ins Gras, und seine Phantasie trug ihn zu der schönen Erminia. Lange verweilte er bei ihr, und unmuthig begann er endlich:

„Was willst du thun? — Du willst sie wiedersehen? — Du willst sie täuschen? — Mußt du das nicht?"

Er sprang auf. Langsam ging er seinem Aufenthalte zu. — Fiametta in männlicher Tracht kam ihm entgegen.

„Man fragt nach dir und sucht dich allenthalben;" — sagte sie.

Jordano kam.

„Hauptmann! — begann er; — wir suchen dich?"

„Was gibt es?"

„Es kann viel geben."

„Wie so?"

„Ich habe es ausgekundschaftet. Als Bettler verkleidet, schlich ich nach Oristagni, und dort erfuhr ich es."

„Was?“

„Ein Schiff ist eingelaufen und hat drei Fässer mit Gelde ausgeladen. Dies Geld wird morgen früh zu dem Statthalter nach Cagliari gebracht. — Nun frage ich dich in meinem und deiner Leute Namen: Soll der Statthalter diese Geldfässer bekommen oder nicht? — Was uns betrifft, so meinen wir alle, er soll sie nicht bekommen.

„Ihr wollt euch also die Hunde selbst an den Leib hetzen?

„Ueber lang oder kurz spüren sie uns doch wieder einmal auf.“

„So nehmt das Geld.“

Jordano zog sogleich seine Gesellen zusammen, und gegen Abend rückten sie in die Weinberge vor Marmilla.

Der Tag brach an; sie zogen der Landstraße zu. Alle Büsche und Graben waren belegt. — Die Geldwagen kamen, begleitet von 20 Reitern. — Jordano brach hervor. Es kam zu einem hartnäckigen Gefecht. Zuletzt behaupteten die Räuber den Platz und führten die Geldwagen in die Gebirge.

Dieses Wagestück brachte ganz Oristagni und Cagliari in Bewegung. — Der Statthalter ließ Soldaten ausrücken, und die Oristagner bewaffneten sich eilig.

Am dritten Tage waren die Berge von dreihundert Soldaten und fünfhundert Mann Miliz umsetzt. Diesen konnte Rinaldo kaum achtzig Mann entgegenstellen.

Die Soldaten drangen gegen die Pässe vor. Sie fanden einen Widerstand, den sie nicht zu finden geglaubt hatten; doch ihr Geschütz entschied und die Pässe wurden forcirt. Jetzt zogen alle Truppen sich in das Gebirg hinein, und Rinaldini's Leute flohen in ihre Löcher.

Rinaldo sah, daß er sich nicht halten konnte. Er gab Fiametten Geld und Edelsteine. In eine Pilgerkutte ge-

hüllt, floh sie. In Lode hoffte sie ein Schiff zu finden, und Maltha war der Platz, den Rinaldo ihr bestimmte, ihn dort, käm' er davon, zu erwarten.

In einem kleinen Thale mitten im Gebirge zog Rinaldo sein Häuflein zusammen. Hier wurde er angegriffen. Drei Stunden dauerte das Gefecht; er mußte weichen, und floh mit zwanzig Mann auf seine Burg.

Hier vertheilte er, was von Werthe noch zu vertheilen war, um sie muthig zu machen, für den Besitz ihrer Schätze zu streiten, und erklärte ihnen, daß er entschlossen sey, bis auf den letzten Athemzug sich zu vertheidigen. — Alle schwuren ihm zu, mit ihm zu leben und zu sterben. Wie war aber auf Menschen zu rechnen, die sich selbst keinen Glauben, keine Treue abgewinnen konnten?

Rinaldo mochte wohl selbst eben so denken, denn er war sehr vorsichtig und beobachtete seine Gesellen genau.

Eines Abends schlich er dem verborgenen unterirdischen Gange zu, der ein Geheimniß für alle blieb, wo er seine Kostbarkeiten verborgen hatte, um sein getreues Roß zu füttern, das dort versteckt war. Als er zurück kam, hörte er bei einem Schutthaufen im Schloßhofe sprechen. Er kroch hinter eine Mauer, und war Zuhörer einer sonderbaren Unterredung zwischen einigen seiner saubern Kameraden.

„Ich will euch alles — sagte der eine derselben, der der Sprecher zu seyn schien, ganz kurz darstellen. Wozu sollen unsere Vertheidigungsanstalten dienen? Unsern Schutthaufen werden die Soldaten bald erstürmen, und wir sitzen dann alle auf Rädern. Der Hauptmann selbst ist verloren. Laßt uns an unsere Selbstrettung denken. Wir wollen

akkordiren; den Hauptmann liefern wir aus, und erhalten Freiheit und Pardon. Dann können wir unser Geld anwenden, wozu wir wollen, und entgehen dem Galgen auf die beste Manier."

Man sprach hin und her, und endlich gab man dem Sprecher Beifall.

Rinaldo, der so etwas schon längst befürchtet hatte, zog sich in seinen Gang zurück, führte sein gesatteltes Roß sich nach, nahm seine Kostbarkeiten zu sich, setzte sich auf, trabte davon, und überließ die Verräther ihrem Schicksal.

Auf dem Schlosse des Barons Moniormi treffen wir den Entflohenen wieder an, wohlaufgenommen, freundlich bewirthet, und in Gesellschaft der schönen Erminia, die es sich selbst gestehen mußte, daß sie gern in der seinigen war.

In das Schloß kam die Nachricht, in einer zerstörten Veste sey endlich Rinaldini mit dem Ueberrest seiner Leute gefangen genommen und nach Oristagni geführt worden.

„Ich habe, — sagte der Baron; — ob er gleich ein Räuber ist, dennoch Mitleid mit Rinaldini. Er hat, wie man erzählt, auch eine sehr großmüthige Seite gehabt, und ist gegen Arme mitleidig gewesen. Das ist es, was mir an ihm gefallen hat!"

„Nur ein großmüthiger Mann, Herr Baron! — begann Rinaldo; — kann selbst an einem Räuber etwas bewundern, das großmüthigen Handlungen ähnlich sieht. Wenigstens hat sicher Rinaldini die meisten derselben mit Eigennutz ausgeübt Da Tausend so schlecht von dir sprechen, — sagte er vielleicht bei sich selbst, — so sollen doch wenigstens auch einige Wenige gut von dir reden; dies

könnte doch wohl einigen Eindruck machen, einige Entschuldigung geben. — So nehme ich die Sache."

Baron. So werden sie die meisten Menschen nehmen. Ich aber habe noch eine Seite, von der ich sie betrachte. — Vielleicht war Rinaldini durch irgend einen Unglücksfall in seine Lage gekommen. Die Bahn des Lasters ist breit, er wandelte dieselbe mit Bequemlichkeit. Als er aber dennoch endlich zu sich kam und zurückgehen wollte, war es zu spät.

Rinaldo. Ja, ja!

Baron. Um also nur in etwas gleichsam sich selbst zu entsündigen, — wenn man so reden darf; — wurde er edelmüthig.

Rinaldo. Das ist sehr möglich!

Baron. Mir ist es äußerst wahrscheinlich, und ich glaube es sogar.

Rinaldo. Wenn er aber nun, wie man erzählt, von jeher, ehe er sich am Ziele seiner Räuberthaten sah, so handelte?

Baron. So brachte er ein gutes Herz mit in seine Wälder, und Gutes zu thun war ihm gleichsam angeboren.

Rinaldo. Er soll wirklich mitleidig gewesen seyn.

Erminia. Wenigstens sehr zärtlich. Von seinen Liebschaften erzählt man viel.

Rinaldo. Man weiß allenthalben viel von ihm zu erzählen. In Florenz, in Rom, in Neapel und in ganz Sizilien spricht man von ihm. Und was das Sonderbarste ist, man erzählt größtentheils nur Gutes von ihm.

Erminia. Die Menschen sind sehr gefällig, wenn man nur ihre Aufmerksamkeit zu erhalten weiß.

Baron. Mein Vater war ein Florentiner. Er verließ sein Vaterland. — Ich hatte in Florenz Familien-

angelegenheiten zu berichtigen, und als ich dahin ging, machte ich einst in den Apenninen eine merkwürdige Bekanntschaft mit einem Klausner, Donato genannt. Dieser kannte Rinaldini genau und hat mit mir viel von ihm gesprochen. — Diese Nachrichten haben mich, ich kann es nicht läugnen, sehr für ihn eingenommen, und ich glaube, ich hätte mir beinahe selbst gewünscht, seine Bekanntschaft zu machen, wenn er allein und ohne Gesellen zu sehen gewesen wär'. — In der Nähe will man ihn allenthalben gesehen haben, doch bis zu meinem Schlosse hat er sich nicht verirrt.

Ganz unvermuthet gab Rinaldo diesem Gespräch eine andere Wendung, indem er Erminiens Stickerei bewunderte.

Nach Tische sprach man von einem Besuche, den man erhalten würde, und ehe Rinaldo noch den Namen des Gastes erfuhr, trat dieser selbst ins Zimmer. Es war der Marquis Reali, den wir kennen. — Betroffen trat er einen Schritt zurück, faßte sich aber schnell, ging auf Rinaldo zu und fragte:

„Treffen wir uns hier?“

„Eine Bekanntschaft?“ — fragte der Baron.

„Eine Bekanntschaft;“ — antwortete der Marquis lächelnd, und wendete sich zu den Damen.

Der Baron fixirte den vermeinten Ritter Ostiala, und dieser war nicht ganz ohne Verlegenheit.

Der Marquis stattete Erminien seine Glückwünsche wegen ihrer Befreiung ab, und erzählte, der Marquis Lomanieri habe die Insel verlassen.

„Es war — fuhr er fort; — in der That ein Unternehmen, welches dem Marquis Lomanieri theuer würde

zu stehen gekommen seyn! Er ist, sagt man, nach Turin gegangen, um dort bei dem König um Gnade zu bitten."

Baron. Meine Berichte an den König werden eher dort eintreffen, als er. Ich verlange Satisfaktion, und muß und werde sie erhalten.

Marquis. Gewiß!

Baron. Der Marquis darf ungestraft meine Ehre nicht angetastet haben.

Marquis. Natürlich!

Erminia. Ohne den tapfern Beistand dieses Herrn, den Ihr kennt —

Marquis. Dieses Herrn?

Erminia. Wär' das abscheuliche Unternehmen sicher geglückt.

Marquis. O! es durfte nicht glücken! Der Himmel hält stets sein schützendes Schild über Schönheit und Tugend.

Der Marquis nahte sich einem Fenster. Rinaldo trat schnell hinzu. — Die Damen zogen sich zurück. Erminiens Augen blieben bei den Sprechenden; der Baron wurde nachdenkend.

„Herr Marquis! — sagte Rinaldo; — Ihr kennt mich; Ihr wißt, wer ich bin. Hier kennt man mich als den Retter des Fräuleins, und nennt mich Ritter Ostiala. Es steht bei Euch, meinen wahren Namen zu entdecken; ich kann nichts dagegen haben, da ich dies selbst bei meiner Abreise thun wollte. Was ich für den Baron that, berechtiget mich, Anspruch auf seine Dankbarkeit zu machen. Ihr habt gegen mich keine Verbindlichkeit. Aber ich bitte Euch, bringt uns alle nicht in Verlegenheit! Meine Leute sind in der Nähe, und die Noth könnte uns etwas erlauben, was wir bereuen würden."

„Ich habe Pflichten gegen den Staat, — erwiederte der

Marquis; — die ich erfüllen muß, will ich nicht selbst schuldig erscheinen. Das Wenigste, was ich thun kann, ist, — dem Baron zu sagen, wer sein Gast ist.“

„Ihr wollt ihn also in Verlegenheit setzen?“

„Kennt Ihr die Befehle der Regierung?“

„Sie werden Euch gebieten, mich ihr zu überliefern?“

„So ist es.“

„Wie könnt Ihr das?“

„Wie?“

„Wagt Ihr nicht Euer Leben? — Ich kann mit Euch nicht scherzen, wenn Ihr es ernstlich meint. Ihr fallt zuerst.“

„Was wagt Ihr, mir zu sagen?“ — schrie der Marquis laut, und griff an den Degen.

„Mich treibt die Noth!“

Der Baron trat herzu.

„Ich will nicht hoffen, — sagte er; — daß zwischen Euch ein Mißverständniß —“

Marquis. Kein Mißverständniß! Wir kennen uns, und mir gebietet die Pflicht —

Rinaldo. Was sie jetzt, da die Sache so weit gekommen ist, mir selbst gebietet, Euch meinen wahren Namen zu nennen.

Baron. Ihr habt uns hintergangen?

Erminia. Ihr seyd der Ritter Ostiala nicht?

Rinaldo. Der bin ich nicht.

Baron. Ihr gabt Euch einen falschen Namen?

Marquis. Es ist der erste nicht. Der letzte aber kann es seyn. — Baron! Ich bin verbunden, diesen Mann —

Rinaldo. Nun bedarf es weiter keiner Umschweife. — Ich bin Rinaldini.

Das Fräulein sank auf ein Sopha; laut auf schrie die Baronin. Der Baron trat betroffen zurück, indem er sagte:

„Marquis! Ihr habt uns allen keinen Gefallen gethan."

Marquis. Ihr kennt, wie ich, die Befehle der Regierung; ich kenne sie auch, und weiß, was ich zu thun habe.

Rinaldo. Thut, was Ihr thun müßt.

Baron. Marquis! — In welche Verlegenheit stürzet Ihr uns alle! Meine Dankbarkeit kämpft mit der Pflicht, den Retter meiner Tochter der Obrigkeit zu überliefern.

Rinaldo. Herr Baron! Ich kann nur mit Gewalt Euch Eurer Verlegenheit entreißen. — Ich öffne dieses Fenster. Ein Schuß, und meine Leute dringen ins Schloß. Mein Leben verkaufe ich theuer. Der Marquis fällt, wenn einer sich mir naht. Furcht kenne ich nicht, und jetzt heißt die Noth mich morden.

Baronin. Mein Gott! läßt sich kein Ausweg treffen?

Rinaldo. Nur einen Ausweg wüßte ich.

Baronin. O! nennt ihn, gebt ihn an!

Rinaldo. Laßt von meinen Leuten mich hier abholen. Ihr weicht dann der Gewalt, und habt keine Verantwortung zu fürchten.

Marquis. Ihr schwört, daß Eure Leute sich keine Gewaltthätigkeiten erlauben.

Rinaldo. Das kann ich nicht, selbst um Euretwillen nicht. Gewalt muß mich befreien, sonst könnte man das Ganze für Spiegelfechterei erklären. Der Marquis läßt sein Leben, und um das meinige wird gekämpft. — So weit habt Ihr es selbst getrieben, Herr Marquis! Ich habe keine Schuld.

Er spannte, als er dies sagte, ein gezogenes Terzerol, und riß das Fenster auf.

„Haltet ein!" — schrie Erminia.

Baron. Keine Uebereilung!

Rinaldo. Ich werde, was ich thun muß, ewig bereuen. Aber, zwingt man mich nicht, es zu thun?

Baron. Marquis! Nur Ihr könnt uns alle retten.

Marquis. Wie könnte ich das?

Baron. Unter uns bleibt alles. Ihr gebt Euer Ehrenwort, von diesem unglücklichen Vorfall nie zu sprechen. — Wer könnte uns verrathen?

Der Marquis wollte sprechen, als der Kammerdiener der Baronin eintrat und meldete, der Gärtner habe zwei verdächtige Vermummte um die Gartenmauer schleichen sehen.

Dieser glückliche Zufall machte dem Gedrängten Luft. — Der Baron stammelte:

„Der Gärtner soll die Vermummten genau beobachten."

Der Kammerdiener ging. Rinaldo redete:

„Meine Leute haben den Marquis gesehen, sie ahnen, was mir bevorsteht; Ihr seht, sie sind wachsam. Zum Unglück kommandirt sie Jordano, der unbändigste meiner Gesellen, der mir schon oft großen Kummer durch seine Wildheit verursacht hat."

Baronin. Er wird doch nichts ohne Ordre unternehmen?

Rinaldo. Ich hoffe und wünsche es nicht.

Baronin. Gebietet ihm, sich zu entfernen.

Rinaldo. Ich kann das nicht.

Baronin. Marquis! — Ich fordere von Euch —

Marquis. Wenn ich —

Baronin. Ihr könnt uns retten.

Erminia. Gebt Euer Wort!

Der Jäger trat ein. Man sehe, sagte er, Bewaffnete im Wäldchen hinter'm Garten.

„Beobachtet sie!" — sagte der Baron ängstlich.

Der Jäger ging. Rinaldo sah den Marquis fragend an. Dieser erklärte sich, sein Wort zu geben, wenn Rinaldo ihm das seinige geben wolle, sich nicht an ihm oder an seinen Gütern zu rächen.

Erminia. Das wird er nicht thun!

Rinaldo. Ich gebe Euch, was Ihr verlangt. Nie werde ich mich an Euch oder an Euern Gütern rächen, so lange Ihr schweigt. Wolltet Ihr aber —

Marquis. Ich brach noch nie mein Wort. — Es bleibt alles unter uns.

Rinaldo. Herr Baron! Laßt mein Pferd vorführen. Ich scheide von Euch mit dankbarem Herzen. Ihr wißt, was Ihr von mir gesprochen habt, ehe Ihr mich kanntet. Ach! was empfand ich, als ich Euch so sprechen hörte! — Der Räuberhauptmann hat ein Herz und weiß dankbar zu seyn. Lebt wohl! Mein unglückliches Schicksal treibt mich von allen schönen Plätzen, aus allen Wohnungen des Friedens. Ach! wo schöne edle Seelen weilen, darf ich nur im Geiste seyn. So bin ich stets bei Euch. Beklaget mich, verdammt mich aber nicht! Schenkt euer Mitleid einem Unglücklichen, der nirgends sicher ist, der nie sich zeigen darf, ohne Schrecken und Verwirrung zu verbreiten. Diese Gefühle drücken mich zu Boden. Schenkt, wenn Ihr dürft, mir Eure Freundschaft, und lebt wohl!

Thränen in den Augen, verließ er das Zimmer. Ihm folgte der Baron.

Im Wäldchen hinter dem Schlosse wurde geschossen. Dragoner wurden sichtbar.

„Der rechte Flügel meines Schlosses — sagte der Baron, ist an ein altes Gebäude angebaut, das ich aus

mehr als einer Ursach noch nicht habe abreißen lassen. Dorthin bringe ich euch. Dort seyd Ihr sicher, und ich selbst werde es weder an Nachfrage noch an Verpflegung fehlen lassen. Den Soldaten jage ich Euch nicht entgegen. Ist der Marquis abgereist und die Gegend ist von Soldaten geräumt, dann — mögt Ihr reisen.“

Rinaldo dankte dem Baron schweigend mit Blick und Händedruck, und folgte ihm über den Hof. — Sie kamen in das alte Gebäude. Der Baron verschloß die Thüren und ging zur Gesellschaft zurück.

Der Marquis war sehr verstimmt, und nahm mit Wiederholung seines Versprechens Abschied. Erminia ließ sich zu Bette bringen. Die Baronin klagte Kopfweh

---

Rinaldo befand sich in einem getäfelten, mit gemalten und vergoldetem Schnitzwerke versehenen Zimmer, mit wenigen und alten Meubeln versehen. Auf einigen Wandleuchtern staken Wachslichter, die die Zeit ihres Nichtgebrauchs ganz braun gemacht hatte. Die Seitenthür des Zimmers führte in einen Saal, dessen Wände mit Familiengemälden rund herum behangen war.

Diese Gemälde betrachtete Rinaldo, als der Baron eintrat.

„In diesem Saale, — sagte er; — bin ich oft. Dies sind die Bilder meiner Ahnherrn und ihrer Weiber; das meinige schließt diese Reihe. Ich sterbe ohne Sohn. Seit vierhundert Jahren blühte mein Geschlecht unter der Republik und unter den Herzogen von Florenz. Mein Vater verließ sein Vaterland mit seinen Schätzen, kaufte dieses Schloß, und hängte hier die Bilder seiner Familie auf. — Dieser hier focht als General der Florentiner gegen die Venetianer; dieser diente unter Doria bei Lepanto. —

Dieser war mein Vater. Ihm zur Seite hängen die Bildnisse seiner beiden Weiber. Die erste gab ihm eine Tochter und einen Sohn, der nicht mehr lebt; die zweite gebar mich. — Ehemals lebte hier die ausgestorbene Familie Sestino. Hier ist ihre Hauskapelle."

Er öffnete die Thür. Sie traten hinein. — Es rauschte hinter einem seidenen Vorhange. Rinaldo sah den Baron an. Dieser nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm in den Saal zurück.

Schweigend kamen beide in das Zimmer. — Der Baron ging, kam bald zurück, und trug einen Korb mit Speisen und Wein. — Sie setzten sich. Der Baron begann:

„Das Geräusch in der Kapelle machte Euch aufmerksam."

Rinaldo. Ist die Kapelle bewohnt?

Baron. Die Zimmer hinter der Kapelle sind es.

Rinaldo. Wie?

Baron. Seyd unbesorgt! — Dort wohnt ein Wesen, das Ihr nicht zu fürchten habt. Ich bitte Euch aber, sie nicht zu beunruhigen.

Rinaldo. Sie?

Baron. Meine unglückliche Schwester wohnt dort.

Rinaldo. Eure Schwester?

Baron. Ein Geheimniß, von dem selbst meine Frau und meine Tochter nichts wissen. — Euch theile ich es mit. Warum? sollt Ihr nachher erfahren. — — Meine Schwester Isotta war durch ein Gelübd' ihrer Mutter zum Klosterleben bestimmt, zu dem sie keine Neigung fühlte. Sie wurde mit einem Prinzen bekannt, und ihre Bekanntschaft hatte Folgen. Ihr Bruder suchte den Liebhaber seiner Schwester auf Befehl der Mutter auf. Vergebens waren Vorstellungen und Bitten; er verlangte Blut. Der Prinz mußte sich mit ihm schlagen, und war so unglück-

lich, seinen Gegner zu erstechen. Die Mutter starb; der Vater vermählte sich zum zweitenmal und verließ Florenz. — Isotta wurde hieher gebracht, und ihren Sohn hat sie nie wieder gesehen. Er wurde auf dem Lande erzogen, ging verloren, und man weiß nicht, hat es nie erfahren können, wohin er gekommen ist.

Rinaldo. Und der Vater?

Baron. Hat, heißt es, sein Grab in den Morgenländern gefunden. — Ich liebe meine unglückliche Schwester Isotta herzlich, und der Zufall will, daß Ihr dieser Schwester sehr ähnlich seht. — Ich denke jetzt nicht daran, daß Ihr Rinaldini seyd; ich sehe in Euch nur den Fremden, der meine Tochter gerettet hat. — Wo seyd Ihr geboren?

Rinaldo. In Ostiala. Der Jüngste meiner sechs Geschwister, ich bin eines Bauern Sohn. Ein Klausner in jener Gegend, wo ich die Ziegen hütete, war mein Lehrer. Ihm verdanke ich jeden Unterricht, den ich erhielt. Seine Biographieen des Plutarch erhitzten meine Phantasie, und die Welt der Ritterbücher war meine Lieblingswelt. Wär' ich edler geboren gewesen, wer weiß, welche glänzende Rolle ich gespielt hätte!

Der Baron schwieg. — Er ging endlich zu seiner Schwester und blieb lange bei ihr. Spät trennte er sich von seinem Gaste.

Die Sonne weckte früh den Schläfer, der gegen Morgen erst entschlummert war. Rinaldo stand auf, ging in den Saal, öffnete ein Fenster und blickte in die schön erleuchteten Fluren. Der Nebel wallte die Berge hinauf und ein Diamantenmeer flimmerte im Thale. Ergriffen

von einem wehmüthigen Gefühle, warf sich Rinaldo mit nassen Augen vor dem offenen Fenster nieder. Er seufzte tief auf, hob seine Augen gen Himmel und rief aus:

„O! Gottes Sonne leuchtet dieser Flur so schön! — Auch ich genieße ihre milden Blicke, und dennoch dringt kein Strahl der Freude in dieses klopfende Herz! — Ach! — Ach! überall hin werden diese Strahlen mich begleiten, und überall hin trage ich mein Herz mit mir.“

„Klage nicht!“ — ertönte eine Stimme hinter ihm.

Er wendete sich, sprang auf; die Thür der Kapelle war geöffnet, und eine schwarzgekleidete Dame stand vor ihm. Er blickte sie betroffen an. Sie hob die Hand und bedeckte die Augen, indem sie sagte:

„O! dieser Spiegel blendet mich!“

Rinaldo stammelte:

„Ach! gönnt mir Eure Blicke, wie mir die wohlthätige Sonne ihre Strahlen gönnt.“

Sie zog die Hand von den Augen und sagte:

„Seit beinahe dreißig Jahren sah ich kein so freundliches Bild, als das deinige, Fremdling! Es thut so wohl, und dennoch schmerzt es! Diese Augen sehen mich selbst. In dir sieht sich Isotta. — Verweile hier bei mir. Ich spreche so selten mit einem Menschen, und in ein Gesicht, wie in das deinige, habe ich noch nicht gesehen. — Ich hatte einen Sohn. — Nur wenige Stunden lächelte er mir! — Wie du, so müßte er jetzt aussehen. — Mein Herz will mich täuschen! — Nein! Ich weiß es ja, daß du nicht mein Sohn bist. — Mein Bruder sagte mir, du seyst ein Reisender; ein unglücklicher Zweikampf hält dich hier verborgen. — Ach! auch mein Bruder fiel einst im Zweikampf! — — So lange du noch hier bist, mußt du viel, recht viel mit mir sprechen. Denn wenn du fortgehst,

bin ich wieder allein, und spreche nur zuweilen meinen Bruder und einen Klausner, — er wohnt auf jenem Berge; — der durch einen verdeckten Gang, den mein Bruder ihm gezeigt hat, zweimal in jeder Woche zu mir kömmt."

Rinaldo ergriff ihre Hand und benetzte sie küssend mit seinen Thränen.

Sie. Du weinst?

Er. Mein Herz! mein Herz!

Sie. Sonst habe ich viel geweint. Jetzt kann ich nicht mehr weinen. Die Quellen meiner Thränen sind vertrocknet, und ich habe keine Thränen mehr, die das Herz erleichtern. Nur Seufzer sind mir noch geblieben. Ich sende sie vergebens meinem Grabe zu!

Er. Auch ich!

Sie. Auch du?

Er. O ja! Auch ich!

Sie. So bist du gewiß nicht glücklich.

Er. Ich war es nie!

Sie. Ich beklage dich. Auch ich bin sehr unglücklich und kann nie wieder glücklich werden. Mein Gatte, mein Sohn, mein Unglück — Ach! — — O! dieser Blick von dir! — Ach! keinen dieser Blicke mehr! Doch dieser Händedruck soll — — Gerechter Gott! —

Er. Was ist dir?

Sie. Was sehe ich? — Täusche ich mich nicht? — Nein! Ich sehe — O Gott!

Er. Rede! —

Sie. Auf deiner rechten Hand dies Mahl —

Er. Ich habe es mit auf die Welt gebracht.

Sie. Dieses sonderbare Mahl — trug auch mein Sohn auf seiner rechten Hand. Ich war so froh, als ich es

sah, dereinst ihn daran wieder zu erkennen! Ein zweites Mahl, auch diesem gleich, trug mein Kind auf seinem linken Knie.

Er. Hier ist das Mahl! Ich trage es.

Sie. Heilige Jungfrau! — Bist du deiner Mutter gewiß?

Er. Eine Bäuerin. Nie nannte man mir eine andere.

Sie. Nein! sie war deine Mutter nicht. Zwei Tage warst du auf der Welt, als man dich mir entriß, und dich, ich weiß es nicht wohin brachte. — Du bist mein Sohn! Nicht diese Zeichen allein, auch mein Herz sagt es noch lauter! O! fühle diesen Schlag! An meine Brust! Du bist mein Sohn!

Der Baron trat ein. Betroffen sah er die Umarmung, blieb stehen und konnte nicht sprechen.

Isotta. O Gott! — Ich habe wieder Thränen! Du bringst sie mir diese Freudenthränen! — Der Mutter gibst du alles wieder; auch Thränen, und — dich selbst! dich selbst!

Baron. Schwester!

Isotta. Mein Sohn!

Rinaldo. Meine Mutter!

Baron. Ewiger Gott!

Isotta. Er ist es! Ja, er ist es! Die Zeichen sind an ihm; er ist mein Ebenbild; für ihn schlägt dieses Herz. — O! guter Gott! Du gabst mir Thränen wieder und den geliebten Sohn! — Wie mächtig ist dein Zauberruf, Natur! O! wer dies nie empfand, der kann's auch nicht begreifen. So belehrt der Himmel nur; so kann der Schöpfer nur belehren. O! halte dich, mein Herz! O Gott! wie ist —

Sie sank in Ohnmacht. — Als sie nach mancherlei Be-

mühungen wieder zu sich gebracht wurde, bat sie der Baron, auf ihrem Zimmer ein wenig zu ruhen. Man brachte sie dahin.

Als der Baron und Rinaldo wieder in den Saal zurück kamen, warf dieser sich zitternd auf ein Sopha und stöhnte tief auf:

„O! wie ist mir!“

Der Baron ging schweigend auf und nieder, sagte endlich mit gepreßter Stimme:

„Ich muß mich sammeln. In einigen Stunden seht Ihr mich wieder.“

Er verließ den Saal. — Rinaldo ging auf sein Zimmer, warf sich auf's Lager und weinte laut.

Als der Baron zurück kam, ging er ganz heiter auf Rinaldo zu, ergriff seine Hand und sagte:

„Was mich betrifft, so habe ich guten Rath für Euch alle. Mir folgt ein Mann, der dich auch kennt und der dich sprechen will.“

„Wer ist er?“ — fragte Rinaldo, und dachte an den Alten von Fronteja.

Dieser aber war es nicht. Onorio trat ein. — Er war der Klausner, dessen Isotta erwähnte, der zuweilen sie besuchte. — Rinaldo flog auf ihn zu. Onorio schloß ihn in seine Arme.

Onorio. Du bist glücklich!

Rinaldo. Meine Mutter habe ich gefunden!

Onorio. Sie ist es.

Rinaldo. Du weißt es?

Onorio. Die Bäuerin, die du für deine Mutter hieltest, die dich erzog, war nicht deine Mutter. Das hat sie mir einst selbst gesagt. Ueber's Gebirg warst du ihr zur

Erziehung zugetragen worden. Deine Pflegeältern waren arme Leute, sie waren gezwungen, die Kostbarkeiten, die du um dich hattest, zu Gelde zu machen. Sie fürchteten Nachfrage, und flohen nach Ostiala, als du zwei Jahre alt warst. So konnte deine Mutter nichts von dir erfahren, und du bliebst der Sohn eines armen Mannes, der aus Noth an deinem Eigenthume sich vergriffen hatte und dies nicht zu gestehen wagte. — Ich erfuhr dies zu spät. Mein Verdruß trieb mich aus jener Klause, in der du Unterricht von mir empfingst.

Rinaldo. Und meinen Vater kennst du nicht?

Onorio. Ich hoffe, dein Glück wird dich ihn finden lassen.

Rinaldo. Du wolltest ja auf Lampidosa bleiben?

Onorio. Ich wollte, aber es sollte nicht seyn. — Barbaren störten mich in meiner Ruh, und ich entfloh ihren Nachstellungen nur mit äußerster Gefahr. Dies hat mich bewogen, Lampidosa zu verlassen. Ein Schiff brachte mich in diese Insel, und der Zufall führte mich in eine Klause, die ich noch bewohne. — Der Baron ist mein Freund; er würdigte mich seines Zutrauens, und Isotta schenkte mir ihr Vertrauen.

Rinaldo. O! gute Menschen! Ach! hier steht der Räuber zwischen euch.

Baron. Behutsam! — Isotta darf nie wissen, nie erfahren, daß du warst, was du nie hättest werden sollen. Schone die Mutter!

Onorio. Schone sie, uns alle, und dich selbst. — Wir haben keinen Umgang mit dem Räuber, wir lieben unsern Freund, und kennen sein voriges Leben nicht.

Rinaldo. Ach! ich kann ja doch nicht bei euch bleiben.

Baron. Nun kömmt mein Rath, mein Vorschlag. —

Weit entfernt von Italien, mußt du der Mutter leben. Sie glaubt dich flüchtig eines Zweikampfs wegen; sie glaube auch, daß du deswegen diese Insel verlassen mußt. Sie gehe mit dem Sohne.

Rinaldo. Wohin?

Baron. Ewiger Frühling lächelt auf den glücklichen Kanarischen Inseln —

Rinaldo. Dorthin! — O! daß wir doch schon auf dem Meere wären! daß ich, die theure Last in meinen Armen, fröhlich an's Land spräng' und ausrief: Ihr lachenden Gefilde, ein glücklicher Sohn führt euch seine Mutter zu! — Hinter mir läg' dann der Schauplatz meiner Verbrechen, vor mir lachte mich das Land meiner Entsündigung an, und ein neues Leben hätte einer neuen Welt mich wiedergeboren.

Erst gegen Abend sah Rinaldo seine Mutter wieder, die, gleichsam neu verjüngt, in seinen Armen lag und sich an seinen Blicken weidete. — Die Stunde der Mitternacht trennte endlich beide.

Onorio und der Baron hatten den folgenden Tag mit Isotta alles abgeredet, und diese willigte mit Vergnügen darein, mit ihrem Sohne Sardinien zu verlassen. Der Zweikampf blieb der Vorwand der Verkleidung, mit der Rinaldo sich umgeben mußte. Auch Isotta nahm Pilgerkleider, und beide gaben eine Wallfahrt vor, zum Wunderbilde der Hochheiligen Helferin zu Babato auf Maltha.

Der Baron besorgte Kleider und füllte die Kasse seiner Schwester wohl. — Endlich hatte er auch ein Englisches Schiff gefunden, und der Tag zur Abreise war festgesetzt.

Schmerzlich war die Trennung der Geschwister; Onorio's matte Augen glänzten in Thränen; man schluchzte laut und hatte keine Worte, als ein dumpfes Lebewohl!

„Reiset glücklich!“ schrie endlich der Baron, und riß sich aus den Armen los, die ihn umfingen.

„Reiset glücklich!“ — wiederholte Onorio.

„Lebet wohl!“ — schluchzte Isotta.

„Lebet wohl!“ — stöhnte Rinaldo.

Achtzehntes Buch.

Wenn nun alle Sterne prangen,
Die dir glänzen sollen, sinkt
Deine Sonne; aufgegangen
Ist der Mond; die Sichel winkt!

Schon waren Isotta und Rinaldo auf dem Schiffe. Die Anker wurden gelichtet; ein günstiger Wind schwellte die Segel; das Schiff flog aus dem Hafen in's Meer. — Das Kastell lag in der Ferne; die Thürme wurden kleiner; das Land verschwand.

Einer Wolke gleich lag die Insel den Schiffenden im Rücken. Rund umfangen mit der unermeßlichen Fläche des Meer's, umgeben mit dem ausgedehnten Gewölbe des Himmels, schwebte lustig dahin das Schiff über die glatten Wellen; ein frischer Süd-Ostwind blies in die runden Segel, und schnell durchschnitt der Kiel die braunen Fluthen.

Rinaldo ergriff die Guitarre. Jetzt erwachte sie wieder in ihm die Liebe zum Gesange, er fühlte sich begeistert; er spielte und sang:

Wie ein Schiff durch Meereswellen,
Schwebt das Leben durch die Zeit.
Dieses Schiffes Segel schwellen
Zufall und Gelegenheit.

Wünsche sitzen an dem Steuer,
Hoffnung hält den Anker fest.
Der ersehnten Liebe Feuer
Wird dem Schifflein sanfter West.

Doch des Unglücks Stürme brechen
Bald herein von Ost und Nord,
Wellen drohen zu zerbrechen
Des bedrohten Schiffes Bord.

Endlich lächelt doch der Hafen
Und das längst ersehnte Land.
Wenn sich Wunsch und Hoffnung trafen,
Gab der Zufall oft die Hand.

Stille Sehnsucht blickt zum Strande,
Und die Freude schwebt zum Port;
Beide finden nun am Lande
Den gewünschten Freudenort.

Ha! die klaren Zwillingssterne
Lächeln an dem Aether mir.
Fremdes Land! in schöner Ferne,
Such' ich meinen Port in dir!

„In der That, — sagte der Kapitain; — das Liedchen hat mir gefallen und der Herr Passagier singt recht gut! Mein God save the King! schnurre ich wohl auch mit weg, aber so künstlich brächte ich keinen Gesang heraus. — Wir müssen eine Bouteille Zyperwein mit einander ausstechen!“

Das geschah, und der Kapitain erzählte seine Seeabenteuer. — Im Schiffe war die ganze Mannschaft munter und vergnügt.

Diese Freude dauerte aber nur einige Tage. Ganz unerwartet brach eines Tages gegen Abend wüthend der Sturm los und schleuderte das Schiff von seinem Laufe. — Es flog zwischen den Liparischen Inseln durch, nahe

an Palmaria vorbei. Umsonst versuchte man einzulaufen. Drei Tage schwebte das Schiff im Sturme umher, und endlich gelang es, aber nur mit großer Anstrengung, bei Capo di Calaro auf Sicilien die Anker auszuwerfen und das Schiff fest zu machen.

Isotta war krank und mußte an's Land gebracht werden. Bekümmert folgte ihr Rinaldo nach Sinagra in eine ihm bekannte Gegend.

„So bin ich denn wieder, wo ich war! — rief er aus; — hieher soll ich die Mutter führen, wo mein Fuß so oft schon wandelte, und ach! in welcher Gestalt! — Wieder in Sizilien! Wieder in Gegenden, die mich einst als Räuber sahen! — Und hier sollte ich unerkannt bleiben können? — — Die Mutter kann ich nicht verlassen! Es komme über mich, was beschlossen ist!"

Er konnte nicht zu Schiffe gehen. Der Kapitain mußte nach zwei Tagen ohne ihn wieder in die See stechen.

Isotta wurde kränker. Sinagra lag zu nahe an der Küste; die Kranke mußte tiefer in's Land gebracht werden.

„Ach! — seufzte Rinaldo; — dieses sind die mir so wohlbekannten Berge von Remata!"

Er miethete sich in einem kleinen Landhause ein, und nahm eine Wärterin für seine kranke Mutter an.

Täglich schweifte er umher und konnte es sich nicht verwehren, auf bekannten Plätzen zu verweilen.

Zitternd bestieg er die bekannten Berge, und blickte nach dem Schlosse, aus welchem sein Bekenntniß ihn trieb, als Dianora glücklich sich an seiner Seite wähnte.

„Dort liegt das Schloß! — seufzte er; — ich erblicke die bekannten Mauern, die Brücke, den Thurm — und,

ach! sehe mich dem allen gegenüber in Angst und Besorgniß!"

Langsam ging er weiter, und nahte sich schon dem Berge, auf dessen Scheitel das Schloß sich erhob. Die goldenen Fähnchen auf den Thürmen blitzten ihm entgegen. — Am Fuße des Berges warf er unter einem Baume sich nieder, und wagte es nicht, weiter zu gehen. In tiefe Betrachtungen verloren, schlummerte er endlich ein. Aengstliche Träume quälten ihn. Er sah Dianoren, sah seinen Sohn, und dieser zuckte gegen ihn den Dolch. Er schrie:

„Halt ein! Ich bin dein Vater. Laß mich leben! Für meine Mutter laß mich leben!"

Er erwachte, trocknete den Schweiß sich von der Stirn, erhob seine Augen — sprang erschrocken auf und schrie:

„Was ist das? — Heiliger Gott! — Dich, — dich sehe ich hier?"

Vor ihm stand der Alte von Fronteja in ländlicher Landestracht. Er nahte sich ihm.

„Ich kenne diese Stimme!"

„O ja! Du kennst auch mich, wie ich dich kenne!"

„Jetzt weiß ich, wer du bist."

„Ich weiß es leider! auch."

„Sehr unkenntlich hast du dich gemacht. Nur ich konnte dich erkennen."

„Und du bist in Sizilien?"

„So frage ich dich."

„Sturm und Unglück trieben mich hieher."

„Ich hoffe, — in den Hafen. Wenigstens in Freundes Arme führte dich das ewig über uns waltende Geschick. — Kaum zwanzig Schritte weit von hier liegt meine kleine Wohnung. Dorthin folge mir."

„Mein Sohn! — begann der Alte, als sie in seiner Wohnung angekommen waren; — in diesem kleinen Hause heiße ich dich willkommen! eben so herzlich, als ich in Palästen dich willkommen hieß. Wie hat mein Herz sich nach dir gesehnt! Deinetwegen habe ich viele Thränen vergossen, die aber alle nun vertrocknen, da ich dich wieder in meine Arme schließen kann. — Wir sehen uns wieder!"

„O! daß wir uns glücklich nennen könnten!" — seufzte Rinaldo.

„Sind wir es nicht?"

„O! wer weiß, welch ein neues Unglück uns beweißt, daß wir es nicht sind!"

„Was man nicht wünscht, muß man nicht denken. Ich lebe etwas länger schon, als du, und weiß, was der Mensch zu thun hat, um ruhig zu leben. — Du siehst mich hier als Landmann; was mich umgibt, ist ländlich. Hier denke ich, oder wenigstens doch in diesem Zustande, wenn auch anderswo, zu sterben, ob ich gleich seit meiner Geburt mehr auf seidenen Polstern, als auf dem einfachen Lager eines Landmanns lag."

„Bist du ein Prinz, wie man sagt?"

„Höre meine Geschichte, und erfahre, wer ich bin; erfahre, was du jetzt erfahren kannst, und nimm mein Wort, daß du die reinste Wahrheit hörst. Ich will dir nichts verhehlen; du sollst alles wissen."

Geschichte des Alten von Fronteja.

„Gegen seines Vaters Wissen und Willen trieb den Prinz **Anselmo Sansovini** sein Muth in den Krieg. Ungestüm klopfte sein Herz den Waffenthaten entgegen. Er diente und focht als Edelmann, ohne sich zu erkennen zu geben, als Volontair gegen die Türken. In einer heißen Schlacht wurde er verwundet und gefangen genommen. — Zufällig sah ihn der Seraskier. Seine Bildung gefiel ihm; er nahm sich seiner an, ließ ihn kuriren, und schickte ihn dem Großvezier zu. — Dieser fand eben so viel Vergnügen an seinem Gefangenen, als der Seraskier, unterhielt sich oft mit ihm, bewunderte seine Kenntnisse, seinen Verstand, und wurde ganz zu seinem Vortheile von ihm eingenommen."

„Der Großherr kam eben damals selbst zur Armee, und der Vezier stellte seinen Gefangenen seinem Souverain vor. Auch dieser schenkte demselben seine Gnade, und nahm ihn, als er die Armee verließ, mit nach Konstantinopel."

„Ich vermeide alle Weitläufigkeiten, und sage daher nur ganz kurz, daß Anselmo der Liebling des Großherrn, und endlich sogar sein Vertrauter wurde."

„In Andrianopel erhielt er Gelegenheit, eine von den

Schwestern des Sultans genauer kennen zu lernen, als es hätte seyn sollen. Dieser verbotene Umgang drohte bald mit einem lauten Zeugen, und erhöhte die Verlegenheit der Liebenden auf den höchsten Grad. Sie wagten endlich einen kühnen Schritt, den besten, den sie, wie sie meinten, wagen konnten und mußten. — Anselmo und Fardina warfen sich dem Sultan zu Füßen, und machten ihn selbst zum Vertrauten ihres Glücks und ihres Unglücks."

„Der Großherr wollte sich Anfangs den Ausbrüchen des höchsten Zorns überlassen, und fuhr schon nach dem Säbel, sie beide selbst zu bestrafen, als Fardina aus dem Koran ihm zurief: „Gott ist barmherzig, und die Menschen sind sein Ebenbild!" — Der Großherr hörte die Worte des Propheten, faßte sich, zog die Hand von dem Säbel, und kündigte ihnen ihr Urtheil an."

„Anselmo, der seinen Stand entdeckt hatte, wurde einem Venetianischen Schiffe übergeben, und ging nach Maltha, wo er das Kreuz annahm."

„Fardina wurde nach Syrien verwiesen. — Zu Damascus gebar sie einen Sohn, den der Bassa einem griechischen Priester übergab, der ihn erziehen ließ, und als er acht Jahr alt war, ihn nach Griechenland schickte. Hier wurde der Knabe einem weisen Manne übergeben, der die Weisheit der alten und neuen Zeit in sich vereinigte, und der seinen Zögling so gelehrig fand, als er es sich nur wünschen konnte."

„Siebenzehn Jahr alt war der Knabe, als er mit seinem Lehrer auf Reisen ging. Beide durchreisten ganz Griechenland, gingen nach Aegypten, durchstreiften die Sandwüsten, besuchten die Oasis des Ammons-Tempels, bewunderten die Pracht der Pyramiden, und studirten unter

Thebens Ruinen die Mysterien der Ceres und Proserpina."

„Dieser Knabe, den du jetzt auf Reisen siehst, ist der Mann, der mit dir spricht. Ich bin es. — Ich bin Nikanor, der Sohn der Sultanin Fardina."

Hier entstand eine kurze Pause, nach welcher der Alte in seiner Erzählung fortfuhr:

„Zwanzig Jahr war ich alt, als mich mein Lehrer nach Damaskus führte und mich dem Bassa übergab. Dieser erklärte mir das Geheimniß meiner Geburt und brachte mich zu meiner Mutter."

Rinaldo seufzte tief auf. Der Alte sah ihn fragend an, und erzählte endlich weiter:

„Wie zärtlich empfing mich diese gute Mutter! — Ach! ich fand sie krank." —

„Krank?" — rief Rinaldo aus.

Der Alte sah vor sich nieder, und sprach mit gebrochener Stimme weiter:

„Sie starb in meinen Armen und hinterließ mir ihre Schätze."

Hier verhüllte er sein Gesicht, und als er es wieder enthüllte, glänzten Thränen in seinen Augen. — Rinaldo's Augen waren naß, er blickte tiefgerührt zur Erde. — Endlich faßte der Alte sich wieder und sprach weiter:

„Ich verließ Syrien, durchzog Indien und Persien, studirte die Theologie der Braminen, und die Lehrsätze des Zenda Vesta der Parsen. Selbst China habe ich durchzogen. Ich kannte nun die emblematische Mythologie verschiedener Völker, und ging nach Europa zurück."

„In meinem sechs und zwanzigsten Lebensjahre kam ich nach Maltha und warf mich in die Arme meines Vaters. Dieser versah mich mit Empfehlungen, und sendete mich nach Rom. — Leider! folgte mir dahin bald die Nachricht

von seinem Tode nach, und mir blieb nun von meinen Eltern nichts mehr übrig, als ihr mir noch immer heiliges Andenken und ihre Schätze."

„Rom war kein Ort für meinen Geist, für meine Wissenschaften. Ich ging nach Florenz. Dort wurde ich mit einem Fräulein bekannt, das ihre Eltern zum Kloster bestimmt hatten. — Wir sahen, wir liebten uns. — Die Wachsamkeit der Eltern wurde hintergangen, und wir — waren glücklich, um unglücklich zu werden. — Ihr Bruder nahm sich der verletzten Ehre seines Hauses an, er hörte nicht auf meine Vorschläge, verwarf meine Bitten, mit seiner Schwester ehelich mich zu vereinigen, und zwang mich zum Zweikampf. Er fiel. — Ich floh in die Schweiz, um den Nachstellungen der Familie zu entgehen. — Ich ging nach Frankreich, durchzog Spanien und Portugall, und ging endlich nach sechs Jahren nach Italien zurück. — In Venedig erfuhr ich, meine Geliebte sey Mutter eines Sohnes geworden. Ihr Vater hatte Florenz verlassen. — Ich eilte dahin. Eine alte Wärterin meiner Geliebten gab mir die Versicherung, mein Sohn werde auf dem Lande erzogen; wohin die Mutter gekommen war, wußte sie nicht. — Vergebens suchte ich zwölf Jahre hindurch Weib und Kind, und fand sie nicht! — Allenthalben suchte ich meinen Sohn auf mit Vaterliebe, und endlich — fand ich ihn."

„Du fandest ihn?" — fragte Rinaldo schnell, mit sichtbarer Unruh.

Der Alte fuhr fort:

„Ja! — Ich fand ihn. — Aber, wo?"

„Wo?"

„Ach! ich fand ihn an der Spitze einer Räuberbande."

„Großer Gott!" — schrie Rinaldo.

Gelassen sagte der Alte:

„Du — du selbst bist mein Sohn.“

Rinaldo. Ich bin dein Sohn?

Nikanor. Dies erklärt dir alles, was ich für dich that und was ich nicht für dich thun konnte.

Rinaldo. Mein Vater!

Nikanor. Mein Sohn! — In meinen Armen starb meine gute Mutter! — Das Schicksal will's, ich soll in meines Sohnes Armen sterben!

Rinaldo. Ach! mein Vater! Du weißt nicht, ahnest nicht —

Nikanor. Ich weiß, daß wir uns nun nie wieder trennen werden. Ein Etwas sagt mir, deine Hände werden meine Augen schließen.

Rinaldo. Nein, Vater! nein! — Der Sohn reifte früher dem Tode.

Nikanor. Sey ruhig! Du kannst nun nur in Vaterarmen sterben. Ich drücke dich an dieses Herz, entsage allen Gaukelspielen meines bunten, abenteuerlichen Wallens in dieser Welt, und trenne mich nun auch selbst im Tode nicht mehr von dir!

Rinaldo. O Mutter!

Nikanor. Ach!

Rinaldo. Isotta!

Nikanor. Wie? — Isotta nennst du deine Mutter?

Rinaldo. Isotta Moniermi.

Nikanor. Dies ist ihr Name. — Wer sagte dir den Namen deiner Mutter?

Rinaldo. Sie selbst.

Nikanor. Sie selbst? Isotta selbst?

Rinaldo. O! meine gute Mutter!

Nikanor. Wo sprachst du sie? — Lebt sie noch? —

Rinaldo. Sie lebt.

Nikanor. Wo?

Rinaldo. Nicht weit von hier. — Mit mir kam sie hieher.

Nikanor. Nach Sizilien? Hieher? — Und sie lebt? — O! sieh! Die Freude macht mich jung. Ich denke nicht mehr an den Tod. Isotta lebt? Für sie will ich leben! — O! führe mich zu ihr! — Ich übersteige die Gebirge, ich eile ihr zu, ich drücke sie an meine Brust. Isotta! meine Liebe! Dich, dich soll Nikanor wieder finden? Dich Todtgeglaubte soll er sehen, an sein Herz soll er dich drücken? — O! zaudre nicht! Du fühlst es nicht, was ich empfinde! Du hast sie schon gefunden, ich aber suche sie noch. — Fort! Fort zu ihr!

Rinaldo. O! fasse dich! — Laß mich zu Worten kommen und höre mich.

Rinaldo erzählte seinem Vater alles, was wir schon wissen, schilderte ihm den Zustand seiner Mutter, und bat ihn, durch seine schnelle Erscheinung ihr nicht den Tod zu geben. — Nikanor sah wohl ein, daß er seiner Ungeduld, Isotta zu sehen, entsagen müsse, und beide redeten nun ab, wie sie auf eine solche Erscheinung und Zusammenkunft vorzubereiten sey.

So schieden sie, und Rinaldo eilte zu seiner Mutter.

Er fand sie über seine lange Abwesenheit unruhig. Mit der Erzählung, einen alten Bekannten getroffen zu haben, beruhigte er sie.

Den folgenden Morgen kam ihm Nikanor auf halbem Wege entgegen. Er gab ihm Kräuter und einen Trank. „Diesen Trank, — sagte er; — zu verfertigen, lernte

ich von einem alten Koptischen Priester, der noch die Koptische Sprache sprechen konnte und verborgen unter den Ruinen von Theben lebte. Dort suchten ihn nur Kranke auf, und er half ihnen. Die Kräuter, die ich dir gebe, wachsen in Henna's blumenreichen Feldern, aber sie wachsen auch um den Quellen des Nils. Ein Abyssinier, den ich in Mekka kennen lernte, machte mich mit ihren Kräften bekannt. — Gebrauche beides, stärke deine Mutter, bereite sie vor, und laß mich bald wieder meine liebe Isotta umarmen. — Hoffnungen und Wünsche beleben meine Brust, wie die Brust eines Jünglings. Des Lebens schönster Traum schlingt seinen Mohnenkranz aufs neue um meine Sinne, ich spreche das Zauberwort Liebe mit Entzücken aus, und alle meine Sinne wiegen sich in sanfter Zärtlichkeit! — O mein Sohn! die Sehnsucht tödtet mich, wenn ich die Treugeliebte nicht bald an diesen klopfenden Busen drücken kann. — Eile! bringe der Geliebten diese heilsamen Tropfen, und gegen Abend sprechen wir uns hier auf diesem Platze wieder."

Rinaldo erfüllte den Willen seines Vaters. Isotta nahm den Trank und fiel in einen tiefen Schlaf. Gestärkt, erwachte sie nach einigen Stunden wieder und befand sich wohl.

Mit dieser Nachricht eilte der frohe Sohn zum harrenden Vater. Froh ergriff dieser seine Hand und rief aus:

„Bald werde ich glücklich seyn!"

Rinaldo hob seine Blicke zu dem bekannten Schlosse und seufzte:

„Auch ich war einst glücklich!"

Nikanor. Auch die Rückerinnerung schenkt Freuden. Sie ist dem Monde gleich, der uns die Sonne gibt.

Rinaldo. Ist dieses Schloß jetzt bewohnt?

Nikanor. Ich glaube wohl, doch weiß ich das nicht gewiß. — Laß uns von deiner Mutter sprechen! — Morgen wird sie ihr Lager verlassen; du bereitest sie ein wenig vor, und ich erscheine.

Rinaldo. Nur nicht zu rasch!

Nikanor. Sey ohne Sorge! Ich kenne die Kräfte des Trankes, und hier gebe ich dir noch ein Elixir. Dieses wird alles vollenden. Nichts Kräftigeres hat die Natur; es ist die Quintessenz von allen ihren heilenden Kräften.

So fand es sich. — Isotta verließ am folgenden Morgen ihr Lager und wußte nichts von Krankheit mehr.

Isotta. O mein Sohn! woher hast du diese Wundertropfen?

Rinaldo. Es gab sie mir ein alter Freund, den ich ganz unvermuthet in diesen Bergen fand.

Isotta. Gott segne ihn; er ist der Retter meines Lebens; er gab dir deine Mutter wieder. — Ich muß ihm danken, führe mich zu ihm! — Der gerettete Kranke versteht es am besten, seinem Arzte zu danken. Wie nennt sich dieser Freund?

Rinaldo. Nikanor.

Isotta. Nikanor? — Wie? Nikanor? — Ach! dieser Name sagt mir schon, daß er mein Retter seyn konnte. — Nikanor hieß der Mann, der dieses Herzens schönste Freude war. Nikanor hieß dein Vater. — Um dieses Namens willen liebe ihn, mein Sohn!

Rinaldo. Er ist ein sehr erfahrner Mann, und seine Wissenschaft stammt aus den Morgenländern.

Isotta. Die kannte auch dein Vater. Sie waren seine Wiege. Dort wuchs er auf, und dort — ruhen auch, — sagt man, — seine Gebeine.

Rinaldo. Das wißt Ihr nicht gewiß?

Isotta. Gewißheit habe ich nicht.

Rinaldo. Vielleicht lebt er noch in jenen Ländern.

Isotta. Das wünscht mein Herz, und glaubt es doch nicht.

Rinaldo. Wenn wir ihn nun irgendwo fänden, wenn er auf jenen glücklichen Inseln —

Isotta. Ich hoffe nichts.

Rinaldo. Du hast den Sohn gefunden, laß mir den süßen Wahn, den Vater auch zu finden!

Isotta. O! nähre du diese Hoffnung! Ich habe ihr entsagt. — Zu deinem Freunde führe mich!

Rinaldo. Er kömmt zu uns. Er will die Kranke sehen.

Isotta. Nikanor! der süße Zufall gab dir diesen Namen, und deine Wissenschaft ein Gott. — Stammt dieser Mann aus diesem Lande? Nennt er sich nur Nikanor?

Rinaldo. Nikanor Sansovini.

Isotta. Sansovini? — Nikanor Sansovini? — Mein Sohn! — Er ist dein Vater!

Rinaldo. Er ist es.

Isotta. O Gott! — Ach! Sansovini —

Sie sank in seine Arme. Er trat herein bei ihrer letzten Rede. Er drückte sprachlos sie an seine Brust, und Thränen rollten über seine Wangen. Isotta weinte Freudenthränen, und mit ihr der gerührte Sohn. — Stumm blieb die ganze Scene, bis Nikanor endlich sprach:

„Die Mutter weinte, als sie den Sohn wiederfand, sie weint, da sie den Gatten findet; wir weinen mit ihr. Es sind Thränen des Entzückens. Die Wahrheit unserer Empfindungen beglaubiget sich in Thränen. Sie sind das älteste Siegel der Wahrheit, ein Pfandbrief, der im Herzens gelöst, und mit den Augen ausgeliefert wird.

Nikanor und Isotta waren nun allein, und Rinaldo schweifte auf den Bergen umher.

„Darf ich mit frohem Herzen, o goldene Sonne! — rief er aus; dich wieder begrüßen? Beleben diese mächtigen Strahlen mit frohen Hoffnungen mein Herz, oder sind es bange Erwartungen, die es heben? — Du lächelst ja so mild, freundliches Licht der Welt! Ach ja! du lächelst auch mir!

Er stieg hinab ins Thal, und erstieg mit zitternden Füßen den Berg, auf welchem das Schloß lag.

Schon war er an der Zugbrücke. Dort spielte ein freundlicher Knabe mit bunten Steinchen, ein schäkerndes Windspiel neben sich.

Beherzt sah der Knabe den Fremden an und fragte: „Was willst du, fremder Mann?“

Rinaldo konnte nicht antworten. Thränen erstickten die Sprache; sein Herz drohte den Busen zu zersprengen. — Der Knabe wurde freundlich und sagte:

„Weine nicht! — Ich hole dir Brod und Geld.“

Damit sprang er über die Zugbrücke ins Schloß. — Rinaldo warf sich zu Boden und schluchzte laut:

„O! brich, mein Herz! Ihr Augen, schmelzt in Thränen! — Ihr saht meinen Sohn!“

Er wankte auf, lehnte sich an einen Baum, und blickte gen Himmel sprachlos, mit bebenden Lippen.

Der Knabe kam zurück, brachte ihm ein Stück Brod und Geld, und sagte freundlich:

„Da, nimm! — Weine nicht mehr. Gott wird dir helfen; Er verläßt keinen Menschen.“

„O! guter, lieber Knabe! — stammelte Rinaldo. — Ich danke dir! — Ach! du weißt nicht, wem du deine Gabe gibst! — Ich danke dir!“

Knabe. Du bist ein armer Mann —

Rinaldo. Ja wohl! ein armer Mann bin ich! Doch dieser Augenblick macht mich sehr reich.

Knabe. Es ist nur wenig Geld, was ich dir geben kann; es ist das letzte aus meiner Sparbüchse. Morgen bekomme ich erst wieder Geld, und wenn du morgen wieder kommen willst, sollst du mehr bekommen.

Rinaldo. Gutes Kind! Dies ist schon allzuviel für mich, um mich glücklich zu machen.

Knabe. Wo kömmst du her?

Rinaldo. Weit über's Meer.

Knabe. Was suchst du hier?

Rinaldo. Einen Sohn.

Knabe. Ist er noch klein?

Rinaldo. So groß und alt wie du.

Knabe. Der muß sich weit verlaufen haben! Ich bleibe fein vor unserm Schlosse, und gehe nicht weg von hier.

Rinaldo. Aber doch zuweilen mit der Mutter?

„Lionardo!" — rief eine weibliche Stimme.

„Die Tante ruft!" — sagte der Knabe, und sprang über die Brücke ins Schloß zurück.

Wie verfolgt, eilte Rinaldo hinab ins Thal über die Berge in seine Wohnung zurück.

Isotta schlummerte. Nikanor trat ihm fragend entgegen:

„Was hast du?"

„Ach Vater!"

„Was ist dir? — Du zitterst? —"

„Vater! Was ich gesehen habe —"

„Was?"

„Vater! Ich habe meinen Sohn gesehen.“

„Deinen Sohn?“

„Dieses Brod, dieses Geld reichte er mir, hielt mich für einen Bettler, und wußte nicht, wie reich ich war in diesem Augenblick.“

„Du sahst den Sohn allein?“

„Allein. — Gott sah sein Herz. O! wohlthätiger, guter Knabe!“

„Gingst du in's Schloß?“

„Nein. — Ich sprach den Knaben vor der Zugbrücke. — O Vater! mein Herz! — Ich sah den Sohn!“

„Werde ruhig!“

„Wie kann ich dieses Herz beruhigen? Es klopft nach meinem Kinde.“

„Fasse dich!“

„Ist das möglich?“

„Uebereile dich nicht!“

„Kann Vaterliebe sich übereilen?“

„In deiner Lage, ja! — Entdecke dich dem Knaben nicht, du könntest ihn verlieren, du könntest deine schönsten Hoffnungen vernichten.“

„O mein Lionardo! Dich soll ich nicht an meinen Busen drücken?“

„Nur nicht zu rasch! Der Knabe ist nicht dein allein.“

„Ich bin Vater.“

„Ist dies des Knaben Glück?“

„Das meinige.“

„So störe das seinige nicht. — Fasse dich, werde ruhig, und dann wollen wir zusammen von den Maßregeln sprechen, die du zu nehmen hast. — Jetzt keine Uebereilung! — Dir ist es nicht vergönnt, rasch einherzutreten. Dein Schritt sey sicher und nicht übereilt. Hier ist ein rasches

Spiel verloren. Gehst du langsam, so ist vielleicht noch alles zu gewinnen. — Noch einmal, Sohn! überlege, und übereile dich nicht.“

Rinaldo konnte kaum den Morgen erwarten. Er eilte nach dem Schlosse.

Der liebe Lionardo saß spielend mit seinem Windspiel vor der Brücke. — Rinaldo nahte sich ihm kaum, als er aufsprang, zu ihm trat und ihm Geld gab.

„Da hast du mehr, als ich dir gestern geben konnte;“ sagte er.

Rinaldo dankte, sah auf die Erde und sagte:

„Du spielst mit schönen bunten, glänzenden Steinen!“

„Willst du sie haben?“ — fragte der Knabe schnell.

„Ach nein! — antwortete Rinaldo; — aber ich mag solche Steinchen gern sehen.“

Indem er das sagte und unter den Steinchen wühlte, schob er einen Ring unter dieselben. — Hierauf unterhielt er sich mit ihm, bis der Knabe, des Fragens und Antwortens müde, wieder nach seinen Steinchen griff. Er fand den Ring, sah ihn verwunderungsvoll an, und fragte:

„Was ist das? — Das ist ja ein Ring!“

„Den mußt du deiner Tante bringen; — sagte Rinaldo. — Die wird sich sehr darüber freuen.“

„Das ist auch wahr!“ — rief der Knabe aus, und eilte ins Schloß.

Rinaldo zog ein Pulver aus der Tasche, und machte sich dadurch noch unkenntlicher, als er schon war. — Lionardo kam mit der Tante zurück. Er zeigte auf den Unbekannten, der vor der Brücke lag, und sagte:

„Der Mann war dabei! — Der Ring lag unter meinen Steinchen.“

„Guter Freund! rief die Dame; kommt doch näher!"

Rinaldo blickte auf. Es war Violanta, die mit dem Knaben kam. Gelassen sagte er:

„Ich habe es gesehen. Der Kleine hat den Ring unter diesen bunten Steinchen gefunden."

Violanta trat näher, sah ihn forschend an, und fragte:

„Der Knabe fand den Ring?"

„Er fand ihn."

„Und du — machtest keine Ansprüche daran?"

„Er gehörte nicht mir."

„Aber du scheinst doch arm zu seyn?"

„Arm bin ich, und ich bin auch reich. Wer wenig braucht, hat stets Ueberfluß."

„Wer bist du?"

„Ein Waller."

Lionardo. Er sucht seinen Sohn.

Violanta. Seinen Sohn?

Lionardo. Ja. — Weit kömmt er über's Meer, ihn aufzusuchen. Das hat er mir gestern schon erzählt.

Violanta. Gestern schon? — Mein Freund! rede er selbst. — Was sucht er hier? Was hat er mit dem Kinde zu sprechen? — Warum kam er heute wieder hieher? Wir haben Mittel, ihn zum Geständniß zu bringen, wenn er nicht sprechen will. Es gibt viel schlechtes Gesindel hier herum, und sein Aufzug — verkündiget eben nichts Erfreuliches.

Lionardo. Liebe Tante! sey nicht so zornig. Der arme Mann ist ja unglücklich. Gib ihm etwas, und laß ihn gehen.

Violanta. Will Er nicht sprechen?

Rinaldo. Was soll ich sprechen?

Violanta. Er ist verdächtig!

Rinaldo. Ich? — Ach Gott! — Signora! ist das Unglück verdächtig? Ihr wißt nicht, wie mir zu Muthe ist. — Seyd nicht so hart!

Lionardo. Er weint. — Der arme Mann! Ich will ihm noch etwas geben. — Sieh, Tante! sieh! Er weint!

Violanta. Verstellung!

Sie sah hinter sich, winkte, und zwei Diener kamen herbei.

„Nehmt diesen Bettler fest!" — sagte sie.

„Laßt ihn gehen!" schrie der Knabe, indem er sich von Violanten losmachte und zwischen Rinaldo und die Bedienten trat.

„Was willst du?" — fragte Violanta zornig, indem sie ihn zurückzog.

„Das Kind — sagte Rinaldo; — weiß wohl, was es thut. Der Himmel gibt ihm es ein, die Unschuld zu vertheidigen. — Signora! übereilt Euch nicht. Die Menschen sind nicht immer, was sie zu seyn scheinen. So ist es auch mit mir."

Violanta. Ihr habt Geheimnisse?

Rinaldo. Habt Ihr keine?

Violanta. Eine Gegenfrage?

Rinaldo. Erlaubt sie mir. — Wenn ich Eure Geheimnisse ehre, so ehret auch die meinigen. Es sind Geheimnisse eines Unglücklichen, der aber das nicht ist, wofür Ihr ihn haltet.

Violanta. Von Euch kömmt dieser Ring!

Rinaldo. Ich sah ihn erst, als ihn der Knabe fand.

Violanta. Wer kann das glauben?

Der Alte von Fronteja trat herzu in prächtiger Spanischer Tracht, wendete sich gegen Rinaldo und sagte:

„Nun weiß ich, wer du bist! Du folgst ohne Widerrede meinen Leuten, oder du bist verloren."

Der Knabe bat:

„Ach! thut dem armen Manne nichts!“

Nikanor küßte den Knaben und sagte freundlich:

„Auf deine Vorbitte soll er ohne die verdiente Strafe davon kommen.“

„Ihr kennt ihn?“ — fragte Violanta.

„Ich kenne ihn;“ — sagte Nikanor, und streckte die Hand gegen die Gebirge aus.

Rinaldo verstand diesen Befehl, und ging langsam davon. Lionardo rief ihm nach:

„Lebe wohl, du armer Mann!“

Rinaldo streckte seine Hände nach ihm aus und rief:

„Gott segne dich!“

Nikanor nahm Violantens Arm und ging mit ihr in's Schloß. — Rinaldo sah ihnen nach. — Die Zugbrücke wurde aufgezogen.

Er kam in seine Wohnung, reinigte sein Gesicht, und sprach ganz gelassen, doch ziemlich zerstreut, wie diese selbst bemerkte, mit seiner Mutter. Bald aber suchte er das Freie, setzte sich unter einen Baum, der vor seiner Wohnung stand, und sah, in Gedanken verloren, hinaus in die Ferne. — So bemerkte er kaum, daß ein Mann neben ihm stand, der ihn genau besah.

Endlich fielen Rinaldo's Blicke auf den Gaffer. Er fragte:

„Was suchst du hier?“

„Ich suchte nichts, — war die Antwort; — als einen Schatz.“

„Den wirst du hier wohl schwerlich finden.“

„Es träumte mir in voriger Nacht, der Schatz stehe unter diesem Baume, und ich sollte ihn heben.“

„So mußt du nachgraben.“

„Erst will ich darüber mit einem Kapuziner sprechen. Ist ein Teufel dabei, so muß er beschworen werden, sonst bekomme ich nichts.“

Damit ging er fort, und Rinaldo sprang auf, seinem Vater entgegen, der eben, wieder in seine ländliche Tracht gekleidet, auf ihn zukam.

„O Vater! — rief Rinaldo ihm entgegen; — Ihr war't im Schlosse bekannt, wußtet alles, und sagtet mir nichts davon!“

Nikanor. Zu seiner Zeit hättest du alles erfahren.

Rinaldo. Ist Dianora in dem Schlosse?

Nikanor. Sie ist im Schlosse. — Seit dem Tode des Prinzen della Roccella verließ sie Lipari und begab sich hieher.

Rinaldo. Weiß sie, daß ich hier bin?

Nikanor. Nein. — Sie wird es aber erfahren.

Rinaldo. Doch bald?

Nikanor. Binnen drei Tagen wirst du sie sprechen. — Ich habe ihr meinen wahren Namen und Stand entdeckt; ich habe ihr gesagt, daß ich meine Gattin gefunden habe, und habe die gute Seele bereitwillig gefunden, sich mit uns nach den Kanarischen Inseln einzuschiffen. — Morgen führe ich deine Mutter aufs Schloß. Violanten habe ich alles vertraut. Morgen wirst du sie sprechen. — Jetzt laß uns zu deiner Mutter gehen. Noch darf sie von allem, was vorgeht, nichts erfahren. Alles bleibt unter uns.

Nikanor führte den folgenden Tag seine Gattin auf Dianorens Schloß. — Vor der Brücke erschien Violanta. Freudig eilte Rinaldo auf sie zu, ergriff ihre Hand und drückte sie an sein Herz.

Er. Freundin! — Hier sehen wir uns wieder! In diesem Schlosse fand ich Euch einst, gab Euch der Welt zurück und einer Freundin, die Eure Freundschaft erprobt und bewährt gefunden hat.

Sie. O! Mann des Unglücks! wie rühren mich deine Leiden! Du durftest dich nicht Vater nennen und empfingst Almosen von deinem Sohne. Die Stimme der Natur sprach laut; er trat zwischen mich und dich, und nahm sich deiner mit kindlicher Wärme an. Er wußte nicht, wer es war, den er vertheidigte. Sein Gefühl sprach für einen Unglücklichen, und dieser, — war sein Vater!

Er. Er hat ein gutes Herz! — O! denket Euch, wie ich gerührt war. — Bald werde ich ihn Vater nennen dürfen, und seine Mutter werde ich wieder an dieses klopfende Herz drücken.

Etliche Jäger gingen über die Berge. — Violanta trat in's Schloß. Rinaldo folgte ihr.

Sprechend standen sie im Schloßhofe, als Lionardo, der am Fenster stand, seiner Mutter zurief:

„Dort steht der arme Mann und spricht mit der Tante."

Dianora trat an's Fenster, ehe es Nikanor verhindern konnte. Sie sah hinaus, schrie laut auf:

„Er ist's!"

und sank in Isottens Arme.

Nikanor rief Violanten. Rinaldo ging ihr nach. Lionardo jammerte:

„Die Mutter ist erschrocken!"

Sich seiner selbst unbewußt, trat Rinaldo in's Zimmer, als eben Dianora wieder zu sich kam. — Nikanor winkte allen zu, das Zimmer zu verlassen. Er selbst folgte und ließ die Zugbrücke aufziehen. Rinaldo und Dianora waren allein im Zimmer. — Er lag vor ihr. Sie sah zärt-

lich auf ihn herab, und heftig klopfte ihr Herz. Endlich sprach sie:

„So sehen wir uns dennoch wieder!“

Schnell und unruhig trat Violanta ein, indem sie sagte:

„Man sieht Soldaten im Thale. Sie beobachten, wie es scheint, das Schloß.“

Rinaldo sprang auf und rief:

„Nun! da ich glücklich bin, fehlt Euerm Glücke nichts, als mein Tod.“

„Was sprichst du?“ — fragte Dianora bestürzt.

Nikanor kam. Er fragte:

„Hast du dich einem Menschen außer uns entdeckt?“

Rinaldo erzählte, was ihm gestern mit einem Unbekannten begegnete.

Nikanor. Und du ahnetest nichts? — Der Kerl hat dich gekannt, war vielleicht einst einer deiner Leute, und der Schatz, von dem er sprach, bist du. Dich will er heben.

Rinaldo. Er hat sich verrechnet. — Ich fühle, daß mein Daseyn Euch stets zum Unglück gereichen wird, und weiß zu sterben.

Dianora. Unglücklicher!

Nikanor. Nicht zu rasch! Ein Augenblick darf nichts entscheiden.

Er verließ das Zimmer. Ihm folgte Violanta. — Dianora lag in Rinaldo's Armen. Stumm, und dennoch sprechend, blieb die Scene.

Die Soldaten standen vor dem Schlosse. Ein Kapuziner und der Kerl, der den Schatz heben wollte, waren bei ihnen. Der Offizier verlangte eingelassen zu werden. — Man fragte: was er suche? — Er antwortete, er habe

Ordre, das Schloß zu durchsuchen, und werde seine Befehle vorzeigen.

Nikanor trat auf die Warte und ließ sich mit dem Offizier in eine Unterredung ein.

„Wir wissen, — sagte er endlich; — daß Rinaldini sich in dieses Schloß geflüchtet hat. Ihn suchen wir. Bei uns sind Leute, die ihn kennen."

„Mein Sohn! — sagte Nikanor, indem er in's Zimmer trat; — du bist verrathen. Ich weiß jetzt nicht, was zu thun ist. Sammle dich und überlege."

Dianora sank auf ein Sopha. Violanta und Isotta eilten herbei. Nikanor und Rinaldo gingen in den Saal.

„Was willst du thun?" — fragte Nikanor.

„Ich will sterben!" — war Rinaldo's Antwort.

„Der Tod bleibt dir noch, wenn alles schon verloren ist."

Violanta stürzte herbei. Schlüssel klirrten an ihrer Seite; zwei brennende Wachskerzen trug sie in den Händen. Rinaldo erblickte sie kaum so, als er ausrief:

„Wie konnte ich auch etwas vergessen, das Violanta nicht vergaß! — Vater! öffne das Schloß. Die Soldaten finden mich nicht."

„Fort! fort!" — schrie Violanta.

Rinaldo nahm ihr die Schlüssel ab. Der Alte fragte:

„Wir lassen also die Zugbrücke fallen?"

„Sie falle! — sagte Rinaldo; — mich finden sie nicht."

Violanta reichte ihm ein Päkchen mit Proviant und kurzem Gewehr, gab ihm Feuerzeug, Kerzen und eine Brechstange, begleitete ihn bis an die Treppe, und ging dann dem Alten nach.

Die Leser kennen die unterirdischen Gänge dieses Schlosses, in denen einst Rinaldo Violanten fand. — Hier befand er sich wieder.

Die Thür des Eingangs hatte er hinter sich verschlossen und verriegelt. Eben das geschah mit der Thür, die sich an dem Ausgange des Gewölbes befand; er kam durch das zweite Gewölbe an Violantens Kerker vorbei, hob die eiserne Fallthür, stieg die Wendeltreppe hinauf, und kam in den einsamen Thurm, der allein auf der äußersten Spitze des Berges stand, auf welchem das Schloß lag.

Zwischen den Zinnen dieses Thurms hervor überblickte er die Gegend. Alles war rundherum öde und still. Nur das Blöcken und Brüllen der weidenden Heerden tönte zu ihm hinauf, und in der Entfernung erklangen die Schallmeien der Hirten. — Endlich ertönten die Abendmettenglocken der benachbarten Klöster, und es schwebte die goldene Sonne in Feuerpracht dem Meere zu. — Jetzt wurde es noch stiller, und leichte Abendwölkchen schwebten die Berge hinan.

Rinaldo blickte nach dem Schlosse zurück und seufzte:

„O Dianora! Ach! mein Lionardo!“

Am Fuße des Berges wandelten menschliche Gestalten umher. — Der Mond ging auf, trat hell und rein an den hellen Aether und versilberte die Bäche des Thals. — In den Schießlöchern der Warte nisteten Turteltauben. Ihr sanfter Flügelschlag durchtönte die Stille der Nacht.

„Da girrt der Gatte bei der Gattin; — seufzte Rinaldo; — da deckt er die liebliche Brut mit sanften Flügeln, und stille Ruhe umschwebt das liebende Pärchen!“

Er blickte über sich:

„Dort schwebst du, stiller Gefährte der Nacht! Heiter ist dein Antlitz und deine sanften Strahlen erquicken die

Fluren. Warum umleuchtest du nicht meine Pfade in den friedlichen Gefilden der glücklichen Inseln, wo man den Verbannten nicht kennt!"

Er sah hinab. Unten am Berge blinkten Gewehre.

Er verließ die Warte und stieg in die finstern unterirdischen Gänge zurück, durch die er gekommen war. — Vor der zweiten Thür hörte er Geräusch. Man sprach:

„Noch eine Thür! — Sie ist auch von innen verschlossen. — Brecht sie auf!"

Man setzte die Werkzeuge an. — Rinaldo floh die Treppe hinauf, warf die Fallthür hinter sich zu, und kam in den Thurm zurück.

Hier zog er aus dem Päckchen, welches Violanta ihm gegeben hatte, eine Strickleiter hervor, befestigte dieselbe, ließ sich an dem Thurme hinab, und zog die Leiter nach.

„Sehen Sie, mein lieber fremder Herr! — sagt der Führer, der die Fremden umher führt; — sehen Sie! dieses ist das Schloß der Gräfin Martagno, die so unglücklich war, den Räuberhauptmann Rinaldini zu lieben. — Hier steht die Warte, an der er sich hinabließ, als man ihn suchte. — Hinter diesem Dornenbusche, wo die Aloen stehen, fiel er und gab seinen Geist auf. — Er wollte den Berg hinab. Die Soldaten am Fuße des Berges sahen bei Mondenlicht sich etwas hier bewegen; sie schoßen herauf; er sank und verblutete hier sein Leben. Da sich weiter nichts regte, glaubten sie vermuthlich, nach einem Berghöhlen-Thiere geschossen zu haben, und suchten nicht nach. — — Als die Soldaten vom Schlosse abgezogen waren und nicht gefunden hatten, was sie zu finden hofften, suchten Rinaldini's Freunde umher, glaubten ihn

vielleicht in einer Berghöhle verborgen, und fanden ihn entseelt hinter jenem Busche."

Der Führer zieht den Hut, faltet die Hände und bewegt die Lippen. Dieses Gebet gilt der Seele des Verschiedenen. Dann fährt er fort:

„Hier an dieser Seite des Thurms bemerken Sie ein Kreuz in diesen Stein gehauen, und hier, wo wir stehen, unter uns, liegt Rinaldini. Der Boden ist gleich gemacht, kein Grabeshügel erhebt sich über seinen Gebeinen, und sein Leichnam ruht nicht in geweihter Erde."

„Unglücklicher!"

„Ja wohl, unglücklich!"

„Und sein Vater, seine Mutter, seine Gattin, sein Kind? Wo blieben diese?"

„Sie haben sich eingeschifft, in einen entfernten Welttheil zu gehen. Dieses Schloß bleibt unbewohnt, wird verfallen, und endlich zum Steinhaufen werden; dieser Thurm wird zusammenstürzen, und endlich des Unglückli chen Grabhügel werden. — Ruhig modere sein Gebein, und Friede sey mit seiner Seele!"

7501

7501

